Menge und Größe in der Wirtschaft

Grundlagen zur Kritik an der mathematisierenden Wirtschaftstheorie

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde.
Genehmigt von der Philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

Vorgelegt von

Otto Stein

aus Harburg a. d. Elbe

Tag der mündlichen Prüfung: 9. Februar 1933
Tag der Promotion: 9. Mai 1934

Gedruckt bei A. Heine G. m. b. H., Gräfenhainichen

Referenten:

Prof. Dr. Fr. v. Gottl-Ottlilienfeld
Prof. Dr. L. Bernhard

Gedruckt bei A. Heine G. m. b. H., Gräfenhainichen

Vorwort

Die Arbeit an dieser Untersuchung geht bis 1927 zurück und hat ursprünglich der Frage nach Sinn und Recht der „mathematischen Methode" in der Nationalökonomie gegolten. Die unbekümmerte Sicherheit, mit der man bei der Erörterung dieser „Methode" von „dem Quantitativen" spricht, hat den Anstoß zu der Frage gegeben, ob es denn wirklich so sicher und eindeutig ist, was man unter „dem Quantitativen" zu verstehen hat. Die Untersuchung — 1932 zunächst abgeschlossen — hat ergeben, daß die immer vorausgesetzte Eindeutigkeit gar nicht besteht, sondern daß, gerade wie das Erfahren, auch das Größendenken als solches aufspaltet zu einem grundsätzlichen Mehrerlei. Die für den Druck notwendige Kürzung hat zu der vorliegenden Neubearbeitung der Fragen geführt, wobei die Untersuchung der Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen ganz in den Vordergrund getreten ist. Der Aufweis des physikalischen Größendenkens als Gegensatz und die Kritik an der „mathematischen Methode" erläutern jene Hauptuntersuchung nur noch, die das gebildtheoretische Erfassen der wirtschaftlichen Größen in Haushalt, Markt, Unternehmung und Volkswirtschaft unterbauen will. Bei dem gegenwärtigen Stand der nationalökonomischen Theorie aber dürften die Beispiele an Kritik „aktueller" sein; mit Rücksicht darauf ist der Untertitel gewählt.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Die Fragestellung, ihre Notwendigkeit und ihre Eigenart

I.

In der nationalökonomischen Theorie hat man von Anfang an hauptsächlich die Größenfragen der Wirtschaft untersucht. So hält man es auch noch heute. Dafür zeugen z. B. die sog. Grundbegriffe, die in der Mehrzahl als Größenbegriffe gemeint sind.

Daß vor allem die Größenfragen die Theoretiker beschäftigen, erklärt sich schon zum guten Teil aus den Umständen, unter denen die Nationalökonomie bei uns aufgewachsen ist. Die Zeit, die das Wissen von der Wirtschaft zur nationalökonomischen Fachwissenschaft auszubilden begann, war zugleich die Zeit, in der der Kapitalismus zur Herrschaft gelangte. Er wandelte nach und nach die Wirtschaft um zur „Verkehrswirtschaft bei vorwaltendem unternehmungsweisem Erwerb" (v. Gottl-Ottlilienfeld). Die Gütererzeugung z. B. ging mehr und mehr auf Unternehmungen über, die für Märkte erzeugten, und die Haushalte mußten sich immer mehr darauf beschränken, ein Einkommen zu erzielen und auf den Märkten durch Kauf ihren Bedarf zu decken. Was seitdem in der Wirtschaft vor sich ging, schlug sich darum immer deutlicher sichtbar nieder in den Größen, im Auf und Ab der Preise, in der Höhe des Zinses und des Lohnes, in der Art und Höhe der Steuern, im Aufbau des Geldwesens. So lenkten vor allem die Größen den nachsinnlichen Blick des Erkennenden auf sich. — Auch mußten jene neuartigen Wirtschaftsgebilde besonders in die Augen fallen, die mehr und mehr die Führung in der Wirtschaft an sich rissen, die Unternehmungen. Für sie wurde aber das Durchrechnen von allem und jedem immer notwendiger. Sie und alle Haushalte verflochten sich weiterhin inniger auf dem Boden der Wirtschaftsgebilde größten Stiles

die nunmehr entstanden, der Volkswirtschaften. Dieser Vorgang wieder wurde den Betrachtern geradezu sinnfällig in dem Anschwellen des immer feiner verzweigten Stromes von Kauf-, Zahlungs-, Kreditvorgängen usw. zwischen den Wirtschaftsgebilden. Der in sich straff verbundene und für Größenänderungen sehr empfindliche Zusammenhang von Unternehmungen, Märkten und Haushalten stand den Betrachtern als das neue Wirtschaftsleben vor Augen, und es lag schließlich auch nahe, es als einen mehr oder minder durchrechenbaren Mechanismus zu deuten.

Weitere Anstöße dazu, daß sie vorwiegend auf das Größenhafte in der Wirtschaft sieht, hat die nationalökonomische Theorie von ihrer „Methodologie" erhalten. Nicht zum wenigsten wohl unter dem Eindruck der glanzvollen Entwicklung der Naturwissenschaften ist die Ansicht entstanden, die Nationalökonomie müsse sich hauptsächlich an das Größenhafte, das allem Anschein nach am schärfsten Erfaßliche, halten, wenn sie als Wissenschaft vorwärts kommen wolle. Man kann es immer wieder hören, etwas wissenschaftlich erfassen, das heiße, es „quantitativ" bestimmen. Angesichts des von Zahlen geradezu sprühenden Erkenntnisstoffes der Nationalökonomie brauche man diesen Gedanken nur entschieden zu verfolgen, und man könne schließlich auch die nationalökonomische Theorie in den Kreis der „exakten" Wissenschaften einführen.

Es sind also der Anlässe genug, mit den Aufgaben, die das Größenhafte in der Wirtschaft stellt, sich rege zu beschäftigen. Die Wirtschaft selber, die ein umfangreiches und verwickeltes Größenspiel so sichtbar aufweist, legt der Nationalökonomie diese Aufgabe anscheinend ganz besonders nahe. Was kann andererseits für eine Wissenschaft entscheidender sein als die ausdrücklichen Überlegungen, wie sie als Wissenschaft vorzugehen habe. Dabei kommt die Theorie aber wieder zu dem Ergebnis, daß sie vor allem das wirtschaftliche Größenspiel erklären müsse.

Nach allem könnte man vermuten, daß man in der nationalökonomischen Theorie die Größenfragen der Wirtschaft wirklich von Grund auf durchdächte. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber, daß man gewisse *grundsätzliche* Fragen nach den Mengen und Größen der Wirtschaft bisher vernachlässigt. Man versäumt ent-

weder überhaupt, sie zu untersuchen, oder man glaubt, sie kurzerhand beantworten zu können. Die hier gemeinten Fragen betreffen das Mengen- und Größenhafte der Wirtschaft als solches. Woraufhin liegen Mengen und Größen in der Wirtschaft als Tatbestände vor, in welcher Weise sind Mengen und Größen in der Wirtschaft von Wirklichkeit, das ist die Grundfrage unter ihnen.

Wenn man diese Frage auch kaum stellt, so beantwortet man sie doch eigentlich immer. Man entscheidet, richtiger gesagt, nebenher über sie in Theorien, in denen man bewußt mit etwas ganz anderem beschäftigt ist. Irgendwie greift der Theoretiker das Größenhafte auf, um dann erkennend seine Fragen an den Tatbestand zu stellen. Darin aber liegen immer schon gewisse Ansichten versteckt über die Art, in der die Mengen und Größen etwas Wirkliches sind. Der Theoretiker macht sich nur zumeist nicht klar, daß sie unbewußte Antworten sind auf Fragen, die er erst hätte stellen müssen. Jedoch nicht auf die Dauer kann die Theorie über jene Grundfrage nach der Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen unbewußt entscheiden, einfach nur mit der ganzen Art ihres jeweiligen Gebarens!

Es gibt im Bereich der Statistik und der Konjunkturforschung allerdings theoretische Arbeiten, die nach der Möglichkeit und dem Sinn des Rechnens mit wirtschaftlichen Größenausdrücken fragen[1]). Es handelt sich dabei aber fast nur um Einzelfragen des logisch richtigen Umgangs mit Größenausdrücken oder der Technik ihrer Berechnung. In dieser Abhandlung hingegen wollen wir die Frage in Angriff nehmen, wie überhaupt Mengen und Größen in der Wirtschaft etwas Wirkliches sind, wie wirtschaftliche Tatbestände gegeben sind, die man als mengen- und größenhafte bezeichnen kann.

Die erste Sorge ist, die Frage selber auszuarbeiten und zu entfalten. Die Einleitung und der Erste Teil sind dieser Aufgabe gewidmet. In der Einleitung zunächst weisen wir nach, daß es notwendig ist, die Frage aufzuwerfen und zu beantworten.

2.

Nichts ist von der nationalökonomischen Theorie wohl so bekannt wie der Umstand, daß sie durch und durch zerstritten ist.

Die Klage darüber ist wahrscheinlich so alt wie die Nationalökonomie selber. Aber Art und Grund des Streites sind bei weitem weniger in den Blick gekommen. Ist es nur so, daß die Forscher dieselbe Sache gleichsam von verschiedenen Seiten her sehen oder daß sie verschiedene Tatbestände aufgreifen, so daß sich ihre Forschungen immerhin ergänzen könnten, und sie sähen dies letztere nur nicht immer deutlich? So ist es nicht; der Grund zum Streit liegt tiefer. Die Ansätze schon des Denkens, die ersten Zugriffe auf das Wirkliche als solches sind verschieden. Nach der Weise, an wirtschaftliche Tatbestände als solche heranzugehen, sie begegnen zu lassen, trennen sich bereits die Theorien, und — was besonders schwer wiegt — bei den meisten bleibt diese ihre Grundlage überhaupt im ungewissen. Wenn man die wirtschaftlichen Tatbestände gebildtheoretisch erfassen, oder wenn man „wirtschaftliche Erscheinungen beobachten" will, wenn man „Bestimmungsgründe" für „Preise" in „objektiven" Verhältnissen oder in „subjektiven Momenten" sucht, die letzteren wieder „psychologisch" aufdecken oder sie „formalisieren" möchte, in all diesen Ansätzen des Denkens ist das Wirklich-sein wirtschaftlicher Tatbestände je anders verstanden. In dieser Schicht des Denkens, im Seinsverstehen selber, liegen die Unterschiede, hier allein kann auch über sie entschieden werden. Darum hat einst (1897) v. Gottl-Ottlilienfeld statt einer „Revision der Grundbegriffe", die doch nicht mehr verschlage, eine „Revision des Grundbegreifens" gefordert, eine neue „Konfrontation des Denkens mit der Wirklichkeit". — Liegt aber der Grund des Streites darin, daß man schon über die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände uneins und im ungewissen ist, so entsteht eben die Aufgabe, jene Seinsweise zu klären, insbesondere die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen.

Hat sich der Forscher — mehr oder minder unbewußt — auf einen Denkansatz gegenüber den wirtschaftlichen Mengen und Größen festgelegt, so sucht er die Fragen, die ihm einschlägig erscheinen, zu beantworten. Aber hat er eine Richtschnur dafür, welche Fragen die grundlegenden sind? Es gibt darüber heute nur Meinungen: so meint man, eine Theorie müsse die Höhen der wirtschaftlichen Größen „erklären"; „den Preis erklären" heißt heute, daß man die meist selber für größenhaft gehaltenen

„Bestimmungsgründe" für die Höhe „des Preises" sucht. Vielleicht ist das eine entscheidende Frage gegenüber den „Preisen", vielleicht aber auch nicht. Über die Art und die Ordnung der Forschungsaufgaben darf man in einer Wissenschaft aber nicht nur Meinungen hegen, mag der Alltag sie auch noch so sehr empfehlen. Auch ihre Fragen und deren Ordnung hat die Wissenschaft ausdrücklich zu sichern, und die Nationalökonomie kann dies in unserem Falle nur so, daß sie die größenhaften wirtschaftlichen Tatbestände nach ihrer Art, Tatbestände zu sein, befragt. Die Art allein, wie wirtschaftliche Mengen und Größen von Wirklichkeit sind, kann darüber entscheiden, was an ihnen in erster Linie zu entdecken ist als an einem soundso Wirklichen, welche nachgeordneten Fragen man aufwerfen kann usw. Die Fragen z. B., als was der „Preis" tatbeständlich zu erfassen ist, wie seine Höhe sich ändert, wenn . . ., diese Fragen kann man erst stellen und in ihrer Ordnung übersehen, wenn man vorweg gleichsam den Seinsbereich gesichert hat, in dem es so etwas wie den als Preis gemeinten Tatbestand überhaupt gibt.

Im ersten Ansatz also und im Fortgang bleibt die Theorie der wirtschaftlichen Mengen und Größen unsicher, wenn sie nicht vorweg ihre Gegenstände der Seinsweise nach ausgelegt hat.

3.

Wenn man in der nationalökonomischen Theorie Forschungsrichtungen unterscheidet, spielt dabei häufig die Vorstellung eine Rolle, die man von dem Verhältnis des wirtschaftlichen Größenhaften zum Nicht-größenhaften hat. Der Unterscheidung etwa von „ökonomischen" und „soziologischen" Theorien liegt die Vorstellung zugrunde, die ersteren behandelten im wesentlichen die wirtschaftlichen Größenfragen um den Markt herum, dies „rein Ökonomische" sei ihre eigentliche Domäne; in den „soziologischen" Theorien indessen suche man das Nicht-größenhafte des „Sozialen" und des „Organisatorischen" zu erfassen. „Rationale" und „anschauliche" Theorie, „exakte" und „realistische", „reine" oder „ordnende" und „verstehende", „mathematische" und nicht-mathematische Theorie — bei allen diesen Gegensätzen denkt man auf der einen Seite vorwiegend an die Untersuchung von

Größenfragen, während die Theorien der anderen Art die nicht-größenhaften „Umstände“ betrachten sollen, unter denen die „quantitativ“ bestimmbaren Vorgänge abliefen, also das „Ethisch-historische“, das „Irrationale“, die „Einflüsse von Recht und Staat her“ usw.

Daß diese Gegensätze klar herausgearbeitet wären, kann man nicht sagen. Sie sind mehr vom Gefühl aufgestellt als vom begrifflichen Denken auf Grund von Tatbestandsaufweisen. Einen Gegensatz des wirtschaftlichen Größenhaften zum Nicht-größenhaften und einen entsprechenden unter Theorien könnte man als solchen erst sichern, wenn man Einsicht in die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände gewonnen hätte. Man könnte auch erst dann über die Frage als solche entscheiden: vielleicht liegt da, wenn man nur tief genug sieht, gar kein Zweierlei an Tatbeständen vor, vielleicht gibt es gar kein „rein Wirtschaftliches“ abseits von allem „Sozialen“ und gar kein „rein Quantitatives“ abseits von allem „Organisatorischen“, und möglicherweise lassen sich auf diese Weise auch nicht Wissenschaftszweige trennen. Ob man dafür hält, die vermeintlichen zwei oder auch „drei Nationalökonomien“ könnten friedlich nebeneinander arbeiten oder die eine Richtung müsse ein Stück ihres Gebietes nach dem anderen an die zweite Art Theorie abtreten, oder ob man glaubt, daß eine von den mehreren Nationalökonomien die Alleinherrschaft übernehme, oder ob man für irgendeine „Synthese“ unter ihnen eintritt, auch das sind lauter Stellungnahmen, die nicht genügend festen Fuß in Forschungen gefaßt haben. Die Forschung, die diese Fragen allererst ins Reine bringt, betrifft die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen; wie stehen die letzteren als wirtschaftliche Tatbestände zu dem „Organisatorischen“ der Wirtschaft, was macht das Wirklichsein jener Tatbestände und des „Sozialen“ und „Organisatorischen“ aus, diese Fragen muß man stellen und beantworten, wenn man „zu den Sachen selbst“ vordringen will, statt obenhin etwas zu unterscheiden, wofür man dann wieder „Synthesen“ empfiehlt usw.

Man kann die Frage nach dem Verhältnis des Größenhaften der Wirtschaft zu dem Nicht-größenhaften erst in voller Klarheit stellen und zureichend beantworten, wenn man der Seinsweise der beiden Tatbestandsgruppen nachgeforscht hat. Die Art, wie

sie als Wirkliches ursprünglich gegeben sind im Wirtschaftsleben, entscheidet darüber, ob größenhafte oder nicht-größenhafte Tatbestände die grundlegenden sind und in welcher Art von Theorie man über sie denken kann. Sie können sich zueinander verhalten, gegensätzlich oder wie immer, nur auf dem Boden, auf dem sie gemeinsam zugänglich werden als Wirkliches.

4.

In einigen Gebieten nationalökonomischer Forschung wendet man vielfach mathematische Verfahren an. Man glaubt, daß die „Natur der Dinge" dazu auffordere. In der Tat, was könnte wohl sonst darüber entscheiden als die Sachen selbst, mit denen wir es in der Nationalökonomie zu tun haben. Aber es kommt dann doch alles darauf an, diese „Natur der Dinge" wirklich aufzudecken, zu fragen, wodurch denn eigentlich die „Dinge" zu Tatbeständen der Wirtschaft werden. Das muß man ausdrücklich auseinandergelegt haben, wenn man irgendwelche Aufforderungen von der Sache her vernehmen will. Es ist klar, daß hierbei wieder die Frage nach der "Natur„, d. h. der Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen im Vordergrunde steht. Wieweit hat nun die Theorie bisher die Seinsweise der Tatbestände ausgelegt, die sie angeblich zum Gebrauch der Mathematik aufgefordert haben?

Da sagt man etwa: die Nationalökonomie befaßt sich mit Größen und darum kann — ja muß — sie sich mathematischer Denkweisen bedienen (vgl. Anm. 150). Man kann dabei vollkommen anerkennen, daß die Nationalökonomie auch das Nicht-größenhafte in der Wirtschaft untersucht, daß auf der anderen Seite die Mathematik nicht nur mit Größen zu tun hat, z. B. in der Kombinatorik, der Gruppentheorie usw. (vgl. Anm. 81). Es bleibt dabei, daß es Größenhaftes in der Wirtschaft gibt, das die Theorie zu untersuchen hat, und daß eine Wissenschaft von straffer Zucht des Denkens, die Mathematik, unter anderem auch Denkformen für Größenhaftes bietet; aus diesem Grunde also glaubt man, Mathematik in der Nationalökonomie anwenden zu können — und zu müssen. Sieht es doch fast so aus, als könne man dies nur unterlassen aus bequemer Scheu vor dem

nicht leichten Eindringen in die Denkweisen der Mathematik und zum großen Schaden unserer Wissenschaft. — Aber ist der Gedankengang wirklich begründet? Darin ist zweimal von Größenhaftem die Rede, zunächst im Fall der Wirtschaft und ihrer Theorie, zum andern im Fall der Mathematik. Der gezogene Schluß auf die Anwendung von Mathematik ist aber nur richtig, wenn beide Male identisch dasselbe als Größenhaftes vorliegt. Wenn es sich hingegen zeigen ließe, daß das wirtschaftliche Größenhafte als solches anders geartet ist als das Größenhafte, das die Mathematik kennt, wäre der Schluß hinfällig! Das Größenhafte der Wirtschaft muß als solches so sein wie das der Mathematik, nur dann kann man über wirtschaftliche Größen mathematisch denken. Eine regelrecht erarbeitete Einsicht müßte jenem Gedankengang vorangehen, die Einsicht nämlich in die Identität des Größenhaften überhaupt als solchen. Die Untersuchung also von Mengen und Größen als solchen der Wirtschaft und zugleich die des mathematischen Größendenkens kann allein über jenen Gedankengang entscheiden. Solange diese Untersuchung nicht angestellt ist, ist der Schluß unbegründet. Daß man hier von Größenhaftem spricht und dort auch, damit kann man nichts begründen.

Ein zweites Mal fühlen nationalökonomische Theoretiker sich zu mathematischem Denken angeregt angesichts des Spiels der Höhen wirtschaftlicher Größen. Da sehen sie etwa die Höhen der gezahlten Preise einer gewissen Warengattung steigen, die einer anderen Ware folgen sogleich, auch die Höhen anderer Größen ändern sich dabei. Derartige „Beobachtungen“ haben sehr stark die Teilnahme der Theoretiker erregt, man hat immer wieder „rationale Schemata“ dafür ausgearbeitet, wie Höhen von Größen möglichst aus den Höhen anderer sich „erklären“ ließen. In der Tat sind im heutigen Wirtschaftsleben die Höhen wirtschaftlicher Größen anscheinend straff verbunden, und hat nicht die Mathematik den Funktionsbegriff erarbeitet für die Abhängigkeitsbeziehungen unter den Höhen von Größen? So kann der Theoretiker anscheinend überall funktionelle Abhängigkeiten unter den wirtschaftlichen Größen aufgreifen, die ihn auffordern, sie in allgemeinen Grundsätzen, in Systemen von Gleichungen, mathematisch zu fassen. — Aber ist die Erfahrung, auf die der

Theoretiker hier pocht, wirklich so geklärt, daß aus ihr die Forderung mathematischer Ausdrucksweise vernehmbar ist? Könnte nicht jene gleichzeitige Änderung der Höhen vieler Größen vorschnell gedeutet sein als funktionelle Abhängigkeit im mathematischen Sinne? Nur die Untersuchung der wirtschaftlichen Mengen und Größen als solchen kann darüber Auskunft geben, was die Änderung in den Höhen der Größen als Änderung besagt, ob die Höhen der Größen zusammenhängen und, wenn sie zusammenhängen, was es dann für sie heißt, voneinander abhängig zu sein. Diese Fragen muß man stellen, um die Änderung in den Höhen regelrecht und besinnlich zu deuten als Änderung an wirtschaftlichen Größen. Auch will der Zusammenhang unter wirtschaftlichen Tatbeständen allererst als Zusammenhang untersucht sein, und ebenso muß man sich darauf besinnen, was der mathematische Funktionalzusammenhang als solcher besagt. Erst wenn man die Identität der beiden Zusammenhangsweisen erwiesen hat, kann man die möglichen Zusammenhänge unter den wirtschaftlichen Größen als Funktionalzusammenhänge ansprechen. Schließlich muß man die Zahlen, die die Höhen wirtschaftlicher Größen angeben, untersuchen nach der Aufgabe, die sie damit lösen. Von den physikalischen Maßzahlen z. B. wissen wir, daß sie in Funktionsausdrücke eingehen können und daß diese Ausdrücke echte physikalische Erkenntnis besagen. Aber wie steht es z. B. mit den Preiszahlen? Die Erfahrung, auf die der Theoretiker sich stützen zu können glaubt, erweist sich als ein erster Eindruck, der längst nicht weit genug durchgedacht ist, um für die Verfahren der Theorie etwas zu besagen.

Aber ist nicht jede Untersuchung der Möglichkeit, mathematisch über Wirtschaft zu denken, überflüssig, da man täglich tausendfach in der Wirtschaftspraxis mathematische Verfahren anwendet in jeder Kalkulation, im Bankwesen, im Versicherungswesen usw.? In ganzen Wissenschaftszweigen, in der „politischen Arithmetik", in der Versicherungsmathematik usw. bildet man die Verfahren aus, die sich doch offensichtlich in der Praxis bewähren. — Diese Tatsache kann man nicht bestreiten; nur kommt doch alles darauf an, zu sehen, was mit dieser Tatsache der Anwendung von Mathematik ausgesagt ist, was da eigentlich geschieht in den Rechnungen

der Wirtschaftspraxis, wieweit da wirtschaftliche Größen wirklich in die Rechnung eingehen. Daß man dort überhaupt mathematische Verfahren anwendet, besagt noch gar nichts für die Frage nach der Möglichkeit der „mathematischen“ Wirtschaftstheorie. Allein die grundsätzliche Untersuchung der wirtschaftlichen Größen als solcher läßt die Rechnungen der Wirtschaftspraxis verstehen und läßt übersehen, was aus ihnen folgt für die Möglichkeit „mathematischer“ Wirtschaftstheorie. Da wird sich zeigen, daß es einen durchaus berechtigten Gebrauch von Mathematik gibt in der Wirtschaft. Desto deutlicher aber läßt sich davon der Mißbrauch von Mathematik abheben, bei dem es auf die pseudomathematische Einkleidung von widerwirklich Ausgedachtem hinausläuft.

5.

Man kann die Größenfragen der Wirtschaft schon nicht regelrecht aufwerfen, ohne daß man zugleich die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen untersucht. Ohne die Einsicht darin sieht man auch nicht deutlich, wie die größenhaften wirtschaftlichen Tatbestände zu den nicht-größenhaften stehen, wie sie in der Wissenschaft nebeneinander zu untersuchen sind usw. Schließlich kommt man mit den wissenschaftstheoretischen Fragen nicht ins reine, z. B. mit der Frage der Anwendung von Mathematik, wenn man die Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen im dunkeln läßt. So kann man gleichsam an allen Ecken und Enden die Frage nach der Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen aufwerfen, Grund genug, sie endlich zu stellen und ihre Lösung von Grund auf anzustreben.

In der Fragestellung nach der Seinsweise von Tatbeständen bewegt sich der Gedanke während der ganzen Untersuchung. M. Heidegger hat diese Fragestellung die ontologische genannt [2]). Man muß sie unterscheiden von der Denkhaltung, welche Theorie und Empirie einer Erfahrungswissenschaft gegenüber ihrem Gegenstande einnehmen. Die nationalökonomische Empirie z. B. forscht in Tatsachen des Wirtschaftslebens um uns und vergangener Zeit; die Theorie sucht die Grundtatbestände und ihre Zusammenhänge herauszuarbeiten, das Unwandelbare an ihnen usw. Auf Feinheiten brauchen wir hier nicht einzugehen und

auch nicht auf die technischen Anhängsel und die Hilfswissenschaften. Beide, Theorie und Empirie einer Erfahrungswissenschaft, decken an ihren Gegenständen Eigenschaften, Verhaltensweisen, Veränderungen usw. auf in „natürlicher" Einstellung, indem sie ihren Gegenstand als etwas Wirkliches hinnehmen, wie er sich ihnen möglichst unverdeckt zeigt. Die Ontologie aber stellt die Frage, was es für etwas Wirkliches, z. B. für wirtschaftliche Tatbestände wie Haushalte, Märkte, Güter, Preise usw., überhaupt heißt, von Wirklichkeit zu sein, sie stellt nicht Tatsachen fest, sondern fragt, in welcher Weise sie Tatsachen sind. Sie kennt verschiedene Weisen des Wirklich-seins und grundsätzliche Abstände unter Tatsachen als solchen; welche besondere Art, von Wirklichkeit zu sein, den wirtschaftlichen Tatbeständen, insbesondere den wirtschaftlichen Mengen und Größen eignet, das ist unsere Frage.

Ontologische Forschungen sind das Kernstück der Grundlagenforschung einer Erfahrungswissenschaft. „Solche Grundlegung der Wissenschaften unterscheidet sich grundsätzlich von der nachhinkenden ‚Logik', die einen zufälligen Stand einer Wissenschaft auf ihre ‚Methode' untersucht. Sie ist produktive Logik in dem Sinne, daß sie in ein bestimmtes Seinsgebiet gleichsam vorspringt, es in seiner Seinsverfassung allererst erschließt und die gewonnenen Strukturen den positiven Wissenschaften als durchsichtige Anweisungen des Fragens verfügbar macht[3])." Macht die ontologische Forschung den Seinsbezirk aus, in dem sich das Denken einer Wissenschaft bewegen kann, so entwickelt die Wissenschaftslehre aus den Eigenarten dieses Seinsbereiches gewisse Erfordernisse, denen die betreffende Wissenschaft zu genügen hat. Die Wissenschaftslehre also sagt, was eine Wissenschaft gegenüber einer bestimmten Seinsweise von Wirklichem sein kann als Erkenntnis. Sie legt die grundsätzlichen Möglichkeiten, Sinn und Beruf einer Wissenschaft dar. Hinzu kommt noch eigentliche Methodenlehre, die Lehre vom Rüstzeug des Forschens. Dies Dreierlei, die Seinslehre, die Wissenschaftslehre und die Verfahrenslehre, macht die Grundlagenforschung einer Erfahrungswissenschaft aus. In der Nationalökonomie aber spricht man schlechtweg von „Methodologie", ohne jenes Dreierlei zu achten.

Grundlagenforschung ist unerläßlich für eine Wissenschaft, sie erst gibt ihr „den sicheren Gang der Wissenschaft". Die Naturwissenschaften z. B. sind vorbildlich darin, daß man in ihnen immer Grundlagenforschung betrieben hat und auch heute ständig zu verfeinern sucht. Aber auch allein darin sind sie anderen Wissenschaften ein echtes Vorbild, daß bei ihnen Grundlagenforschung anerkannt und gründlich ausgebildet wird, nicht dagegen sind die Ergebnisse dieser Forschung auf andere Wissenschaften übertragbar. — Den meisten Nationalökonomen gilt wohl heute noch Grundlagenforschung als eine Art Verstiegenheit im Denken, und wer sich eingehend damit befaßt, ist in Gefahr, seinen Leumund als Wissenschafter aufs Spiel zu setzen. Dem verdienten Forscher läßt man die „Methodologie" noch hingehen, „Methodologie" aber, die der jüngere Forscher, gar noch vor seinen „positiven" Untersuchungen, treiben möchte, verdammt man als unfruchtbar. Damit ist man auch im Recht, solange man an die eigentliche Methoden-(Verfahrens-)lehre denkt, an die Lehre vom Rüstzeug der Forschung. Über dies Rüstzeug kann nur urteilen, der es gehandhabt hat. Anders aber steht es mit der Seinslehre und der Wissenschaftslehre. Die Seinslehre ist eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit z. B. des Wirtschaftslebens, wie es nationalökonomische Theorie und Empirie zwar auch sind, nur ist die Art des Fragens eine andere. Erst das Fragen nach ihrer Seinsweise läßt die Tatbestände z. B. der Wirtschaft ausdrücklich gewahr werden, erst durch die ontologischen Untersuchungen bringt sich der Forscher vor ein spezifisch Wirkliches, von dem er dann weiß, in welcher Weise es etwas Wirkliches ist. In der Wissenschaftslehre erarbeitet sich der Forscher die grundlegenden Anweisungen über den erkennenden Umgang mit dem soundso Wirklichen, sie also bewahrt ihn davor, daß er mit grundsätzlich, d. h. der Seinsweise seines Gegenstandes unangemessenen Denkweisen an seinen Vorwurf herangeht und dadurch an ihm vorbeidenkt. Wie gerade der jüngere Forscher dieser ontologischen und wissenschaftstheoretischen Forschungen soll entraten können, ist nicht einzusehen. Mit ihnen kann man sicherlich nicht mehr beginnen, nachdem man sich Jahrzehnte hindurch in jenen grundlegenden Fragen mit Meinungen begnügt hat, nach denen man auf gut

Glück gearbeitet hat. Wenn man aber nur obenhin von „Methodologie" redet und damit alles, die Seinslehre von der Wirtschaft, die Wissenschafts- und die Verfahrenslehre der Nationalökonomie in einen Topf wirft, versperrt man sich die Einsicht in die Erfordernisse echter Forschung.

Die Seinslehre von der Wirtschaft und die Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften machen auch tiefergehende Kritik an nationalökonomischen Theorien allererst möglich. Freilich geht es damit über „immanente Kritik" hinaus, d. h. über Kritik, die die Grundlagen einer Theorie, ihre Denkansätze, unbesehen hinnimmt und nur diese und jene abgeleitete Einzelheit überprüft. „Immanente Kritik" ist sicherlich notwendig, der Vorrang aber gebührt der Prüfung und Sicherung der Grundlagen[4]).

Von der Grundlagenforschung kann sich die nationalökonomische Theorie auch nicht durch noch so dringende Zeitfragen abbringen lassen. Denn nur diejenige Theorie kann die Zeitfragen mit Erfolg anpacken, die, fest gegründet in Grundlagenforschung, ihres Gegenstandes, des Wirtschaftslebens, grundsätzlich mächtig ist.

Erster Teil

Die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände überhaupt

A. Das ursprüngliche Erfahren wirtschaftlicher Tatbestände

I.

Wirtschaftliche Mengen und Größen sind uns aus dem Alltag wohlbekannt als Gütermengen, Preise usw. Sie genauer aufzuzeigen, ist eine Aufgabe der nationalökonomischen Theorie. Wir gehen einen Schritt weiter im Denken, indem wir fragen, von welcher Seinsweise sie als wirtschaftliche Tatbestände und zugleich als Mengen und Größen sind. — Wir können jedoch die Kennzeichen für die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen nicht angeben, ohne daß wir uns vorher auf die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände überhaupt besinnen. Es gilt also, zuerst diesen Tatbeständen so nachzugehen, daß an ihnen offenbar wird, in welcher Weise sie von Wirklichkeit sind. Sie sind darüber gleichsam zu befragen, was dafür einsteht, daß sie das in unserem Umgang Wirkliche, wie wir es kennen, sein können. — Die Kennzeichen für die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände überhaupt kann man dann soweit entwickeln, kann man dahin abwandeln, daß sie die Seinsweise der uns vertrauten wirtschaftlichen Mengen und Größen angeben. Am Beispiel einer Mengenbildung werden wir die Abwandlung einer Seinsweise vorführen; wir werden z. B. untersuchen, wie die Seinsweise des gegenständlich Verfügbaren sich wandelt, wenn der Wirtschafter das Verfügbare als mengenhafte „Fugmacht" (v. Gottl-Ottlilienfeld) versteht. — Die wirtschaftlichen Tatbestände können wir uns ihrer Seinsweise nach dadurch noch deutlicher machen, daß wir ihnen Wirkliches von spezifisch anderer

Seinsweise gegenüberstellen. Darum zeigen wir Gegenstände des technischen Handelns auf und vor allem jenes Geschehen, das die Physik zum Vorwurf ihres Erkennens nimmt. Mit dem Größendenken des Wirtschafters vergleichen wir sodann das des Physikers; ist es doch möglich, daß sich dabei bezeichnende Unterschiede feststellen lassen. Wir müssen weiterhin untersuchen, welche Rolle die Mathematik spielen kann einerseits in der Physik, andererseits im Größendenken des Wirtschafters und in der Nationalökonomie. — Eine Untersuchung der Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände und insbesondere der wirtschaftlichen Mengen und Größen muß zugleich ein Werkzeug sein, mit dem man nationalökonomische Theorien überprüfen kann. Denn der Seinsweise ihrer Gegenstände muß eine Theorie gerecht werden, wenn sie sinnvolle Ergebnisse zeitigen will. Wir werden daher die Art von Theorie, die in erster Linie eine Größenlehre der Wirtschaft zu sein beansprucht, befragen, wie sie ihrerseits die wirtschaftlichen Mengen und Größen versteht: es handelt sich um die „reine" Theorie, insbesondere in der Gestalt der „mathematischen" Wirtschaftstheorie.

Den Vorwurf der Arbeit haben wir jetzt soweit entfaltet, daß wir ihn überblicken können. Zunächst haben wir die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände überhaupt zu untersuchen (Erster Teil). Dann sind Kennzeichen für die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen anzugeben (Zweiter Teil). Um ihre Eigenart noch deutlicher zu zeigen, legen wir die Seinsweise des technischen und des physikalischen Geschehens dar, erläutern wir das physikalische Größendenken und stellen dies dem Umgang mit wirtschaftlichen Mengen und Größen gegenüber (Dritter Teil). Zuletzt untersuchen wir, wie die „reine" Theorie, insbesondere die „mathematische" Wirtschaftstheorie, die wirtschaftlichen Mengen und Größen erfaßt (Vierter Teil).

2.

Es ist uns die Aufgabe gestellt, an wirtschaftlichen Tatbeständen die Kennzeichen zu bestimmen, die ihnen als etwas Wirklichem eigentümlich sind, ihre „Seins-charaktere" (Heidegger). Aber wie löst man diese Aufgabe, was ist dabei entscheidend für das Vorgehen? — Es kommt zuerst darauf an, daß das Wirkliche,

das seiner Seinsweise nach aufzuhellen ist, sich unverdeckt sehen läßt. Dazu muß man auf die Umstände achten, unter denen es sich zeigt; die besondere Art des Erfahrens hat man besinnlich durchzudenken. Der Tisch z. B., an dem man arbeitet, zeigt sich als dieser Tisch nur im alltäglichen Umgang des Gebrauchens. Da erweist er sich als „lang genug", als „zu leicht gebaut" usw. Auch mit dem genauesten physikalischen Nur-hinsehen und Beobachten könnte man niemals den „Tisch, an dem man arbeitet", entdecken. Zugänglich würde nur ein Körper von soundso vielen Metern Länge, von soundso vielen Kilogramm Gewicht usw. Einer bestimmten Haltung des Erfahrens also, die wir das Gebrauchen nennen, muß man nachgehen, wenn man herausbringen will, was das Sein eines Gebrauchsgegenstandes kennzeichnet. — Das Vernehmen durch die Sinne, wie wir es im Dienste physikalischen Erkennens üben, und das Gebrauchen sind Beispiele für spezifische Erfahrensweisen von Wirklichem. Durch spezifische Erfahrensweisen zeigt sich allererst etwas Wirkliches ausdrücklich. Bei der Untersuchung der Seinsweise eines Wirklichen ist es also wesentlich, die zugehörige Erfahrensweise aufzudecken und auch bei den entferntesten Fragen sich ständig auf sie zu besinnen. Zuerst gilt es hier, die Erfahrensweise von wirtschaftlichen Tatbeständen überhaupt zu untersuchen.

Man könnte sagen, das Erfahren wirtschaftlicher Tatbestände sei recht eigentlich die Sache der Nationalökonomie; hier übe man es nach besonderen Verfahren und untergründe es durch die Theorie. Aber geht uns Wirtschaft nicht ursprünglicher an im täglichen Leben? Wenn wir z. B. einen Haushalt oder eine Unternehmung führen, wenn wir wirtschaften, sind uns wirtschaftliche Tatbestände ganz unmittelbar gegenwärtig. Zur Wissenschaft von der Wirtschaft gelangen wir erst, indem wir uns auf das Wirtschaften besinnen. Die vom Willen getragene Tat will als das ursprüngliche Erfahren von wirtschaftlichen Tatbeständen bedünken; auf dieser Grundlage erst ist die wissenschaftliche Besinnung möglich. Für die Untersuchung der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände können wir uns aber nur an das ursprüngliche Erfahren halten. — Hier wird man einwenden, das sei selbstverständlich, daß wirtschaftliche Tatbestände uns zunächst im täglichen Leben gegeben sind, und es sei uns

allen doch bekannt, wie wir da mit ihnen umgingen. Das ist aber kein stichhaltiger Einwand gegen unsere Untersuchung. Ihr kommt es als Selbstbesinnung zu, das noch ausdrücklich zu verstehen, was sich sonst für uns „von selbst versteht". Denn „wo die Selbstbesinnung anfängt, hören die ‚Selbstverständlichkeiten' auf" (v. Gottl-Ottlilienfeld). Gerade das, was wir als selbstverständlich bezeichnen, erweist sich oft als das Dunkelste und am wenigsten Verstandene, wenn wir einmal entschieden danach fragen.

Die Frage nach dem ursprünglichen Erfahren und nach der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände enthält also letztlich die Frage, wodurch „unser Leben" selber als Wirklichkeit gekennzeichnet ist. Von den Forschern, die in dieser Richtung gearbeitet haben, heben wir für unsere Aufgabe Fr. v. Gottl-Ottlilienfeld und M. Heidegger hervor. Auf der Grundlage ihrer Forschungen führen wir unseren Gedankengang durch. Diese Forschungen lassen sich aber nicht einfach zusammensetzen; werden sie doch um ganz verschiedener Aufgaben willen betrieben. — Um für die theoretische Nationalökonomie den Grund zu legen, hat v. Gottl-Ottlilienfeld von seinen ersten Schriften an, die um die Jahrhundertwende erschienen sind, auch an Fragen dieser Art gearbeitet. v. Gottl-Ottlilienfeld untersucht in erster Linie das menschliche Zusammenleben, während er die Tatbestände der Natur — wie die heutige Naturwissenschaft sie meint — und auch die des persönlichen Lebens mehr um des Gegensatzes willen betrachtet. Wie sich das menschliche Zusammenleben als Wirklichkeit aufbaut, aus dieser Frage nach dem Sein des Zusammenlebens hat v. Gottl-Ottlilienfeld eine ganze Lehre entwickelt, die er Metasoziologie genannt hat[5]). — Im Dienste gewisser philosophischer Aufgaben hat Heidegger die allgemeinere Frage nach dem Sein des „Daseins" gestellt. Mit dem Fachausdruck „Dasein" bezeichnet Heidegger das, was dem Menschen, dem Menschenleben eigentümlich ist, was den Menschen von allem Wirklichen unterscheidet, auch vom Lebewesen. Auch wir wollen vom „Dasein" immer in diesem Sinn sprechen. In der Ausdrucksweise v. Gottl-Ottlilienfelds müßte man sagen, das Leben des Menschen als „sinnhaftes Geschehen" sei gemeint. Ihm steht dann das „sinnfreie" Naturgeschehen, wie die heutige Naturwissenschaft es entdeckt,

gegenüber, und auch die Lebewesen, die die Biologie untersucht, gehören zur „sinnfreien" Natur[6]).

Unsere Gedankengänge halten sich frei von dem Ehrgeiz, dem Philosophen von Fach etwas bieten zu wollen. Sie dienen lediglich der Selbstbesinnung im Bereich der Sozialwissenschaften. Sie heben deshalb hauptsächlich die besondere Art hervor, wie etwas im Zusammenleben und insbesondere in der Wirtschaft von Wirklichkeit ist.

3.

Damit wir darlegen können, woraufhin wirtschaftliche Tatbestände von Wirklichkeit sind, müssen wir zusehen, wie sie uns in ursprünglicher Weise begegnen. Zunächst also decken wir sie nur auf und betrachten ebenso das Begegnen, die Erfahrensweise. Am besten untersuchen wir ein Beispiel. Einen Vorgang auf einem Bauernhof sehen wir darauf an, wie er sich als ein wirtschaftlicher Tatbestand zeigt. — Da habe etwa der Bauer 10 Zentner Roggen aus seiner Ernte ausgesondert und zu Saatgut bestimmt. In verschiedener Weise können wir diesen Vorgang und die 10 Zentner Roggen als Tatbestände sehen. — Das Aussondern, so kann man meinen, geschieht dadurch, daß man die Roggenmenge abwiegt; dies physikalisch-technische Verfahren bestimmt sie „objektiv und exakt". Mit dem Abwiegen bildet der Physiker ein Erfahren aus, das im wesentlichen ein Betrachten ist auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens. Als „Objekte" entdeckt man in diesem Falle Körper in einem Hebelvorgang. — Das Betrachten auf der Grundlage reinen Vernehmens durch die Sinne wollen wir später noch genauer beschreiben. Soviel ist aber doch hier schon klar, daß es keinen eigentümlich wirtschaftlichen Tatbestand zugänglich macht. Es vermag eben nur einen Körper von 10 Zentnern Gewicht zu entdecken. In Heideggers Ausdrucksweise müßte es heißen, als so entdeckter Körper sei die Roggenmenge „vorhanden". Mit diesem Körper ist weiter nichts „anzufangen", als daß man ihn in einem Naturvorgang betrachtet, dessen Zusammenhang das Hebelgesetz allgemein ausdrückt. Sicherlich legt die Maßzahl des Gewichtes die 10 Zentner Roggen „objektiv und exakt" fest; aber sie sind damit noch nicht als das in den Blick gebracht, als was sie für den

Wirtschafter von Wirklichkeit sind. Das kann man sagen, weil eben in noch ganz anderen Weisen die 10 Zentner Roggen sich als Tatbestand aufzeigen lassen. Darunter gibt es dann eine Weise, Tatbestand zu sein, die vor allen den Anspruch erheben kann, die wirtschaftliche zu heißen.

Die ausgesonderte Menge Roggen ist von Wirklichkeit auch als das Saatgut, das erforderlich ist, um eine bestimmte Ackerfläche richtig zu bestellen. Hier ist der Roggen verstanden als der Ausgangsstoff für die Erzeugung neuen Roggens. Kein bloßes Vernehmen durch die Sinne kann den Roggen als Rohstoff, Hilfsstoff, Zutat usw. entdecken oder überhaupt einen Stoff als Werkstoff, sondern der Wille, einen bestimmten Erfolg zu sichern, und das zugreifende Bewerkstelligen machen Werkstoff, Rohstoff, Ergebnis usw. zugänglich und bestimmen auch alle Mengen davon als die richtigen, gewöhnlich ausreichenden usw. In Heideggers Ausdrucksweise könnte man sagen, der Roggen sei jetzt als „Zuhandenes" entdeckt. Der Bauer ist dabei der Techniker des Ackerbaus, der auch wohl selber „Hand anlegt", und versteht er sich so, dann liegt ihm der Roggen in dieser neuen Weise als Wirkliches vor. -- Der Roggen ist als Ausgangsstoff etwa „F. von Lochows Petkuser Original-Saatroggen", jedem Landwirt der Begriff eines Saatgutes, von dem er als Techniker des Ackerbaus sich verspricht, daß es den Sacherfolg seines Roggenbaus besonders steigert. Das bloße Betrachten auf dem Grunde des sinnlichen Vernehmens, wie es der Naturwissenschafter ausbildet, entdeckt den Roggen hingegen als die Frucht einer bestimmten Gräserart (Secale cereale), zur Familie der Gramineen gehörig usw. — Wenn man den Roggen als Rohstoff versteht, den Bauern als Techniker usw., berührt man ohne Zweifel etwas, was Wirtschaft wenigstens schon angeht. Dennoch darf man nicht hier schon wirtschaftliche Tatbestände gegenwärtig glauben, etwa weil von Gütererzeugung die Rede war. Mit dem Erzeugen ist hier ein einzelner Vorgang gemeint, dessen Erfolg durch die Art des Verfahrens grundsätzlich gesichert ist, ein technischer Vorgang also — nach v. Gottl-Ottlilienfeld — und zugänglich wird diese Art von Vorgängen nur dem Bewerkstelligen.

Um die Seinsweise von etwas Wirklichem zu erfassen, müssen wir jeweils einem ursprünglichen Erfahren besinnlich nachgehen.

So haben wir hier den Körper aufgezeigt, den das reine sinnliche Vernehmen entdeckt, Werkstoff und Rohstoff, die dem technischen Bewerkstelligen „zur Hand liegen". Den als Beispiel gewählten Vorgang können wir nun auch so aufdecken, daß er ein wirtschaftlicher heißen muß.

4.

Man kann fragen, wodurch technische Vorgänge allererst in Gang kommen. Wenn man sie als technische Vorgänge beschreibt, gibt man an, was zu ihnen gehört an Rohstoffen, Hilfsstoffen, Anlagen, Handgriffen usw., und wie sie verlaufen. Doch ob sie ablaufen, wann usw., ist damit noch nicht gesagt, das muß vielmehr vorweg entschieden sein. — Wenn wir irgend etwas wollen, irgend etwas zu tun uns vornehmen, erheben wir damit zugleich die Forderung, über die Mittel verfügen zu können, die nötig sind, das Gewollte herbeizuführen. Diesen Tatbestand der von einem Wollen abspringenden Forderung, über etwas verfügen zu können, das diesem Wollen zur Erfüllung verhilft, hat erst v. Gottl-Ottlilienfeld deutlich gezeigt, und er nennt ihn den Bedarf. So ergeben sich für den Bauern mannigfache Bedarfe, außer den Bedarfen, die von dem Leben der Personen auf dem Hofe herrühren, die Bedarfe nach Viehfutter, nach Erhaltung der Gebäude und Geräte usw. In einer Erwägung nun, wie er alle diese Bedarfe mit dem ihm Verfügbaren so decken könne, daß am besten für den Bestand seines Hofes gesorgt wäre, kommt er unter anderem auch zu dem Entscheid, daß er über eine bestimmte Menge Roggen verfügen müsse, und zwar wolle er den Roggen auf den eigenen Äckern hervorbringen. — Es kommt dann das technische Wissen zu Wort, daß man zur Erzeugung einer bestimmten Menge Roggen hier die und die Arbeiten leisten, eine soundso große Ackerfläche, gewisse Gerätschaften usw., schließlich auch 10 Zentner Saatroggen verwenden müsse. Dieser technischen Anweisung gemäß ergibt sich wieder eine Reihe von Bedarfen, eben die Forderungen, über Arbeitsleistungen, Geräte, Äcker usw. verfügen zu können, darunter auch der Bedarf nach 10 Zentnern Saatroggen. Mit diesen abgeleiteten Bedarfen hat sich der Bauer natürlich auch vorweg auseinandergesetzt, um ihrer Deckung willen, ehe er sich entscheidet,

Roggen selber zu erzeugen. — Damit liegen die 10 Zentner Roggen in neuer Weise als Tatbestand vor. Sie sind nicht mehr der Körper von bestimmtem Gewicht, den das Betrachten auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens entdeckt. Sie sind auch nicht mehr die Rohstoffmenge, die die Kunstlehre des Ackerbaus als die zu verwendende bezeichnet. Jetzt sind sie vielmehr die Menge des verfügbaren Roggens, die der Bauer einem Bedarf, dem Bedarf nach Saatroggen nämlich, als seine Dekkung zubilligt. Der Bauer hat das Verfügbare auf die Bedarfe so aufzuteilen, daß er das Bestehen seines Hofes sichert. Von dieser Aufgabe der Gestaltung her versteht er die 10 Zentner Roggen, wie auch die Ernte, alle Arbeitsleistungen, Ackerflächen, Gerätschaften usw. Die Mengen davon sind Tatbestände für den Willensentscheid, der das Verfügbare den Bedarfen zusteuert. Daß es gerade 10 Zentner sind und zwar diese bestimmten, das hängt, über technische Erwägungen hinüber, letztlich an gewissen Entscheiden über Bedarf und Deckung. Kein reines Betrachten und kein technischer Sachverstand kann die 10 Zentner Roggen zugänglich machen, die die immer mehr oder weniger „knappe" Decke für einen Bedarf bilden.

Jenes Aussondern von 10 Zentnern Saatroggen aus dem sonst noch Verfügbaren bekommt für den Bauern, der in Bedarf und Deckung denkt, etwa den Sinn, daß er einen Vorrat stiftet[7]). Dem laufenden Bedarf vorenthält er die Menge Roggen und steuert sie ab auf einen künftig fälligen Bedarf, den Bedarf nach Saatgut nämlich. Hinfort darf er über Verzehr, Verkauf usw. nur so verfügen, daß der zum Saatgut bestimmte Roggen unangetastet bleibt. Wenn er einen Vorrat stiftet, so verfügt er damit also gleich über die Art des weiteren Verfügens. Ganz allgemein ist das Stiften und Halten von Vorräten ein Fall dessen, daß jenes Wollen in Zucht genommen wird, das in den Bedarfen lebendig ist. Das Hegen von Bedarf und die Vernunft, die es in Zucht nimmt, machen die 10 Zentner Roggen als den hier gemeinten Tatbestand zugänglich, nämlich als den Inhalt eines Bedarfes und als seine Decke, als Verfügbares und als das in Vorrat Gehaltene.

In der nationalökonomischen Theorie spricht man häufig von Vorräten; z. B. beginnt die „reine" Theorie oft einen Gedankengang damit, es sei ein „bestimmter Gütervorrat gegeben". Wie

ist denn dort aber der Gütervorrat gemeint? Man denkt sich, eine Gütermenge sei schlechthin da; die Angabe der spezifischen Weise aber, in der sie als Gütermenge und als Vorrat da ist, fehlt. Als ein wahrgenommenes Ding sieht man sie wohl noch am ersten an, aber man denkt dabei doch wieder nicht in der strengen Art der Naturwissenschaft. Vom Gebrauchsgegenstand ist auch nicht deutlich die Rede und vom Verfügbaren, wie es einem Denken in Bedarf und Deckung vorliegt, schon gar nicht. Man übt damit also ein Denken, dem die Zucht insofern mangelt, als es die Erfahrensweisen nicht ausdrücklich erarbeitet.

Kann man einwenden, es blieben doch „immer dieselben" 10 Zentner Roggen, ob man sie nun als Körper oder als Rohstoff oder als Verfügbares „betrachte"? Da ist aber doch zu fragen, welches Erfahren den Roggen entdeckt hat, so daß er „immer derselbe" bleibt. Diese Frage hat der Einwand nicht beseitigt, sie ist erst recht zu stellen. Etwas erfahren und denken heißt etwas Bestimmtes erfahren und denken, und das heißt denken auf Grund spezifischen Erfahrens. Niemals ist etwas schlechthin von Wirklichkeit, sondern das und jenes ist es für uns als soundso Erfahrende. Wenn man die hier angedeuteten Weisen des Erfahrens aber nur für verschiedene Gesichtspunkte des Betrachtens „immer desselben" hält, so mißversteht man die spezifischen Erfahrensweisen, das Hegen von Bedarf und seine Vernunft und das zugreifende Bewerkstelligen, als verschwommene Abarten eines bloßen „Betrachtens". Nicht um unverbindliche Gesichtspunkte eines Allerweltsbetrachtens handelt es sich, sondern um *grundsätzlich verschiedene Weisen des Erfahrens*.

Der Aufweis und die Untersuchung des neuen Erfahrens, das Tatbestände zugänglich macht als Inhalte von Bedarfen und als ihre Deckung, als Verfügbares und als Vorrat, steckt noch in den Anfängen. Aber soviel ist doch schon absehbar, daß wir die in dieser Richtung aufdeckbaren Tatbestände sprachrichtig *wirtschaftliche* nennen müssen.

5.

Daß es das Hegen von Bedarfen ist, das Entscheiden über die Bedarfe und das Verfügbare, das haben wir bis jetzt an dem ursprünglichen Erfahren von *wirtschaftlichen* Tatbeständen

aufgedeckt. Die Besinnung läßt sich noch vertiefen, wenn man fragt, wer Bedarfe hegt, wer entscheidet und verfügt. — Man gibt darauf nur scheinbar eine Antwort, wenn man ohne weiteres sagt, im angeführten Beispiel sei es der Bauer, sonst allgemein der Wirtschafter. Vorerst muß man etwas ausdrücklich aufgezeigt haben, dann mögen sich jene Ausdrücke als richtige Bezeichnungen bewähren. Aber man darf nicht glauben, daß man sie nur auszusprechen brauchte und man hätte damit schon die Sache dargelegt. — Bei der Frage, wer sich das Verfügbare zugänglich macht, denkt man wohl zunächst an die leiblich-seelischen Einheiten, die Personen. Allerdings müssen Personen ihr Können daran setzen, alle Verhältnisse des Bedarfs und der Deckung durchzudenken und zu entscheiden, auch in mancherlei Art Hand anzulegen. Aber alles Erwägen, alle Entscheide und alles Verrichten sind Dienste, die die Personen ableisten, und die nach ihrem Inhalt und ihrem Zusammenhang bestimmt sind — im angeführten Beispiel — durch die überpersönliche Einheit des Hofes. Zusammengehörige Dienste machen eine Stellung aus, gewisse Dienste z. B. die Stellung des Stallknechtes. Der Bauer, das ist auf dem Hofe die Stellung, zu der alle Dienste des Anordnens und Führens, des Gestaltens, zusammengefaßt sind. Allgemein kann diese Stellung der Wirtschafter heißen. Daß jede Stellung schon fest umrissen sein kann, während es noch völlig dahinsteht, welche Person sie ausfüllt, darin kündigt sich das Dasein der überpersönlichen Einheit an, des Wirtschaftsgebildes, sei es nun ein Bauernhof, ein städtischer Haushalt, eine Unternehmung usw.

Worauf wir uns hier besinnen, ist uns im Alltag durchaus geläufig. Wir wissen, daß jemand z. B. über den Gemeindehaushalt mitentscheidet in der Eigenschaft des Bürgermeisters, des Kämmerers, daß nicht der Herr X. „als Mensch" den Herrn Y. verhaftet, sondern als Schutzmann. Überall im Leben erfassen wir Stellungen und mit ihnen die Sozialen Gebilde, denen sie angehören. Das ist nun eine entscheidende Aussage über das Erfahren: die Stellungen und die Gebilde sind es, die wirtschaftliche Tatbestände ursprünglich erfahren[8]), sie erfassen Bedarf und Verfügbares, mit dem das Gebilde die Bedarfe deckt. Der Hof ist es, der Bedarf hat nach einer Menge

Roggen, nach Ackerflächen, Arbeitsleistungen und Gerätschaften. Personen können mancherlei Bedürfnisse hegen, Begehren, die ihnen zur „zweiten Natur" geworden sind; aber den Haushalt, die Unternehmung geht es an, daß von den Bedürfnissen, als einer der Arten des Wollens, Forderungen abspringen, über die Mittel der Bedürfnisbefriedigung verfügen zu können, mithin, daß Bedarfe erwachsen, und von den Wirtschaftsgebilden hängt es auch ab, ob und wieweit die Bedarfe gedeckt werden. Es entstehen Bedarfe daneben auch aus Notwendigkeiten und Erfordernissen, die den Personen gänzlich fernliegen. Darum können es nur überpersönliche Einheiten sein und deren führende Stellungen, die Wirtschafter, für die sich alles Wollen zu Bedarf umwendet und alles Können zu Verfügbarem. — Personen sind im Kreise wirtschaftlicher Tatbestände nur in der Weise von Wirklichkeit, daß sie Stellungen ausfüllen in den Gebilden. In der Öffentlichkeit des Zusammenlebens bekommen wir sie gleichsam nur durch die Gebilde und ihre Stellungen hindurch zu Gesicht. Wir müssen ganz andere Kräfte des Erfahrens ins Spiel bringen, wenn wir sie im „privaten" Leben aufsuchen wollen.

Statt von den Personen her kann man auch vom Geschehen aus, dem Gebrauchen, dem Verbrauchen und dem Verrichten, das Dasein bestimmter Sozialer Gebilde, eben der wirtschaftlichen, aufdecken. Dies Geschehen finden wir nämlich nicht anders vor als zusammengeordnet um seiner Wiederkehr willen. Es ist zunächst einmal technisch zusammengeordnet zu Betrieben. Damit ist seine Wiederkehr ermöglicht. Auf einem Hofe ist z. B. die Viehhaltung bestimmter Art so ein Betrieb, ein Geschehen, das wiederkehrt als Zusammenspiel ständigen Ableistens von Diensten, ständigen Zehrens von mancherlei Vorräten und ständigen Benutzens von Anlagen und Geräten. Aber ob Betriebe aufgebaut werden und laufen, ob die Möglichkeit des Dauervollzugs von Geschehen Wirklichkeit wird und wann und wo, das können nicht wieder Betriebe als technische Einheiten entscheiden. Das hängt vielmehr ab von den Verhältnissen des Bedarfs und der Deckung, die das Wirtschaftsgebilde ins reine bringt. Den technischen Einheiten, den Betrieben, überlagern sich also immer schon die wirtschaftlichen Einheiten, etwa die Haushalte

oder die Unternehmungen. Gemäß den Entscheiden, die in diesen Gebilden über Bedarf und Deckung ergehen, werden Betriebe aufgebaut, in Gang gebracht oder stillgelegt[9]).

Der Wirtschafter als Stellung im Gebilde versteht sich auf Bedarf und Deckung und macht sich so alles Geschehen als bedarfsdeckendes Geschehen zugänglich. Wo der Techniker Geschehensabläufe mit gewissen Erfolgen vor sich sieht, da erfaßt jenes Denken des Wirtschafters das Geschehen als die soundso beschaffene Deckung von soundso geordneten Bedarfen. Die Ordnung der Bedarfe und ihrer Deckung, diese eigenartige Gestaltung erst verbürgt die Wiederkehr (Dauer) des Geschehens und den Bestand des Gebildes. Als diese Ordnung hat v. Gottl-Ottlilienfeld einen Tatbestand aufgedeckt, der Wirtschaft heißen kann.

Das ursprüngliche Erfahren wirtschaftlicher Tatbestände ist also ein willensmäßiges Verhalten, nämlich das Hegen von Bedarfen, das zugleich eine Ordnung in dem erfahrenen bedarfsdeckenden Geschehen durchzusetzen trachtet. Es ist überpersönlicher Art als Dienst an einem Sozialen Gebilde.

B. Die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände, insbesondere des Verfügbaren

I.

Beim Aufweis einiger Grundtatbestände des Wirtschaftslebens und der ursprünglichen Erfahrensweise von ihnen haben wir auch schon ihre Seinsweise angedeutet, um sie gegen Tatbestände anderer Seinsweise abzuheben. Jetzt nehmen wir die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände, insbesondere des Verfügbaren, zum Hauptgegenstand der Untersuchung.

Allem Geschehen z. B. auf einem Bauernhof, dem Aussäen eines Getreidevorrates, dem Gebrauch von Geräten, allem Geschehen um die Viehhaltung herum, dem Geschehen des Wohnens, des Ruhens und des Vergnügens usw., stehen wir als Erfahrende in einer besonderen Weise nahe; in ganz anderer Weise jedenfalls ist es uns gegeben als etwa das Naturgeschehen dem Natur-

wissenschafter. Wir haben bereits beschrieben, durch welches besondere Verhalten wir jenes Geschehen als wirtschaftlichen Tatbestand ursprünglich erfahren. Jenes Verhalten liegt beschlossen in dem „natürlichsten" Verhalten, das es geben kann, im alltäglichen Tun und Lassen nämlich. Zugleich ist es aber von recht verwickeltem Aufbau, der uns durchaus nicht ohne weiteres gegenwärtig und geläufig ist, sondern erst durch die Besinnung erfaßt sein will. Diesem „natürlichen" Verhalten, dem ursprünglichen Erfahren, folgen wir auch, wenn wir jetzt die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände untersuchen. — Jene genannten Vorgänge auf seinem Hofe sind dem Bauern als Wirtschafter so oder so beschaffene Erfüllungen seines Wollen's. Mit dem Roggen z. B., der da liegt, erfüllt sich der Wille des Bauern, Roggen auf seinen Feldern selber zu erzeugen, den Angehörigen des Hofes und dem Vieh die Nahrung zu sichern, den Markt für Getreide versorgen zu helfen usw. Das Daliegen der Getreidemenge und alles Geschehen damit ist dem Wirtschafter nur so von Wirklichkeit. Um ein anderes Beispiel anzuführen: alle Anlagen auf dem Hofe, wie Gebäude, alle Geräte zum Arbeiten und Wohnen usw. erfassen wir als das, was sie sind, nur, indem wir sie benutzen, indem sie also Erfüllungen unseres Wollens bieten. So sehen wir alles Geschehen auf dem Hofe: Erfüllungen neben- und nacheinander machen den Geschehensstrom des Lebens auf dem Hofe aus. Sie bilden aber nicht eine bare Mannigfaltigkeit, sondern sie ergänzen sich, sie stehen in einem mehr oder weniger guten Zusammenspiel zueinander. Wonach sich die Güte des Zusammenspiels bestimmt, ergibt sich erst durch eine tiefere Besinnung. Es genügt uns hier, darauf hinzuweisen, daß das Geschehen auf dem Hofe und überhaupt das Geschehen „unseres Lebens" uns zunächst in der Weise von Wirklichkeit ist, daß wir zusammenspielende Erfüllungen von Gewolltem darin sehen. — Wir müssen diese Darlegung sogleich noch ergänzen. Das Geschehen, das Erfüllung von Gewolltem bedeutet, läuft immer ab unter irgend welchen Umständen, einem Vielerlei an Geschehen und Sachverhalten, mit denen man „rechnet" oder auch „nicht gerechnet hat", oder die man „nicht auf der Rechnung" hat usw. Es ist selber sinnhaftes Geschehen und es sind sinnhafte Sachverhalte, die als Umstände dazu beitragen, daß

eine Erfüllung von Gewolltem soundso „ausfällt". Wenn es sich z. B. um Witterungserscheinungen oder um die Lage von Äckern handelt, so sind dies nicht „Naturgegebenheiten", die aus der naturwissenschaftlich verstandenen Natur hereinragen in das sinnhafte Geschehen, sondern das gleiche ursprüngliche Erfahren erfaßt die Erfüllungen und die Umstände als sinnhaftes Wirkliches. — Ein Geschehen, das wir als Erfüllung von Gewolltem verstehen, sehen wir nicht nur im Zusammenspiel mit andersartigen Erfüllungen, es ist uns zugleich ein Glied in einer Kette wiederkehrender Erfüllungen der gleichen Art. Wie wir z. B. speisen, oder wohnen, oder Arbeitsgeräte benutzen, oder von Vorräten zehren, oder uns gewisser Verrichtungen anderer bedienen usw., da überall bieten sich uns ganze Reihen von Erfüllungen, Reihen, die als solche beharren. So benutzen wir Arbeitsgeräte immer wieder, zehren immer wieder von einem Vorrat usw.; es kehren Erfüllungen einer Art also immer wieder. Es macht das Erfahren von erfüllendem Geschehen mit aus, daß wir daraufhin „mit ihm rechnen", aber auch „auf Störungen gefaßt" sind, daß es uns das „Selbstverständliche" und das „Alltägliche" ist, in dem wir „dahinleben". So steht jedoch der Naturwissenschafter dem Naturgeschehen nicht gegenüber. Er kann nur feststellen, daß bei soundso vielen Versuchen etwas soundso oft eingetreten ist: die „relative Häufigkeit" kann er dann als die „Wahrscheinlichkeit" aussagen, mit der etwas wieder eintreten wird. Mit dem Naturgeschehen sind wir weder vertraut noch sind wir mit ihm „nicht so ganz vertraut", sondern es liegt schlechthin jenseits unserer Welt des Wollens und seiner Erfüllungen.

Blicken wir wieder auf unser Beispiel eines Verfügbaren, auf die Getreidemenge, die der Bauer auf seinem Kornboden liegen hat. Sie ist zunächst wirklich als das, mit dem man dies und jenes „machen" kann, das also die und jene Erfüllungen bietet. Wir haben erwähnt, daß diese Erfüllungen mit andersartigen zusammenspielen, und daß die gleichartigen dauernde Reihen bilden, z. B. den fortlaufenden Verzehr des Getreides. Was ist das nun für eine Dauer, wie verstehen wir sie? Wir haben schon angedeutet, daß wir die Wiederkehr des Naturgeschehens nur betrachtend feststellen können durch Auszählungen, daß dagegen

das sinnhafte Wollen die Erfüllungen und ihre Wiederkehr erfaßt. In der Tat ist es nicht das bare, im Wahrnehmen erfahrene Vorhandensein der Getreidemenge, die wir mit ihrem Daliegen meinen, wenn sie uns die dauernden Reihen von Erfüllungen bietet. Vielmehr wissen wir um die Verfügungen, die das Bereitliegen der Getreidemenge als solches bestimmen und bedingen, die Verfügungen über die Lagerung, die Reinigung, das Umschaufeln und Lüften usw. Das Daliegen der Getreidemenge und diese selbst sind erst verstanden als das, was sie im Leben sind, wenn man jene Verfügungen ihnen zugrunde liegen sieht. — Diese Verfügungen sind nun aber wieder eines Geistes. Sie entspringen sämtlich aus einer ihnen übergeordneten Verfügung, aus der Verfügung nämlich, daß die Getreidemenge nur nach und nach in „Tagesrationen" aufgezehrt, oder aus der Verfügung, daß sie zu einem künftigen Zeitpunkt verkauft oder daß sie ausgesät werden soll. Es sind das Verfügungen, die die Getreidemenge zum Vorrat machen. Über alles sinnlich Wahrnehmbare haben wir damit schon hinausgedacht, wir erfassen das Wollen tiefer und seine Bindungen durch die Verfügungen über die Art des Verfügens. Verfügungen also und Verfügungen über die Art des Verfügens muß man in dem dauernden Daliegen der Getreidemenge sehen und nicht ihre platte „Substantialität", um das Wirklichsein des Verfügbaren als Vorrat lebensecht zu erfassen. — Damit wird Grund und Art der Dauer des erfüllenden Geschehens sichtbar. Es sind Maßregeln über die Art des Verfügens, Selbstbindungen des Wollens, die der Dauer des Geschehens hier zugrunde liegen und für seine Seinsweise als Geschehen kennzeichnend sind. Durch solche Maßregeln stiften wir Vorräte, von denen wir fortlaufend zehren, lassen wir Anlagen entstehen, die sich dauernd nutzen lassen, bilden wir schließlich Stellungen aus, aus denen ständig Leistungen anfallen. „Ein für allemal getroffene Vorkehrungen" (v. Gottl-Ottlilienfeld) wie Vorräte, Anlagen, Stellungen, deren Sein die Selbstbindung des Wollens ist, lassen das erfüllende Geschehen andauern, sie erfassen wir „verstehend", wenn wir dies Geschehen erwarten, mit ihm „rechnen" usw. Indem das Wollen sich gewissen Maßregeln unterwirft über das Verfügen, läßt es das Geschehen „unseres Lebens" sein, was es

uns ist: erfüllendes Geschehen in Dauer, „auf der Grundlage ein für allemal getroffener Vorkehrungen".

Den Dauervollzug von Geschehen auf der Grundlage solcher Vorkehrungen nennt v. Gottl-Ottlilienfeld einen Betrieb. Betriebsmäßig in diesem Sinn erzeugen wir Güter in Werkstätten, wohnen wir aber auch, unterhalten wir uns usw. Gerade dem gewohnten „Alltag" liegt dieser grundsätzlich beharrende Umtrieb wiederkehrenden Geschehens zugrunde. In dem „natürlichen" Verhalten des Alltagslebens verstehen wir dies Leben selber als ein In- und Nebeneinander von Betrieben eines Geschehens, mit dem Gewolltes sich soundso erfüllt.

2.

Das Geschehen „unseres Lebens" untersuchen wir hier auf seine Seinsweise hin. Wir haben uns Beispiele dieses Geschehens vor Augen geführt, nach denen wir auch immer wieder hinsehen werden, und gleichsam schichtweise decken wir nun das Geschehen ab, um nach und nach zu erfassen, was es für dies Geschehen heißt, Geschehen „unseres Lebens" zu sein. In der obersten Schicht erfassen wir es als Geschehen, das unserem Wollen unter irgendwelchen Umständen seine Erfüllungen bietet. Wir dringen weiter vor in die Seinsweise des Geschehens, wenn wir das Wollen und seine Bindungen schärfer ins Auge fassen. Allerdings gehen wir bei der ganzen Untersuchung einseitig vor. Kann es sich doch von vornherein nicht darum handeln, die Seinsweise des vollen, „unser Leben" bedeutenden Geschehens zu untersuchen; sondern wir suchen lediglich das Geschehen, mit dem der Wirtschafter zu tun hat, seinem Sein nach aufzudecken, so daß es leidlich absehbar wird, wie hier eine spezifische Wirklichkeit vorliegt.

Dem Wollen wird nicht ohne weiteres seine Erfüllung. Nachdem wir wissen, was geeignet ist, das Wollen zu erfüllen, entwickeln wir das Wollen weiter zur Forderung, darüber Verfügung zu erlangen, was dem Wollen seine Erfüllung verspricht. Wir bilden das Wollen aus zum Hegen von Bedarfen, deren sich allemal eine ganze Menge ergeben, und wir geben diesem Wollen soundso nach, wir decken Bedarfe. Das Ge-

schehen, das wir uns zunächst vor Augen geführt haben als unser Wollen erfüllendes, ist, tiefer gesehen, bedarfsdeckendes Geschehen. — Den Bedarf genannten Forderungen genügen wir aber nicht schlechtweg, sondern die Bedarfsdeckung steht unter einer Vernunftregel: die Bedarfsdeckung nur so vorzunehmen, daß ihre Dauer verbürgt ist. Unter diesem Gesichtspunkt entscheiden wir über die Bedarfe und die Art ihrer Deckung. Für das bedarfsdeckende Geschehen bedeutet dies, daß wir es zusammenordnen, um seine Wiederkehr zu sichern. Es treten damit im Geschehen „unseres Lebens" Zusammengeordnetheiten des Geschehens hervor, die durch die Zeit hindurch bestehen, eben kraft der Zusammenordnung des Geschehens, kraft der „Gestaltung im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung" (von Gottl-Ottlilienfeld); sie heißen Wirtschaftsgebilde. Es kennzeichnet auch dies die Seinsweise „unseres Lebens", daß wir es in diesem Sinne gebildlich führen. „Wir", das sind jetzt die Stellungen in den Gebilden und sind Personen als Ausfüller von Stellungen. — Das Verfügbare haben wir zunächst so verstanden, daß es z. B. Vorrat oder Anlage ist, die uns täglich gewisse Erfüllungen bieten: die Anlage „ist" in der Weise, daß wir uns bei ihrem Gebrauch an gewisse Maßregeln binden. Tiefer gesehen „ist" sie daraufhin, daß da ein bestimmter Bedarf gedeckt ist mit Rücksicht auf alle anderen Bedarfe. Ein Geschehen mit dem Verfügbaren, z. B. das Gebrauchen einer Anlage, weist gleichsam eine Schicht auf, in der es bedarfsdeckendes Geschehen ist; und zwar ist es als bedarfsdeckendes Geschehen mit allem anderen so zusammengeordnet, daß es mit allem anderen wiederkehren kann, daß eine Zusammengeordnetheit bedarfsdeckendes Geschehens, ein Wirtschaftsgebilde, bestehen kann. — Wir verstehen die Seinsweise des sinnhaften Geschehens tiefer, wenn wir sehen, daß dem Bestehen von Vorkehrungen und Betrieben noch wieder das Bestehen des Wirtschaftsgebildes zugrunde liegt; es macht also das Dasein eines Wirtschaftsgebildes mit aus, daß und wie dort eine Getreidemenge z. B. lagert. Daß jenes Feld dort an den Wald grenzt und ein Weg es durchschneidet, daß in dieser Landschaft der Fluß gerade einen Bogen schlägt, daß hier in der Stadt die Mietshäuser in drangvoller Enge zusammenstehen usw., alles,

was wir sinnhaft erleben, erfassen wir hinsichtlich seines Seins *auch damit*, daß wir da Bedarfe gedeckt sehen, die man Entscheiden unterworfen hat, damit irgendwelche Wirtschaftsgebilde soundso bestehen können. Das sinnhafte Geschehen ist auch *wirtschaftsgebildliches* Geschehen.

Einseitig zwar aber doch in echter Weise erfassen wir damit die Seinsweise des historisch-gesellschaftlichen Lebens. Einseitig bleibt die ganze Darlegung auch noch, wenn wir unseren Gesichtskreis erweitern. So wollen wir erwähnen, daß sich das sinnhafte Geschehen auch noch anders zusammengeordnet zeigt als im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung. Diese letztere Gestaltung sucht, Arm in Arm mit der Technik, mit einem *Grundverhältnis des Lebens* fertig zu werden, das v. *Gottl-Ottlilienfeld* die *Lebensnot* genannt hat. Sie besteht darin, daß unser Wollen, gerade auch in der Form des Hegens von Bedarfen, grundsätzlich *unbegrenzt* ist, das Können aber, besonders auch in der Gestalt der Verfügbarkeit des Verwendbaren, grundsätzlich *begrenzt* ist. Diesem Widerspruch sucht die *Wirtschaftsgestaltung* von Grund auf zu begegnen, indem sie schon über die Bedarfe entscheidet, über die Forderungen schon, Verfügung zu erlangen, während die Technik nur über die „sparsame“ Verwendung des bereits Verfügbaren wacht. Ehe das Leben aber noch als bedarfsdeckendes Geschehen verstanden ist, ist es schon geführt im Geiste inneren Einverständnisses, zunächst wohl unter Blutsverwandten. Der Gestaltung im Sinne der Verbürgung von Dauer und Bestand ist hier schon kräftig Vorschub geleistet: gemäß der *Lebenseintracht*, wie v. *Gottl-Ottlilienfeld* das hier ausschlaggebende Grundverhältnis nennt, vollzieht sich schon eine „blindwaltende Vorgestaltung“, jene zu *Gemeinschaft*. Anders aber steht es um die Gestaltung, wo Wollen mit Wollen zusammenprallt zu Streit, Kampf und Gewalttat, wo die *Lebenszwietracht* offenbar wird. Ihr zu wehren muß schon „sehende, gewillkürte“ Gestaltung heran, die Gestaltung zu *Machtschaft*. Hier hat Gestaltung nicht nur zu vertiefen und zu festigen, was schon da ist an gebildhaftem Bestand wie auf dem Boden inneren Einverständnisses, sondern angesichts der Lebenszwietracht wird das Bestehen von Gebilden erst möglich kraft Gestaltung „im Geiste

dauernden Einklangs von Zwang und Freiheit". So entsprechen den drei Grundverhältnissen die drei Teilgestaltungen des Zusammenlebens: die spezifisch-soziale auf dem Boden der Lebenseintracht, ihr zusätzlich dienend, die politisch-soziale und, abschließend, die ökonomisch-soziale; sie alle drei bauen mit am Sozialgebilde, lassen das gebildlich zusammengeordnete Geschehen des menschlichen Zusammenlebens erst voll verstehen, seiner Seinsweise nach.

3.

Daß das geschichtlich-gesellschaftliche Geschehen zusammengeordnet ist, und die Zusammengeordnetheiten selber, die Sozialen Gebilde, durch die Zeit hindurch bestehen, damit haben wir dies Geschehen erst unvollständig als gebildliches verstanden; daß das sinnhafte Geschehen gebildliches ist, das schließt noch mehr in sich. Wenn z. B. etwas einem Wirtschaftsgebilde verfügbar ist, so ist es anderen Gebilden etwa ausdrücklich nicht verfügbar oder doch noch in irgendeiner Weise, oder andere Gebilde haben „kein Interesse" usw. In der Tatsache, daß einem Gebilde etwas verfügbar ist, liegt also grundsätzlich eine Auseinandersetzung mit anderen Gebilden. Irgendwie überschneidet sich immer das Dasein vieler Gebilde in einem Verfügbaren, in einem bedarfsdeckenden Geschehen. Das gilt grundsätzlich, d. h., daß es die Seinsweise dieses Geschehens, gebildlich zu sein, mit bestimmt. — Man könnte einwenden, daß doch Gebilde „auf sich selber angewiesen", „selbstgenügsam" usw. sein können, die andere „nicht nötig" haben. Allerdings können sich Gebilde so zu anderen Gebilden verhalten. Aber diese Fälle des tatsächlichen Sich-verhaltens besagen nichts gegen jenen grundsätzlichen Sachverhalt, bezüglich der Seinsweise der Gebilde. Im Gegenteil, jenes Verhalten ist als ausdrückliche Abkehr, als Gleichgültigkeit usw. seinem Sein nach gar nicht anders zu verstehen als von jener grundsätzlichen Auseinandersetzung her. Wenn z. B. ein Gebilde „auf sich selber steht" und andere „nicht nötig hat", so ist darin das Dasein anderer Gebilde grundsätzlich genau so gegenwärtig wie im Falle der engsten Verflechtung. Das Sein der Wirtschaftsgebilde schließt also in sich, daß sie gleichsam offen sind für andere, daß an dem Geschehen, das zu ihnen zusammen-

geordnet ist, immer auch andere „beteiligt" sind. Das bedarfsdeckende (wirtschaftliche) Geschehen ist nur in der Weise „da", daß in ihm Gebilde sich auseinandersetzen. — Auf diesen grundsätzlichen Sachverhalt hin, daß Gebilde sich immer mit anderen auseinandersetzen, wesentlich immer beieinander sind, können wir das Geschehen, dessen Seinsweise wir nachgehen, das Geschehen des Zusammenlebens nennen. Der Ausdruck „Zusammenleben" allerdings gibt den Sachverhalt nur schlecht wieder, da er nur an das rein tatsächliche Beisammen von Gebilden denken läßt und dies Beisammen auch noch so verstehen läßt, als sei nur willkürlich und gelegentlich zusammengekommen, was „an sich" ebenso gut getrennt bleiben könne. Wir wollen hier aber als Zusammenleben das grundsätzliche Verhältnis der Sozialen Gebilde zueinander bezeichnen, daß sie immer schon einander erschlossen haben, mögen sie tatsächlich mit-, für-, gegeneinander leben oder auch einander „nichts angehen". Dies Verhältnis liegt auch dem zugrunde, daß Gebilde und Stellungen immer in irgendwelchen „Polaritäten" stehen, wie z. B. die Stellungen Eltern-Kinder, Lehrer-Schüler, Führer-Gefolgschaft, die heutigen Gebilde wie Haushalte, Unternehmungen, Märkte usw.

Als Kennzeichen für die Seinsweise des Zusammenlebens hebt v. Gottl-Ottlilienfeld besonders hervor, daß es „grundsätzlich bis ins einzelne durchschaubar" ist, mag es im einzelnen Fall tatsächlich auch noch so schwierig sein, es zu durchschauen. Daß es grundsätzlich durchschaubar ist, das hängt ohne Zweifel auch damit zusammen, daß das Zusammenleben das Dasein der Sozialen Gebilde ist. Das Geschehen des Zusammenlebens ist seinem Vernunftgehalt nach, also hinsichtlich dessen, wie es zusammengeordnet ist zu Gebilden, keinem Gebilde und keiner Stellung verborgen, es ist „öffentliches" Geschehen. Aber nur das Geschehen des Zusammenlebens ist „grundsätzlich durchschaubar", für das Geschehen des persönlichen Lebens gilt dies nicht. Es ist schon fraglich, ob für das persönliche Leben die Vernunftgrundsätze noch grundlegend sind, nach denen wir Geschehen zu Gebilden zusammenordnen um seiner Dauer willen; persönliches Leben kann einmal „vollendet" sein. Dagegen nehmen die Gebilde des Zusammenlebens, die Familie, das Volk, der Staat usw.

die „Ewigkeit" für sich in Anspruch. Ein Kennzeichen des Unterschiedes des persönlichen Lebens gegenüber dem Zusammenleben ist nun auch, daß dort niemand letztlich an den anderen herankommt, niemand für den anderen einspringen und ihm die Entscheide abnehmen kann[10]). Persönliches Leben entzieht sich also grundsätzlich dem Erfassen durch „andere", dem Erfassen zum mindesten durch „jeden beliebigen".

An dem Sachverhalt, daß das historisch-gesellschaftliche Geschehen auch gebildliches ist, müssen wir also zwei Seiten beachten: es ist zusammengeordnet um seiner Wiederkehr willen und es begegnet sich in ihm immer wieder das Leben vieler Gebilde. Das sinnhafte Geschehen überhaupt als gebildliches zu sehen, das ist aber keineswegs eine „Auffassung", etwa eine „ganzheitliche" im Gegensatz zu einer „individualistischen"; die Gebilde sind auch nicht „hineingesehen" in das Geschehen, sondern es gehört zur Seinsweise selber „unseres Lebens", daß es auch gebildliches Geschehen ist. Dies Geschehen ist erst von Wirklichkeit für Gebilde und Stellungen und für den eine Stellung Ausfüllenden; angemessen wird es nicht anders erfahren denn als gebildliches Geschehen. Durch die Aussage, daß alles sinnhafte Geschehen auch immer schon gebildliches Geschehen ist, geschieht weiter nichts, als daß uns ausdrücklich bewußt wird, was uns das Geschehen immer schon ist, wenn wir einen Haushalt oder eine Unternehmung führen, befehlen oder gehorchen, lehren oder lernen usw. Nicht das „Denken in Gebilden" seitens der Wissenschaft ist das Ursprüngliche, sondern daß das Leben selber gebildlich geführt wird, daß wir unser Wollen und Können unter die „Idee" des Sozialen Gebildes stellen. In der Wissenschaft können wir dies Geschehen nur mehr oder minder ausdrücklich sein lassen, was es ist, nämlich das Leben von Sozialen Gebilden, oder wir verkennen es! Es nicht als gebildliches Geschehen zu erfassen, das hat zur Folge, daß das tätige Verhalten selber sinnlos wird, gleichsam „denaturiert" wird, und daß die Erkenntnis entartet zu einem bloßen Ausdenken von etwas, von dem es grundsätzlich überhaupt nichts im Zusammenleben geben kann. Von der „Ganzheit" z. B. zu sprechen heißt so lange leere Worte ausspielen, als man nicht die Sozialen Gebilde mit ihrem reichen Aufbau

erfaßt. Das „Individuum" ist ebenfalls nur etwas Ausgedachtes im Widerspruch zu den Grundzügen des Wirklichseins aller Tatbestände des „Lebens". Der Wirtschafter kennt das „Individuum" gar nicht, von dem die Theorie fabelt; er weiß nur von Personen, die mit ihrem Können Stellungen in Sozialen Gebilden ausfüllen. Jegliches Wirkliches, also z. B. jeder Gebrauchsgegenstand, die „Mitmenschen", die Landschaft usw. ist auch in der Weise etwas Wirkliches, daß es in das Leben Sozialer Gebilde einbezogen ist.

4.

Die Erfüllungen des Wollens, wie z. B. das Benutzen von Geräten, das Verzehren von etwas usw., fallen in ganzen, ihrem Sinne nach endlosen Reihen an auf der Grundlage ein für allemal getroffener Vorkehrungen. Die Reihen der verschiedenartigen Erfüllungen ergänzen sich nun so, daß sie in ihrem Gleichlauf miteinander einen bestimmten Erfolg, z. B. das Wohnen, sichern, und zwar ihn als einen dauernden Vollzug sichern. v. Gottl-Ottlilienfeld versinnbildlicht dies Zusammenspiel der Reihen des Gebrauchens, Verbrauchens, Verrichtens so: diese Reihen von Geschehen wirbeln zusammen zu einem dauernden Umtrieb des Geschehens, der von den Vorkehrungen ringsum gespeist wird. Dieser grundsätzlich endlose Wirbel von Geschehen, als den sich z. B. das Wohnen oder das Erzeugen von etwas darstellen, ist der Betrieb. Jeder Betrieb aber — und das ist nun die Eigenschaft des Betriebes, die uns hier angeht — ist auf einen einzelnen Erfolg ausgerichtet, z. B. auf die Herstellung von irgendwelchen Werkstücken gleicher Art. Mit dem Geschehen, das zu Betrieben zusammengeordnet ist um seines Dauervollzuges willen, erzwingt man einen einzelnen Erfolg und zwar so, daß er sich dauernd einstellt. v. Gottl-Ottlilienfeld hat dies Geschehen das technische genannt und den Betrieb die technische Einheit. In jedem wirtschaftlichen Geschehen hingegen hat sich das Denken über Bedarf und Deckung mit allen Bedarfen und mit allen Deckungsmöglichkeiten auseinandergesetzt. In jedem gebildlichen Geschehen steckt die Auseinandersetzung des wirtschaftlichen Wollens mit dem

wirtschaftlichen Können, in der alles, „was zum Leben gehört", durchdacht ist unter dem Gesichtspunkt dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung. Wir wissen auch schon, daß sich in jedem wirtschaftlichen Geschehen das Leben grundsätzlich aller Wirtschaftsgebilde überschneidet und daß es zugleich immer Geschehen des Zusammenlebens im Ganzen ist, daß es also schon im politischen Geiste und im Geiste der Gemeinschaft gestaltet ist. Mit jedem wirtschaftlichen Geschehen ist ein Stück Leben selber gegenwärtig als Zusammenleben, und von hier aus läßt sich der Abstand zwischen dem Betrieb als technischer Einheit und dem Wirtschaftsgebilde als Lebenseinheit tiefer erfassen.

Kein zum Betrieb zusammengeordnetes Geschehen kommt zustande, über das nicht das Denken in Bedarf und Deckung entschieden hätte und zwar um des Bestandes eines Wirtschaftsgebildes willen. Durch die Stellung des Gestalters entscheidet das Wirtschafts- und letztlich das Sozialgebilde nicht nur über das ganze Um und Auf des betriebsfüllenden Geschehens, also über die Art des Zusammenspiels, sondern schon darüber, ob es überhaupt „da-sein" soll. Das Gebilde nimmt Stellung zu allem betrieblichen Geschehen, dieses letztere aber ist ein Geschehen, zu dem nur Stellung genommen werden kann. Das Gebilde bekundet sich als ein selber Lebendes, als „Subjekt", der Betrieb ist „Objekt". Nach dem Gebilde fragen wir mit einem „Wer", nach dem Betriebe mit einem „Was". Dies Verhältnis kennzeichnet nun auch für seinen Teil die Seinsweise des alltäglichen Geschehens. Wie wir das Geschehen zunächst vorgeführt haben als betriebsmäßiges, ist es wohl in echter Weise, aber erst ansatzweise erfaßt als Geschehen des „Lebens". Als dieses erkennen wir es erst jetzt wieder, da wir es verstehen als Geschehen an „Subjekten", nämlich an den spezifischen „Subjekten" des Zusammenlebens, den Sozialen Gebilden. Neben den Personen müssen wir die Sozialen Gebilde anerkennen als „Träger des Lebens". Wenn wir uns auf die Betrachtung des Zusammenlebens beschränken, haben die Gebilde sogar den Vorrang: sind doch die Personen dort nur von Wirklichkeit als Ausfüller der Stellungen in den Gebilden. — Es ist ein sehr bedeutsamer Schritt im Seinsverständnis, wenn wir das betriebsmäßige Geschehen neu erfassen als bedarfsdeckendes und als wirtschaftliches:

wir erfassen es damit als Geschehen des Zusammenlebens, als Geschehen des gebildlich geführten Lebens überhaupt.

Jetzt können wir auch die Seinweise des Verfügbaren abschließend angeben. Die einem Bauernhof z. B. verfügbaren Gebäude sind daraufhin etwas Wirkliches als Verfügbares, daß mit ihnen ein Bedarf, der Bedarf nach Schutz für Mensch und Vieh und Korn usw., in bestimmter Weise gedeckt ist, daß alles Geschehen des Hausens bedarfsdeckendes Geschehen ist. An diesem bedarfsdeckenden Geschehen ist weiterhin erfaßbar hinsichtlich seiner Seinsweise, daß es wiederkehrt kraft der Zusammengeordnetheit mit allem anderen bedarfsdeckenden Geschehen: ein Soziales Gebilde, z. B. der Bauernhof, versteht sich darauf, als Wirtschaftsgebilde zu sein, und daraufhin kehrt bestimmtes bedarfsdeckendes Geschehen immer wieder. Zur Seinsweise dieses bedarfsdeckenden Geschehens gehört aber auch, daß in ihm sich das Gebilde mit allen anderen Gebilden auseinandergesetzt hat, mit ihnen in bestimmter Weise auskommt im Wettbewerb um die Verfügungen. Das bedarfsdeckende Geschehen, das dauernd durch das Verfügbare einer Anlage z. B. gleichsam hindurchströmt, ist ein Stück des Lebens eines Sozialen Gebildes, dem es um seinen eigenen Bestand geht. Das Verfügbare ist also als solches in keiner Weise mehr etwas „Sachliches", etwa in der Art der Naturdinge oder der technischen Gebrauchsdinge, sondern ist gleichsam Fleisch vom Fleische eines „Lebenden", des Sozialen Gebildes. — Wenn man das nunmehr Gezeigte alles zusammensieht, dann hat man die Grundzüge erfaßt der Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände und des Verfügbaren insbesondere. Dies alles denkt sich aber nicht die Theorie erst aus in freier „Konstruktion" und „Auffassung", sondern unser alltägliches Verhalten erfährt die wirtschaftlichen Tatbestände so und nicht anders! Wir haben hier nur ausdrücklich ins Bewußtsein gehoben, was die „innere Form", die „Struktur", des alltäglichen aber ursprünglichen Verhaltens und der darin erfahrenen wirtschaftlichen Tatbestände ausmacht. Ein willensmäßiges Verhalten ist es, und wir gehen darin mit Willens- und Vernunfttatbeständen um, die grundsätzlich dem sinnlichen Wahrnehmen entrückt sind. So ist es also ein spezifischer Bereich des Wirklichen, den wir erschließen, wenn wir

wirtschaften. Damit wird die Frage erst recht dringlich, zugleich aber auch schon bestimmter, wie wir auf dem Boden des wirtschaftlichen Erfahrens und Denkens Mengen und Größen verstehen.

5.

Was wir hier immer „das Leben", das „historisch-gesellschaftliche Geschehen" genannt haben, das ist nach Heidegger „das Seiende vom Charakter des Daseins". Dies Seiende sucht Heidegger seiner Seinsweise nach zu bestimmen. Er setzt seinen Gedankengang so an: „Das Seiende, dessen Analyse zur Aufgabe steht, sind wir je selbst. Das Sein dieses Seienden ist je meines. Im Sein dieses Seienden verhält sich dieses selbst zu seinem Sein. Als Seiendes dieses Seins ist es seinem eigenen Zu-sein überantwortet. Das Sein ist es, darum es diesem Seienden je selbst geht[11])." Dies ist bei Heidegger die erste „Charakteristik des Daseins". — Von dem Seienden, das von Dasein ist, trennt Heidegger scharf das Vorhandene. Vorhanden ist z. B. der Stein, den wir mit den Sinnen nur wahrnehmen und vorfinden; er verhält sich nicht zu seinem Sein. Dem Vorhandenen „ist sein Sein ‚gleichgültig', genau besehen, es ‚ist' so, daß ihm sein Sein weder gleichgültig noch ungleichgültig sein kann[12])". „Vorhandenheit" nennt Heidegger die Seinsart eines nicht daseinsmäßigen Seienden.

Die Sozialen Gebilde sind durchaus von Dasein. Ihnen geht es darum, zu sein, sie haben immer soundso verstanden zu sein. Wenn v. Gottl-Ottlilienfeld das Soziale Gebilde erläutert als eine „wirkende Einheit von innerlich erarbeitetem Bestand und eingepaßt ihrer Umwelt", so liegt allen diesen Sachverhalten, dem Wirken, der Einheit als Zusammengeordnetheit von Geschehen, dem Bestand, der erarbeitet ist, und dem Einpassen in die Umwelt, zugrunde jene Seinsverfassung des Daseins, nämlich daß es sich zu seinem Sein verhält. — Heidegger aber kennt die Sozialen Gebilde nicht, er untersucht lediglich das persönliche Dasein. Denn bezüglich der Seinsweise des Daseins betont Heidegger: „Das Sein, darum es diesem Seienden in seinem Sein geht, ist je meines. — Das Ansprechen von Dasein muß gemäß dem Charakter der Jemeinigkeit dieses Seienden stets das Personalpronomen mitsagen ‚ich bin', ‚du bist'[13])."

Von dem Sozialen Gebilde haben wir aber gerade eingesehen, daß es „sich selbst" gar nicht meinen kann, ohne zugleich immer schon das Dasein anderer Gebilde mit zu erschließen. Daraufhin konnten wir das Dasein der Sozialen Gebilde Zusammenleben nennen, das also nicht ein vorgefundenes Beisammen von Vorhandenem ist — Gebilde sind eben nicht „vorhanden", sondern sind „von Dasein"; vielmehr macht das Soziale Gebilde mit seiner Daseinsführung selber das Dasein anderer aus, die „seinesgleichen" sind. Die Art auch, wie Heidegger die Seinsverfassung des Daseins, daß es ihm nämlich darum geht zu sein, die „Existenz", weiterverfolgt im engen Zusammenhang mit der „Jemeinigkeit", der Fortgang zu den Untersuchungen über das „Sein zum Tode", das „eigentliche Seinkönnen" und die „Entschlossenheit", dies alles zeigt, daß Heidegger als Dasein nur das persönliche Dasein des „Ich" untersucht und das Zusammenleben als solches gar nicht in den Blick bekommt. Was Heidegger als das „Mitsein" vorführt, bleibt ebenfalls ganz im Bereich des persönlichen Daseins.

Eine „Grundverfassung des Daseins" ist nach Heidegger das „In-der-Welt-sein"[14]). Was von Dasein ist, so erläutert Heidegger, ist nicht wie Vorhandenes „in" einem anderen Vorhandenen wie z.B. das Wasser im Glase. In-der-Welt-sein heißt für das Dasein vielmehr, daß es in der Art der Existenzführung „bei" etwas ist. Vorhandene „Dinge" können so nicht beieinander sein. Das „In-sein als Existenzial" ist zu unterscheiden von der „Inwendigkeit von Vorhandenem". „Wenn wir so das Insein abgrenzen, dann wird damit nicht jede Art von ‚Räumlichkeit' dem Dasein abgesprochen. Im Gegenteil: Das Dasein hat selbst sein eigenes ‚Im-Raum-sein', das aber seinerseits nur möglich ist auf dem Grunde des In-der-Welt-seins überhaupt. — Das Verständnis des In-der-Welt-seins als Wesensstruktur des Daseins ermöglicht erst die Einsicht in die existenziale Räumlichkeit des Daseins[15])."

Das In-der-Welt-sein müssen wir auch für die Sozialen Gebilde als Seinsverfassung in Anspruch nehmen. Der Lebensraum des Gebildes ist durchaus nicht der physikalisch entdeckte Raum, letztlich gar das „Erdrund", sondern das Räumliche ist hier erst so von Wirklichkeit, daß es „gestalthaft bezogen" (v. Gottl-Ottlilienfeld) ist auf das Gebilde. Im Wege der Gestaltung entdeckt das Gebilde die räumliche Umwelt, indem es ihm

also darum geht zu sein als Gebilde. Das In-der-Welt-sein der Gebilde ist dann noch insofern ein besonderes, als die Gebilde sich ihre Mitwelt aufbauen, den Kreis gleichsam von ihresgleichen, ihren Lebenskreis. In seiner Theorie des Lebensraumes und des Lebenskreises hat v. Gottl-Ottlilienfeld eingehend dargelegt, wie das Soziale Gebilde Räumlichkeit erfährt und wie Gebilde mit Gebilden ihr Dasein führen[16]. — Bei Heidegger jedoch ist es nicht das Soziale Gebilde, das die „Welt" sich zugänglich macht etwa als den Bereich des Verfügbaren. Das „innerweltlich Seiende" ist nach Heidegger der „Zeugzusammenhang", das „Zuhandene". „Der alltäglich zuhandene Zeugzusammenhang, seine geschichtliche Entstehung, Verwertung, seine faktische Rolle im Dasein ist Gegenstand der Wissenschaft von der Wirtschaft[17]." Das Zuhandene, wie Heidegger es aufzeigt und seiner Seinsweise nach untersucht, ist nicht von Wirklichkeit im Zusammenleben, sondern es ist das Seiende, das dem technisch Handelnden „zur Hand" liegt. Den Nachweis im einzelnen bringen wir in der Anmerkung[18]. — Allerdings sieht die nationalökonomische Theorie auch oft nur einen technischen Zusammenhang, vornehmlich der Gütererzeugung und ihrer „Faktoren", dazu noch in einer unklaren Weise, angesichts des Mangels einer eindringlichen Untersuchung der Seinsverfassungen. Da ist aber das technische Denken am falschen Ort, die Theorie ist technologistisch befangen als „Leistungstheorie" (v. Gottl-Ottlilienfeld). Das durch die Besinnung in Zucht genommene Denken erfaßt die Wirtschaft als „Leben": wirtschaftlich geht es dem Dasein um es selbst als gebildliches Zusammenleben.

Trotzdem Heidegger das Zusammenleben nicht untersucht, können seine Forschungen doch in mehrerlei Hinsicht fruchtbar werden für die Besinnung der Sozialwissenschaften auf ihren Vorwurf. Von den Seinsverfassungen, die Heidegger vorführt, helfen die Existenz und das In-der-Welt-sein, die Seinsweise der Sozialen Gebilde von Grund auf zu verstehen. Heideggers Untersuchungen der Seinsweise des mit den Sinnen entdeckten Vorhandenen und des technischen Zuhandenen können die Sozialwissenschaften davor bewahren, in naturalistisches und in technologistisches Denken abzugleiten, und können sie nachdrücklich auf ihre Aufgabe hinweisen, Wissenschaften vom Dasein zu sein.

Zweiter Teil

Die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen

A. Erste Besinnung auf wirtschaftliche Mengen und Größen

I.

Wenn man unter den wirtschaftlichen Tatbeständen Mengen und Größen aufzeigen soll, so ist diese Aufgabe allem Anschein nach leicht zu lösen. Man könnte meinen, Mengen- und Größenhaftes der Wirtschaft läge z. B. mit den angeführten 10 Zentnern Roggen unmittelbar zur Hand. Man wird sogleich auf diese Gütermenge hinweisen, und da es also anscheinend leicht fällt, Mengenhaftes anzugeben, wird man in dem ausdrücklichen Aufweis von wirtschaftlichen Mengen und Größen kaum eine Aufgabe sehen. — Diese Selbstsicherheit hat die nationalökonomische Theorie davon abgehalten, entschieden nach den wirtschaftlichen Mengen und Größen zu fragen. In welcher Weise bei dem als selbstverständlich vermeinten Hinweis auf Gütermengen mit diesen eben Mengen vorliegen, woraufhin also die Gütermengen *wirtschaftliche* Mengen sind, diese Fragen legt man sich kaum vor. Meistens enthält darum der Hinweis auf die Gütermengen überhaupt nichts über ihre Seinsweise. — Überlegt man sich aber gelegentlich doch, wie Gütermengen gegeben sind, so weist man etwa darauf hin, daß sie sinnfällig und durch Zahl und Maß bestimmt gegeben seien[19]. Eine Getreidemenge z. B. liege in soundso viel Kilogramm sinnfällig vor. Nun haben wir aber soviel schon über das Denken auf der Grundlage sinnlichen Vernehmens herausgebracht, daß dies Erfassen der Gütermengen an

der Wirtschaft gänzlich vorbeiführt. Die so gemeinten Mengen „gibt es“ zwar für uns, aber nur, wenn wir uns darauf verlegen, durch die Sinne zu vernehmen und die daraufhin erfahrenen Erscheinungen naturwissenschaftlich durchzudenken. Nur im Bereich des naturwissenschaftlichen Denkens ist die Angabe der 10 Zentner Roggen eine voll ausgebildete Größenangabe. Der Wirtschafter als solcher kennt Mengen und Größen dieses Sinnes nicht. Für ihn als Wirtschafter ist es nicht von Belang, daß der dort liegende Körper beim Wägen sich als soundso viel Kilogramm schwer erweist, das Kilogramm verstanden als das Gewicht von 1 Liter destillierten Wassers bei 4° C und normalem Druck. Was der Wirtschafter in der Gütermenge sieht, das ist das ihm Verfügbare oder Nicht-verfügbare; über die Art der Verfügung hat er wieder verfügt: die Getreidemenge gehört etwa zum Vorrat, von dem nach und nach in „Tagesrationen“ gezehrt wird („Zehrvorrat“) usw. Es geht dem Wirtschafter nicht darum, naturwissenschaftliche Aussagen über die Menge zu machen, sondern er beurteilt sie allenfalls, etwa in der Art, ob und wie die verfügbare Menge noch bis zur nächsten Ernte reiche; er nimmt Stellung zu ihr, wenn er zu dem Ergebnis kommt, daß sie als eine „große“, „reichliche“ Menge gelten könne oder als „knapp hinreichend“ oder gar als ein „Pappenstiel“. Zu Tatbeständen der Natur als solchen kann man nicht Stellung nehmen, die Naturwissenschaft macht nur Beobachtungen und Aussagen. In der Wirtschaft aber müssen die Mengen in der Weise eben Mengen sein, daß der Wirtschafter gestaltend zu ihnen Stellung nehmen kann. Für den Wirtschafter sind nicht zunächst Naturmengen da als „objektives“ und „exakt“ ausgedrücktes Wahrnehmbares; nur einseitige, naturwissenschaftliche Bildung läßt daran glauben. Der Wirtschafter übt vielmehr ein von Grund auf anderes Denken über Mengen und Größen. Wie aber die wirtschaftlichen Mengen und Größen ihrer Seinsweise nach zu kennzeichnen sind, um diese Frage dreht es sich in der ganzen Folge.

In seiner Weise wieder „sieht“ der Techniker des Ackerbaues die 10 Zentner Roggen, wenn er etwa urteilt, „nur 10 Zentner“ Saatgut seien vorteilhaft zu säen auf diesem Acker. Da liegt die Frage nahe, wie überhaupt der Techniker mit Mengen und

Größen umgeht. — Es gehört mit zum heutigen technischen Vorgehen, daß man alles, was nötig ist, einen Erfolg zu sichern, ihn erzwingbar zu machen, „exakt dimensioniert“ [20]). Man weiß, daß man soviel von diesem braucht, soviel von jenem. Wie die Naturwissenschaft überhaupt der heutigen Technik den geistigen Unterbau liefert, so tut sie es auch in der Weise, daß sie die Mengen des benötigten Verwendbaren in ihren Maßbegriffen ausdrücken läßt. In naturwissenschaftlichen Maßbegriffen und in Stückzahlen gibt der technische Sachverstand die verschiedenen technischen Aufwände an: um diesen Acker mit Roggen zu bestellen, werden 10 Zentner Saatgut, soundso viel Stunden Arbeit, soundso viel Kilogramm dieses Kunstdüngers usw. benötigt. — In der Regel aber bieten sich dem Techniker als dem Träger technischen Sachverstandes mehrere Weisen des Vorgehens. Es ist nun möglich, daß bei dem einen Vorgehen zwar gewisse technische Aufwände niedriger sind als bei dem anderen Verfahren, dafür aber andere Aufwände wieder höher auflaufen als dort. Der Techniker ist indessen auch Verwalter der technischen Vernunft, und als solcher ist er dazu verhalten, den „rechten Weg zum Zweck“ zu suchen, d. h. so vorzugehen, daß er für die Einheit des Erfolges den Aufwand so niedrig wie möglich hält (Grundsatz der technischen Vernunft nach v. Gottl-Ottlilienfeld). Um nun Verfahren mit Verfahren richtig vergleichen zu können, muß der Techniker noch anders über die Mengen des Verwendbaren denken. Er muß die bis jetzt unvergleichbaren technischen Aufwände einheitlich größenhaft veranschlagen. Diese Aufgabe, die die technische Vernunft stellt, kann er nur so lösen, daß er jedes Verwendbare veranschlagt gemäß dem, wieviel es jeweils „gilt“ auf dem Markte. Die verschiedenen technischen Aufwände eines Verfahrens fließen dann zusammen zu einem einzigen, einheitlich benannten Aufwand. Dadurch erst wird ein technisches Vorgehen mit jedem anderen gleichen Erfolges wahrhaft vergleichbar, und unter den verschiedenen Verfahren kann man nun das mit dem vergleichsweise mindesten Aufwand wählen. Ausdrücklich aber die Technik selber — so hat v. Gottl-Ottlilienfeld immer betont — hat in dieser Weise noch größenhaft über ihre Verfahren zu denken, um ihre Aufgabe als „rationale“ Technik zu lösen. Die Angabe der

10 Zentner Roggen besagt also für die technische Vernunft noch nicht eine Größenangabe. Für die Naturwissenschaft und für den technischen Sachverstand ist das eine Größenangabe, aber für die technische Vernunft ist damit erst der Umfang einer Menge technischen Aufwandes bestimmt.

Daß naturwissenschaftlich und für den technischen Sachverstand schon eine vollausgebildete Größenangabe vorliegen kann, für die technische Vernunft aber erst eine Mengenangabe, auch darin spiegelt sich der Abstand von Naturwissenschaft und Technik. Naturwissenschaft ist ein Nur-noch-erkennen auf der Grundlage sinnlichen Vernehmens, die technische Vernunft aber sieht in einem Vorgang immer schon einen mehr oder minder günstigen Weg zu einem gewollten Erfolg. Naturwissenschaft nimmt nur hin, was sich dem sinnlichen Vernehmen bietet und sucht dann in ihrer Weise einheitlich größenhaft darüber zu denken im Sinne des Nur-noch-erkennens. Der technische Sachverstand kann die naturwissenschaftlichen Größenausdrücke und die Stückzahlen als solche benutzen, aber für die technische Vernunft sind damit nur Umfänge technischer Aufwandsmengen gegeben.

2.

Das soeben Ausgeführte lehrt wieder, daß immer erst die Erfahrensweisen bedacht sein wollen. Je nach der Erfahrensweise besagt die Angabe, daß der Bauer 10 Zentner Roggen aussät, etwas ganz Verschiedenes. Naturwissenschaftlich gesehen liegt schon eine Größenangabe vor, und dasselbe gilt vom Boden des technischen Sachverstandes aus. Aber man hat damit nicht größenhaft von seiten der technischen Vernunft gedacht. Wie stellen sich nun die 10 Zentner Roggen der wirtschaftlichen Erfahrensweise dar? — Wenn man sich auf den ersten flüchtigen Eindruck verläßt, kann man in der Angabe der 10 Zentner Roggen gleich eine wirtschaftliche Größenangabe vermuten. Die Untersuchung aber wird etwas anderes herausbringen. Um die Antwort vorweg zu geben: Die Angabe der 10 Zentner Roggen braucht weder mit Menge noch mit Größe im wirtschaftlichen Sinne etwas zu tun zu haben. Der Wirtschafter kann allerdings von ihr zu wirtschaftlichem Mengen- und Größendenken fort-

schreiten. Wie er das kann — möglicherweise kann er es auf verschiedene Arten — das zu zeigen, ist ja die hier gestellte Aufgabe. Das ist aber auch wirklich eine Aufgabe, und man darf nicht ohne weiteres eine wirtschaftliche Größenangabe vermuten, wenn man eine aus dem Alltag vertraute Zahlenangabe vor sich hat.

Der natürliche Umgang mit dem Verfügbaren zeigt es nicht ohne weiteres als Menge. Denn zur Menge wäre es „eingeebnet" mit anderem Verfügbarem und auch in sich. Aber der Wirtschafter meint es zunächst nur als dies eine Verfügbare, ohne daß er eine Mannigfaltigkeit an ihm entdeckt hätte, die er gedanklich „eingeebnet" hätte. Auf die bestimmte Erfüllung hin, z. B. dies Feld mit Roggen besäen zu können, gelten ihm die 10 Zentner Roggen auch wirtschaftlich als etwas „Qualitatives". „10 Zentner Roggen" ist dem Bauern lediglich eine technische Bezeichnung für das bestimmte Verfügbare, das er als Wirtschafter schlechthin „den Saatroggen von diesem Jahr" nennt. Verfügbares steht dann für den Bauern mit jedem anderen Verfügbaren im bestimmten Zusammenhang der Gestaltung, jedes als ein durch und durch Einziges. Die 10 Zentner Roggen sind als dies Verfügbare nicht anders einzig da als auch „das Pferdegespann" und „der Speicher" auf dem Hofe, und der Wirtschafter hat keinen Anlaß, sie mit anderem Verfügbarem in eine wirtschaftliche Größenordnung zu bringen. — Das Verfügbare zeigt sich dem Wirtschafter zunächst nicht als „eingeebnet" zur Menge und gilt ihm auch nicht als wirtschaftliche Größe, und so, wie etwas sich im Leben selber zeigt, hat die Wissenschaft es hinzunehmen. Keineswegs kann sie vermeinen — nur weil sie blindlings an ein „Wissenschaftsideal" von „exakter Wissenschaft" glaubt — nun sei nichts mehr scharf erfaßlich, oder gar, es werde begriffliches Denken unmöglich. Weiß man denn heute schon so Sicheres über die besondere Art begrifflichen Denkens im Zusammenleben und über das Zusammenleben?

Die Frage, ob man ohne weiteres und als erstes gleich wirtschaftliche Mengen und Größen aus dem Geschehen aufgreifen kann, müssen wir verneinen. Ebenso müssen wir die tiefer liegende Frage verneinen, ob die Kennzeichen, so wie wir sie bis jetzt für die wirtschaftlichen Tatbestände entwickelt haben, schon

die Kennzeichen sind für die Seinsweise des wirtschaftlichen Mengen- und Größenhaften. Sie machen die wirtschaftliche Existenz durchsichtig wie wir sie zunächst führen, nämlich im Umgang mit lauter gestaltetem „Qualitativem", das bestimmte Erfüllungen bietet. Die grundlegenden Tatbestände der wirtschaftlichen Existenz sind also nicht Mengen und Größen. Diese werden erst in zweiter Linie zugänglich. Es ist daher erst noch zu untersuchen, wie jene Seinskennzeichen der wirtschaftlichen Tatbestände sich ändern müssen, damit sie die Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen angeben können.

Es ist schon bezeichnend für die Mengen und Größen in der Wirtschaft, daß wir sie erst antreffen, nachdem wir eine Reihe von Grundtatbeständen der Wirtschaft untersucht haben. Alle Seinskennzeichen, die wir bis jetzt aufgewiesen haben, sind solche eines durch und durch Ungrößenhaften, eben des Daseins selber als des gebildlichen Zusammenlebens und seiner Gestaltungen. — In der nationalökonomischen Theorie hat erst v. Gottl-Ottlilienfeld die unverdeckte Sicht auf das Dasein und die Wirtschaft entschieden und folgerichtig ausgebildet. Er deckt die Wirtschaft auf als „eitel Gestaltung". Daraufhin hat v. Gottl-Ottlilienfeld als das Grundproblem der Nationalökonomie die Frage aufgeworfen: „wie gestaltet sich menschliches Zusammenleben im Geiste dauernden Einklangs von Bedarf und Deckung?" Erst in zweiter Linie zeigt sich in der Wirtschaft das Größenhafte. Aber auch erst dann kann man es zu einer Aufgabe der Erkenntnis machen, wenn man es von vornherein auf dem Platze läßt, der ihm zukommt. — Im Rahmen einer nationalökonomischen Theorie, die das Größenhafte der Wirtschaft am rechten Orte läßt, weil sie sich an die Tatbestände hält, hat v. Gottl-Ottlilienfeld die Grundsätze der „Wirtschaftlichen Erwägung" entwickelt[21]). Darin kommt der Wirtschafter zu Entscheiden über Größenhaftes hinsichtlich der Aufteilung des Verfügbaren auf die Bedarfe, ohne sich doch an irgendwie Größenhaftem auszurichten! Dem er bei der Wirtschaftlichen Erwägung nachstrebt, ist das „lebensförderlichste Zusammenspiel aller Erfüllungen im Gebilde unter erschöpfender Auswertung alles Ver-

fügbaren" — ein Optimum also und kein Maximum. Gerade die ständige Besinnung auf das Nicht-Größenhafte lenkt die Entscheide über das Größenhafte!

Daß es dem Wirtschafter wesentlich um Ungrößenhaftes geht, daß er über das Größenhafte entscheidet aus dem Umgang mit dem Nichtgrößenhaften, durch diese Verhältnisse schon kann man einen Eindruck von der Eigenart der wirtschaftlichen Mengen und Größen bekommen. Damit wird die Frage aber erst recht dringlich, was für ein Mengen- und Größenhaftes es ist als solches, über das der Gestalter gemäß einem Optimum entscheidet. Daß das Erfassen von Mengen und Größen dem Wirtschafter durchaus nicht das zunächst Liegende und das „Natürlichste" ist, und daß wir immer des Ungrößenhaften der Gestaltung achten müssen, durch diese Einsicht setzen wir die Untersuchung auf die rechte Fährte. Das war die Aufgabe dieser ersten Besinnung auf Menge und Größe in der Wirtschaft.

B. Über wirtschaftliche Mengen

a) Das Erfahren von Mengen und Größen in der Wirtschaft

Bei der Erwägung, wie uns etwas Verfügbares Erfüllungen bietet, indem wir schlicht mit ihm umgehen und dieser erfüllende Umgang unser Leben (Dasein) ausmacht, braucht es uns noch nicht als ein Mengen- und Größenhaftes zu gelten. Auch wenn wir ausdrücklich dem besonderen Vernunftzusammenhange der Wirtschaft nachgehen, der den erfüllenden Umgang wesentlich ermöglicht, brauchen wir das Verfügbare nicht als Mengen- und Größenhaftes zu verstehen. Jener Umgang aber mit dem Verfügbaren ist doch unbedingt der „natürlichste" Umgang. Daß der Wirtschafter sich Verfügbares als Menge zugänglich macht oder größenhaft darüber denkt, das ist alles andere als selbstverständlich! Es bedarf schon besonderer Verhaltensweisen, um wirtschaftliche Mengen und Größen vor sich zu sehen. — Verhaltensweisen, in denen wir mit wirtschaftlichen Mengen und Größen umgehen, sind etwa das Erwägen, Veranschlagen, Berechnen.

Sie halten einen deutlichen Abstand ein zum tätigen Entscheid über das gestaltete Verfügbare. Ein Verfügbares ist das, was es jeweils ist, kraft der Entscheide. Gänzlich unberührt aber bleibt es in seiner Gestaltung durch jene Verhaltensweisen. Sie ändern nichts an ihm und stehen somit lediglich in einer Hilfestellung zum gestaltenden Entscheid; sie sind ein zusätzliches Verhalten des Wirtschafters. Sie sind Verhaltensweisen des Wirtschafters als Gestalter, aber sie begleiten die Tat der Gestaltung nur oder sie bereiten sie vor. Als Verhaltensweisen sind sie die gedankliche Vorwegnahme, der Entwurf der Tat. Wenn der Wirtschafter erwägt, veranschlagt usw., hat er sich gleichsam aus der unmittelbar entscheidenden Tat zurückgezogen, um doch gerade ihre Möglichkeiten zu durchdenken, zu sehen, woran er ist als Gestalter. Der Wirtschafter begibt sich damit nicht an ein theoretisches Erkennen, das unter noch anderen Bedingungen steht; er bleibt durchaus der Gestalter, wandelt aber seine Verhaltensweise als solcher. Um einen Ausdruck für jene zusätzlichen Verhaltensweisen insgesamt zu haben, wollen wir sagen, sie seien Ableitungen aus der gestaltenden Tat. Diese Ableitungen sind der Zugang zu wirtschaftlichen Mengen. Was aber die abgeleiteten Verhaltensweisen und das durch sie zugängliche Mengenhafte ihrem Sein nach kennzeichnet, haben wir in der Folge zu untersuchen. — Ein abgeleitetes Erfahren führt an das Mengenhafte der Wirtschaft heran. Damit heben sich die Mengen von dem Nicht-mengenhaften ab als etwas Besonderes. Zugleich aber ist der Zugang zu ihnen abgeleitet aus dem ursprünglichen Erfahren von wirtschaftlichen Tatbeständen überhaupt, und daraufhin sind auch für das wirtschaftliche Mengenhafte die bisher gezeigten Seinskennzeichen durchaus grundlegend. — Sieht man ein, daß es sich bei dem Erfahren von Mengenhaftem der Wirtschaft um eine Abwandlung des ursprünglichen Erfahrens von Gestaltetem handelt, so bleibt man davor bewahrt, das Mengen- und Größenhafte der Wirtschaft mit dem nur noch sinnlich vernommenen Körperlichen an den Gütern oder mit reinen Zahlen zu verwechseln. In dem sinnhaften Leben selber, in dem Dasein nur können wir es aufsuchen. Wenn wir uns auf der anderen Seite darauf besinnen, daß das Mengen- und Größenhafte einem abgeleiteten Erfahren be-

gegnet, werden wir nicht das zunächst zugängliche Ungrößenhafte der Wirtschaft gewaltsam umdeuten zu etwas scheinbar Größenhaftem oder gar das Ungrößenhafte ganz aus dem Blick verlieren.

Bei der Untersuchung des Erfahrens von Mengenhaftem der Wirtschaft handelt es sich nicht darum, zu sagen, wie man beim Erwägen, Veranschlagen usw. vorzugehen hätte. Dafür steht etwa in Sachen der Wirtschaftlichen Erwägung die nationalökonomische Theorie ein, in anderer Weise wieder für das Veranschlagen die mannigfachen Kunstlehren wie z. B. Taxationslehren, „betriebswirtschaftliche Wertlehren" usw. Wie sich am grundsätzlich erfaßten Verfügen des Wirtschafters eine ganze Reihe Kennzeichen seiner Seinsweise aufzeigen ließ, so ziehen wir aus den genannten Verhaltensweisen das Grundsätzliche ihres Wirklichseins heraus, wenn wir sagen, sie seien vom Gestalter selber vollzogene Ableitungen aus dem ursprünglichen tatmäßigen Erfahren.

b) Ein Beispiel für wirtschaftliche Mengenbildung

I.

Wenn man „qualitativ verschiedene Dinge" zu einer Menge zusammenfaßt, so ist der erste Eindruck der, daß sie ihre Eigenart verlieren, ihre Unterschiede. Es kommt also zunächst darauf an, zu zeigen, wie angesichts des wirtschaftlich gestalteten Verfügbaren Unterschiedslosigkeit durch die „Einebnung zur Menge" (v. Gottl-Ottlilienfeld) möglich wird. Vom Boden der wirtschaftlichen Wirklichkeit aus, die sich als spezifische hat nachweisen lassen, wollen wir eine Mengenbildung darlegen. Sie wird Züge aufweisen, die sie nur hier tragen kann. Wie sich dann an dem zur wirtschaftlichen Menge Eingeebneten so etwas wie ein Umfang erfassen läßt, das ist die zweite Frage, die zusammen mit der ersten nach der „Einebnung" den Umkreis der nächsten Untersuchungen beschreibt.

Wenn wir im folgenden die Fachausdrücke Gestaltung, Verfügung, Gebilde usw. verwenden, so denken wir dabei nur an das, was wir früher dargelegt haben. Unter Gestaltung z. B.

verstehen wir (mit v. Gottl-Ottlilienfeld) die Zusammenordnung von bedarfsdeckendem Geschehen zu Dauer und Bestand. Vor allem ist dann aber die Erinnerung an die Kennzeichen der Seinsweise dieser Tatbestände notwendig, die Erinnerung also an die ihnen eigentümliche Art, Tatbestände zu sein. Es bedarf einer besonderen Zucht des Denkens, wenn wir an das Mengen- und Größenhafte herangehen, wo Sachverhalte einander zum Verwechseln ähnlich sehen für den oberflächlichen Blick, die doch grundsätzlich voneinander getrennt sind.

Ausführlich wollen wir nur ein Beispiel für wirtschaftliche Mengen durchdenken, nämlich wie der Wirtschafter wirtschaftlich Gestaltetes, Verfügbares, als mengenhafte Fugmacht — nach dem Ausdruck v. Gottl-Ottlilienfelds — denken kann. Das gestaltete Verfügbare kann man auch noch anders zu Mengen umgelegt denken. Wenn der Bauer z. B. davon absieht, wie jeder seiner Äcker ihm in besonderer Weise verfügbar ist und im festen Zusammenhang mit anderen einen bestimmten Bedarf deckt, wenn er alle seine Äcker sich schlechthin als Liegenschaften denkt, so vollzieht er damit einen Wandel in seiner Haltung als Gestalter, und es werden ihm die Liegenschaften als Menge von Verfügbarem zugänglich. Jenen Wandel in seiner Haltung als Gestalter müßte man beschreiben, wenn man diese Mengenbildung untersuchen wollte.

Die „Einebnung des Gestalteten" zu mengenhafter Fugmacht hat zuerst v. Gottl-Ottlilienfeld untersucht. Wie beschreibt er diese Einebnung? — Gestaltet sind z. B. die Güter daraufhin, daß der Wirtschafter im Wege der besonderen über sie ergangenen Verfügungen Bedarfe gedeckt hat derart, daß das bedarfsdeckende Geschehen wiederkehrt im Gebilde. Worüber der Wirtschafter dem Gegenstande, nicht nur der Nutzung nach, verfügt, steht in seiner Fuggewalt. Wie das gestaltete Verfügbare ist auch sie ein Einziges, nach Inhalt und Umfang abwandelbar je nach dem Fall von Wirtschaft. Die Habe des Gebildes ist, auf den Wirtschafter bezogen, die Gesamtheit der Fuggewalten, der Fugbereich des Wirtschafters. — Über den Fugbereich oder über Teile von ihm kann der Wirtschafter nun so denken, daß er sie „eingeebnet" sieht zu einem Mengenhaften. Die Umlegung des Gestalteten zur Menge geschieht gleichsam als ein Abstreifen

der jeweiligen Gestaltung von dem Verfügbaren. Das „buntfältig Konkrete der Fuggewalten nimmt sich dann ebenmäßig aus als ein mengenhaftes Verfügen-können". Dies Denken des Wirtschafters über das Gestaltete als Mengenhaftes nennt v. Gottl-Ottlilienfeld „das Denken in Fugmacht". „Als Fugmacht ist also nicht etwa ein besonderer Modus des Verfügens selber gemeint, noch ist es gar ein anderer Ausdruck für die Habe, Fugmacht besagt immer nur eine besondere Denkform der Fuggewalten, die hierbei eben erfaßt sind als ein mengenhaftes Verfügen-können des Subjektes[22])."

Diese Umlegung des gestalteten Verfügbaren zu mengenhafter Fugmacht wollen wir nun mit den Mitteln untersuchen, die wir nach und nach erarbeitet haben. — Von dem Gestalteten ist wieder auszugehen. Denn als das Gestaltete ist das Verfügbare der Objekte, Leistungen und Nutzungen zunächst da als von Grund auf weder mengen- noch größenhaft. Damit, daß dies bestimmte Gestaltete mit den Verfügungen, die der Wirtschafter darüber getroffen hat, vorliegt, wird das gebildliche Dasein in jedem Augenblick soundso geführt. — Wenn der Wirtschafter nun das Verfügbare als Fugmacht denkt, vollzieht sich in diesem Erfahren des Gestalteten ein Wandel, ein Wandel in dem „Leben mit" dem Gestalteten. Es handelt sich ausdrücklich um einen Wandel innerhalb des ursprünglichen Erfahrens von Wirtschaft und von wirtschaftlich Gestaltetem. Als ein Wandel im ursprünglichen Erfahren des Gestalteten ist die Umlegung ins Mengenhafte ansatzweise schon erfaßt.

Der Wandel im Erfahren des Gestalteten besteht des näheren darin, daß der Wirtschafter die getroffenen Verfügungen nunmehr in einer unverbindlicheren Weise versteht. Die gestaltende Tat, die sich in den Verfügungen auslebt, ist immer entschieden: dies ist verfügt und jenes in diesem Zusammenhang, der den Verfügungen ihre Festigkeit verleiht. So entschieden sind die Verfügungen immer, wird doch mit ihnen das je bestimmte Dasein geführt. Anders zeigt nun der abgeleitete Zugang die Verfügungen. Er faßt jede von ihnen, wie sie ergangen sind, als eine auf unter anderen, die auch möglich wären. Dies „Denken" anerkennt nicht mehr die ergangene Verfügung als eine ausgezeichnete, als die nämlich, die

das Dasein trägt. Sie taucht jetzt unter in der Schar aller derer, die auch „denkbar" wären an ihrer Stelle. — Dies abgeleitete Denken nimmt die getroffenen Verfügungen nicht eigentlich ernst als die das Dasein hier und jetzt wirtschaftlich bestimmenden. Für das „Denken in Fugmacht" steht das Verfügbare nicht mehr in dem festen Zusammenhalt alles bedarfsdeckenden Geschehens, in den der Wirtschafter es durch seine Verfügungen stellt. Dadurch, daß es die tatsächlich ergangenen Verfügungen mit allen anderen möglichen Verfügungen in eine Reihe stellt, hebt es sie ab von dem Verfügbaren und macht sie zu ebenfalls nur „denkbaren" Fällen des Verfügens. Alle diese „denkbaren" Verfügungen stehen dem Verfügbaren mit dem gleichen Rechte gegenüber, sie sind ihm darüber aber auch gleichgültig geworden. Das Verfügbare ist das „unbeschriebene Blatt" geworden. Erst wieder durch eine Verfügung steht das Verfügbare in einem bestimmten Zusammenhang des bedarfsdeckenden Geschehens. Solange aber das „Denken" das Verfügbare noch gleichgültig sein läßt gegenüber den „möglichen" Verfügungen, läßt sich das Verfügbare noch in diese oder jene Geschehenslage bringen. — Damit vollzieht sich so etwas wie eine „Einebnung" des Gestalteten, eben dadurch, daß sich der Wirtschafter das Gestaltete in der abgeleiteten Weise durch das „Denken" der „nur-möglichen" Entscheide zugänglich macht. Die wirtschaftlich gestalteten Objekte, Leistungen und Nutzungen, auf die sich dies Denken richtet, versteht er als gleichgültig gegenüber dieser oder jener Verfügung. Daraufhin kann das Verfügbare dann auch beliebig zusammengefaßt werden, es fließt zusammen zu in sich gleichartigen Massen, wenn man dies Bild gebrauchen will.

Diese Einebnung des Gestalteten ist aber durchaus *spezifischer* Art, ist nur möglich *auf dem Boden der Gestaltung zur Wirtschaft*. Ist doch alles Erfahren von mengenhafter Fugmacht ein Verstehen des gestalteten Verfügbaren, wenn auch ein uneigentliches, wie wir das später darlegen werden. Die Einebnung müßte ganz anders ausfallen, wenn sie ihren Ausgang von etwas nähme, das für die *Sinne* ein „Qualitatives" ist. — Soweit wir sie bis jetzt erläutert haben, kommt die Einebnung des wirtschaftlich Gestalteten zu Mengen in der Formel v. *Gottl-Ottlilienfelds* zum Ausdruck, die mengenhafte Fugmacht sei

ein bloßes „Verfügen-können“. Dem „indifferenten“ Verfügbaren gegenüber kann man eben noch so oder kann man auch anders verfügen.

2.

Bis jetzt haben wir allererst aufgezeigt, wie das ursprüngliche Erfahren von Verfügbarem und dieses selber sich umgestalten. Beispiele für die neue abgeleitete Erfahrensweise sind das Erwägen und Veranschlagen, richtiger gesagt, in ihnen „steckt“ die neue Erfahrensweise, die das Verfügbare als gegen die Verfügungen gleichgültiges Verfügen-können sehen läßt. Uns liegt jetzt noch ob, die Seinsweise des neuen Erfahrens und die des mengenhaften Verfügen-könnens zu untersuchen.

Die Untersuchung des Verfügbaren als solchen mußte von Anfang an und immer wieder den Blick abwenden von dem Körperlichen der verfügbaren Objekte, von dem Sinnfälligen. Versagt doch das betrachtende Nur-vorfinden des Sinnfälligen gegenüber den verfügbaren Leistungen und Nutzungen, und schon daraus kann man ersehen, daß mit dem sinnlichen Betrachten der Zugang zu dem Verfügbaren als solchem grundsätzlich verfehlt ist. Das gestaltete Verfügbare ist dies bestimmte durch die darüber ergangenen Verfügungen. Mit den Verfügungen — und das heißt vor allem durch den Zusammenhang, den sie alle untereinander wahren — versteht der Wirtschafter, die Bedarfe und ihre Deckung zu ordnen und von daher die Dauer des bedarfsdeckenden Geschehens und den Bestand des Gebildes zu verbürgen. Wenn dies ursprüngliche Erfahren des Gestalteten abgewandelt wird, so daß es das Gestaltete als mengenhafte Fugmacht sehen läßt, so treten die ergangenen Verfügungen in den Hintergrund, sie treten als „nur mögliche“ Entscheide in die Schar aller „möglichen“. Im Vordergrunde liegt nun das Verfügbare als das gegenüber den „möglichen“ Verfügungen gleichgültige. Seiner Seinsweise nach können wir es so beschreiben: mit ihm ist dem Wirtschafter zugeschoben, daß er sich erst noch verstehe auf die Ordnung der Bedarfe usw. im Wege tätiger Entscheide, letztlich auf die gebildliche Existenz selber. Ein Können überhaupt sieht das „Denken in Fugmacht“ dem Wirtschafter zugeschoben, ein Können im Sinne eines Ver-

mögens, das letztlich die Existenz selber betrifft. Es ist zu unterscheiden von dem Können in den Redewendungen: der Wirtschafter könne so oder könne anders verfügen. Das Können, das die „Indifferenz" des Verfügens ausdrückt (man kann so oder so verfügen), hebt v. Gottl-Ottlilienfeld an der mengenhaften Fugmacht hervor, wenn er sie als ein „bloßes Verfügen-Können" bezeichnet. Wenn wir die Fugmachtmenge hinsichtlich ihrer Seinsweise untersuchen, zeigt sie sich als das Erst-noch-vermögen, die Existenz des Wirtschaftsgebildes zu führen. Mit diesem Vermögen geht es um das Dasein selber als Zusammenleben. Ein Vermögen überhaupt ist es in dem Sinne, daß noch dahinsteht, es durch einen tätigen Entscheid ins Spiel zu bringen. — Ein Erst-noch-vermögen in Sachen der Ordnung der Bedarfe usw. ist es, das da als mengenhafte Fugmacht vorliegt, für jenes abgeleitete „Denken" an jedem Verfügbaren aufgreifbar. Für dies verhaltene Vermögen ist aber der Ausdruck „Macht" sprachrichtig, und so rechtfertigt sich der Name „Fugmacht".

Das Umlegen des Gestalteten zu diesem Mengenhaften ändert nichts an dem Verfügbaren. Zu Eingriffen in die Gestaltung ist immer nur der tätige Entscheid aufgerufen. Neben dem ursprünglichen Erfahren, dem tätigen Entscheid, besagt seine Ableitung, das Aufgreifen des Erst-noch-vermögens am Gestalteten, etwas Zusätzliches. So bleibt das Umlegen des Verfügbaren ins mengenhafte Erst-noch-vermögen immer bezogen auf das tätige Gestalten, hat dies immer hinter sich stehen. Mengenhafte Fugmacht ist da für den abgeleiteten Zugang zu dem Verfügbaren, das zugleich immer noch für die lebendige Gestaltung, also für das ursprüngliche Erfahren, das Gestaltete bleibt, mit dem wir schlechthin „leben". Darum kann man auch sagen, daß die Fugmachtmengen immer der Gestaltung „zur Hand liegen". — Weil nun das Verfügbare eines Wirtschaftsgebildes tatsächlich doch bleibt, was es ist als das Gestaltete, wenn es auch abgeleiteter Weise als mengenhaftes Erst-noch-vermögen der Verbürgung von Dauer usw. verstanden ist, so kann sich der Wirtschafter den ganzen Fugbereich des Gebildes so als Menge zugänglich machen. Aber der Rückhalt solcher Menge an der Gestaltung eines Wirtschaftsgebildes überhaupt darf nicht verlorengehen:

man darf keine Mengen bilden, die nicht mehr sinnvoll sind für die Gestaltung irgendeines Wirtschaftsgebildes. Man kann z. B. nicht die Gesamtheit des in der deutschen Volkswirtschaft Verfügbaren umgelegt denken zu mengenhafter Fugmacht. Es gibt nämlich kein Wirtschaftsgebilde, dem man diese gedachte Fugmachtmenge als seine Habe, als Vorrat usw. zudenken könnte. Hier liegt für die Besinnung auf die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen der Grund dafür, daß „letzte Summen", die man als „Volksvermögen" und „Volkseinkommen" zu errechnen sucht, reine Zahlen bleiben, ohne den hinter ihnen vermeinten wirtschaftlichen Sinn [23]).

3.

Die Kennzeichen für die Seinsweise des wirtschaftlichen Daseins liegen auch dem Erst-noch-vermögen zugrunde. Mit dem tätigen Verfügen wie mit dem mengenhaften Können überhaupt liegt im Grunde dasselbe vor, nämlich das Sich-verstehen-auf das gebildliche Dasein, auf das Zusammenleben. Aber nur das erstere besagt ein eigentliches Sich-verstehen-auf. Jenes „Denken" dagegen eines mengenhaften Könnens überhaupt kommt einer uneigentlichen Existenzführung des Sozialen Gebildes gleich.

Wenn der Wirtschafter über das ihm Verfügbare so denkt, daß ihm damit ein Können überhaupt, ein Erst-noch-vermögen zugeschoben sei, so macht er sich damit nichts grundsätzlich anderes zugänglich als eben das Gestaltete. Ausdrücklich als Gestalter verhält er sich auch jetzt zu gestaltetem Verfügbarem. Das mannigfaltige Verfügbare — das nur für die Gestaltung eine Mannigfaltigkeit mit bestimmten Zusammenhängen ist — faßt er jetzt für den Zweck der Mengenbildung nicht etwa als eine Mannigfaltigkeit von „Dingen" auf, von deren „Eigenschaften" er „abstrahiert", um nur ihre Zahl zu behalten, sondern das nur dem gestaltenden Willen zugängliche Verfügbare legt er um zur mengenhaften Fugmacht, und eine Abwandlung eines willensmäßigen Verhaltens geht hier vor sich, kein „Abstraktionsprozeß". Die Seinsweise gerade des gestalteten Verfügbaren, wie wir sie im Ersten Teil der Arbeit dargelegt haben, wird fortentwickelt zu dem Erst-noch-vermögen, wenn der Wirt-

schafter in Fugmacht über das Verfügbare „denkt". Der Wirtschafter versteht sich auch in diesem Fall noch auf das gebildliche Zusammenleben als wirtschaftliche Existenz. — Aber die gebildliche Existenz will weniger „überdacht" werden, nach allen Richtungen hin, in denen der Wirtschafter verfügend sie führen könnte, als daß dieser ihr im tätigen Entscheid nachzukommen hätte. Dadurch, daß er sich das mengenhafte, „indifferente" Verfügen-können zugänglich macht, hat er sich nicht eigentlich auf das gebildliche Dasein verstanden. So läßt sich auf dem Grunde des mengenhaften Verfügen-könnens das uneigentliche Verstehen des gebildlichen Zusammenlebens sehen, als seine Seinsverfassung. Weil es dem Wirtschafter auch mit dem „Denken in Fugmacht" um die Existenzführung des Wirtschaftsgebildes geht, wird das Verfügbare als Fugmacht etwas Wirtschaftliches; weil aber dies „Denken" die Existenzführung nur uneigentlich versteht, nimmt die mengenhafte Fugmacht unter den Tatbeständen der Wirtschaft eine Sonderstellung ein, eben als Mengenhaftes gegenüber dem gestalteten „Qualitativen".

Für die Sinne ist an dieser Mengenbildung gar nichts faßbar! Ein Zusammenfassen von „Dingen" derart, daß man nur noch ihre Anzahl festhält, liegt nicht vor. Von dem Verfügbaren, das seine früher ausgelegte Seinsweise hat, als Tatbestand in der Willenswelt, davon geht diese Mengenbildung aus; sie bleibt auch in der Willenswelt und beläßt ebenfalls die mengenhafte Fugmacht darin. Die „Einebnung" ist nur ein Sprachbild, und jetzt können wir sie als solches erkennen, nachdem wir die damit veranschaulichte Mengenbildung erfaßt haben als eine Abwandlung der willensmäßigen Existenzführung.

Wir zeichnen noch einmal den Weg nach, den wir bisher gegangen sind. Davon sind wir ausgegangen, daß der Wirtschafter in seinem ursprünglichen Erfahren, das ein willensmäßiges Verhalten ist, etwas als dies bestimmte Verfügbare erfaßt. Ein bestimmtes Verfügbares ist es ihm daraufhin, daß er einen bestimmten Bedarf mit ihm gedeckt hat, daß er diesen mit allen anderen Bedarfen um ihrer Deckung willen ausgehandelt hat, und daß nun sein Gebilde, sein Haushalt etwa, soundso gesichert ist in seinem Bestand. Durch die ergangenen Verfügungen, die das Verfüg-

bare als dies eine bestimmen, hat der Haushalt verstanden, vermocht, zu sein wie er ist, er hat sich soundso durchgesetzt gegen andere. Der Wirtschafter hat sich und sein Gebilde in eine gestalthafte Lage, eine „historische Situation" gebracht durch seine Verfügungen, und darin ist auch das Verfügbare dies Bestimmte. Aus solchen Lagen kann das Gebilde auch nie heraus, es kann nur eine aus der anderen entwickeln. Aber zusätzlich kann der Wirtschafter sich angesichts eines Verfügbaren so verstehen, als stünde er noch *vor* allem Verfügen, in einem „bloßen Verfügenkönnen", als habe er sich aus allen Entscheiden zurückgezogen, sei ihrer noch enthoben. Wir sehen hier, wie der Wirtschafter ein *neues willensmäßiges Verhalten* ausbildet, *neben* und *aus* der ursprünglichen, immer schon entschiedenen Tat. Alle Verfügungen sind ihm jetzt „gleichgültig", keine hat den Vorrang als die, die dies Verfügbare so da-sein läßt wie es hier ist. Für den Willen des Wirtschafters hat dies Verfügbare sein „individuelles" Gepräge verloren, für ihn ist es gleichsam zum „Material" einer noch bevorstehenden Prägung geworden. Ausdrücklich als „*Willensding*", wenn man so sagen kann, hat es eine neue Seinsform so angenommen, daß der Wirtschafter es eine „ebene" Menge nennen kann. — Dieser Vorgang, aus dem die Fugmachtmenge hervorgeht, ist aber, vom Gebilde her gesehen, von noch tieferer Bedeutung. Wir erfassen das Verfügbare als dies bestimmte daraufhin, daß ein Gebilde mit ihm vermocht hat zu sein, was es ist. Wenn das Gebilde sich nun etwas Verfügbares als Fugmachtmenge zugänglich macht, so „denkt" es sich zu diesem Teil als noch *vor* seiner Aufgabe stehend, vor der Aufgabe nämlich, daß es als Gebilde im Zusammenleben zu sein, d. h. zu existieren hat. Denn zu sein, das ist für das Gebilde eine Aufgabe, die es immer soundso gelöst hat. Angesichts des Verfügbaren als mengenhafter Fugmacht aber weiß das Gebilde sich so, als müßte es *erst noch* vermögen, als Gebilde zu sein. Dies noch verhaltene, noch nicht „aktualisierte" Können nennen wir sprachrichtig Macht. Diese Macht aber betrifft die *Existenz selber des Gebildes*. Als das Erst-noch-vermögen hinsichtlich der gebildlichen Existenz erfassen wir die *Seinsverfassung* des zur mengenhaften Fugmacht „umgelegten" Verfügbaren [24]).

4.

In den drei letzten Abschnitten (1—3) haben wir kurz zusammengestellt, was entscheidend ist für die mengenhafte Fugmacht als ein in sich „Ebenes". Wir haben die Untersuchung kurz halten können, weil sie sich auf den Ersten Teil stützt. Im folgenden erläutern wir sie aber noch weiter.

Die Untersuchung des Erfahrens mengenhafter Fugmacht und die Frage, in welcher Art diese Menge tatbeständlich ist, ersetzt man durchgehends durch andere Fragen, unter verschiedenen Antrieben, bis in gesinnungsmäßige hinein. Man behandelt hier etwa die Ersatzfrage: wo findet sich etwas in sich „Ebenes", das den mannigfachen, „qualitativ" verschiedenen Gütern „gemeinsam" ist als ein „Quantitatives"? — Eine der berühmtesten Antworten auf diese Frage ist die von Karl Marx. Nach ihm ist es die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit", die in allen Gütern das „Gemeinsame" ist und sie „vergleichbar" macht. Nun will Marx mit seinem Gedankengang weit mehr leisten, als uns im Augenblick angeht, da wir nur zeigen wollen, daß und wie er die grundlegende Frage nach dem Zugang zur Fugmachtmenge ersetzt. Bezeichnend ist, daß er die Frage gesinnungsgebunden durchdenkt und daß er in Ausdrücken der an der Naturwissenschaft geschulten „formalen Logik" über Tatbestände des gestalthaften Daseins spricht. Solange die Theorie unter solchen Antrieben und Denkgewohnheiten steht, kann sie in den Angelegenheiten, die wir hier verhandeln, unmöglich zu einer eindringenden Untersuchung kommen.

Man versucht die Umlegung des gestalteten Verfügbaren ins Mengenhafte durch Ausdrücke der „formalen Logik" zu beschreiben. Die Güter, heißt es, seien etwas „Konkretes", die Mengen etwas „Abstraktes". Wir haben gelegentlich die Wendung „bestimmtes Geschehen" gebraucht. Aber wir haben alle Mühe darauf verwendet, ausdrücklich zu sagen, was die Bestimmtheit („Konkretheit") des wirtschaftlichen Geschehens grundsätzlich ausmacht (Erster Teil). Von Bedarf und Deckung war da zu reden bis hin zum Sich-verstehen-auf das gebildliche Dasein als Zusammenleben. Ganz gewiß ist diese „Konkretheit" des wirtschaftlich Gestalteten eine grundsätzlich andere als die eines

Wasserwirbels etwa, der dem Physiker durch das sinnliche Vernehmen zugänglich wird. „Konkret" und „abstrakt" schlechthin sagen, heißt darum nichts sagen. — Das gleiche läßt sich von den Ausdrücken „qualitativ" und „quantitativ" behaupten. Das ist gerade die Aufgabe dieser Arbeit, herauszubringen, woraufhin das Verfügbare zunächst als ein „Qualitatives" dem Wirtschafter vorliegt, und was es für es heißt, eine Menge zu sein; und das ist eine Aufgabe. Ohne die leere Worthülse, es sei ein „Qualitatives", zu beachten, konnten wir das gestaltete Verfügbare erfassen nach der ihm eigentümlichen Seinsweise. Diese Seinsweise ließ sich dann so abwandeln, daß das Verfügbare daraufhin mengenhafte Fugmacht heißen konnte. Die Untersuchung von wirtschaftlichem Größenhaftem steht noch aus. Aber mit der bloßen Versicherung, daß es sich einmal um „Qualitatives", das andere Mal um Mengen und um „Quantitatives" handle, ist nichts getan[25]).

Entscheidend für die Mengenbildungen in der Wirtschaft ist, daß sie Vorgänge im gestalteten Willensleben sind und in keiner Weise Erkenntnisvorgänge. Am Beispiel der mengenhaften Fugmacht und des Zugangs zu ihr haben wir uns im einzelnen davon überzeugt, daß gleichsam die Baustücke zu ihnen aus dem gestalteten Zusammenleben stammen. Wir wollen hier noch die Mengenbildung andeuten, die der Wirtschafter z. B. dann vornimmt, wenn er seine Äcker zu „Liegenschaften" zusammendenkt.

Als „Gesichtspunkt", unter dem der Wirtschafter solche Menge bildet, hält er fest, daß ihm gewisse verfügbare Objekte in gleicher Weise zur Hand liegen bei der Gestaltung. Als „Liegenschaften" erfaßt der Wirtschafter das ihm Verfügbare, wenn er sich darauf besinnt, was ihm in der Richtung des Lebensraumes seines Gebildes überhaupt verfügbar ist, und zwar dem Gegenstande, nicht nur der Nutzung nach[26]). Er denkt nicht mehr an die je bestimmte Gestaltung der Ackerflächen, der Wiesengründe, der Moore usw., d. h. er denkt nicht daran, welche bestimmten, zueinander geordneten Bedarfe damit soundso gedeckt sind, sondern er hält nur jene bei allen Äckern, Wiesen usw. gleiche Gestaltungslage fest, und darüber ebnet sich das Vielerlei des Gestalteten ein zur Menge der „Liegenschaften".

Ist das ein „Abstraktionsprozeß"? Man muß sich vorerst darüber verständigen, welchen besonderen Tatbestand eines Denkvorganges man hierbei vor Augen haben will. Ein „Abstraktionsprozeß", wie ihn die „formale Logik" mehr oder weniger ausdrücklich versteht, ist die Bewegung eines Erkennens auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens: dies Erkennen hebt von dem Entdeckten „Merkmale" ab und richtet sein Augenmerk vor allem auf die „Merkmale", die mehreren Gegenständen gemeinsam sind. Wenn der Physiker z. B. Körper auf ihr Volumen hin betrachtet, so ebnet er sie damit ein zu einer Menge, zur Menge der Volumina. Die Einebnung zur Menge findet hier als ein spezifischer Erkenntnisvorgang statt, unter einem Gesichtspunkt des Betrachtens (Volumen), auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens. Ebenso kommen die mathematischen Mengen unter Gesichtspunkten reinen Betrachtens zustande: zur Menge der rationalen Zahlen z. B. gehören alle Zahlen, denen das im mathematischen Erkennen bestimmte „Merkmal" zukommt, rationale Zahl zu sein. Geht nun im Denken des Wirtschafters etwa das gleiche vor sich, wenn er von dem Besonderen seiner Äcker „absieht" und sie alle als „Liegenschaften" zusammenfaßt?

Hier liegt etwas grundsätzlich anderes an Denkbewegung vor. Die Besonderheiten der Grundstücke, wie der Wirtschafter sie meint, sind nicht „Merkmale", auf Grund sinnlichen Vernehmens vom Erkennen festgestellt. Sie geben vielmehr an, wie die Grundstücke als Verfügbares zu seinem Gestaltungswillen stehen, wie mit ihnen Bedarfe gedeckt sind. Außerdem weisen die Grundstücke noch ihre technischen Eigenschaften auf, Vorteile und Nachteile, und auch diese sind etwas grundsätzlich anderes als die „Merkmale", die jenes Erkennen abhebt. Wenn nun der Wirtschafter seine Äcker zusammenfaßt als „Liegenschaften", so nimmt er als Gestalter eine andere Haltung zu ihnen ein; z. B. im erwägenden Überblick über die Gesamtlage seiner Gestaltung denkt er seine Äcker zusammen als „Liegenschaften" neben dem anderen Verfügbaren, dem Viehstapel usw. Die wirtschaftlichen Mengenbildungen, die Vorgänge in der Gestaltung, also im Willensleben, sind, sind etwas spezifisch anderes als die mathematischen und physikalischen Mengenbildungen.

c) Die Mächtigkeit wirtschaftlicher Mengen

I.

Da sein Wirken eitel Gestaltung ist, d. h. Zusammenordnung von bedarfsdeckendem Geschehen zu Dauer und Bestand, liegt dem Wirtschafter alles Verfügbare als Gestaltetes zur Hand. Mit dem Verfügbaren, so wie es da ist als dies Bestimmte, hat der Wirtschafter verstanden, einen Haushalt etwa zu führen, hat er einem Lebenden, einem sozialen Gebilde, den Bestand verbürgt. Das Dasein ist damit gebildlich geführt, als Zusammenleben. So kann man dem wirtschaftlich Gestalteten hinsichtlich seiner Seinsweise auf den Grund sehen. — Diese Seinsweise wird abgewandelt, wenn der Wirtschafter sich das Verfügbare als mengenhafte Fugmacht zugänglich macht. Das Erfahren von Verfügbarem ändert sich und damit auch das verstandene Verfügbare als solches. Es ist nicht mehr das Gestaltete, mit dem der Wirtschafter sich soundso entschieden hat bezüglich der Deckung von Bedarfen. Der Wirtschafter sieht sich jetzt in der Enthobenheit von den Verfügungen, also einem bloßen Verfügen-können gegenüber. — Mit jeder Verfügung ist aber die Führung des Daseins selber „gekonnt". Dies ist ein ursprüngliches Vermögen, das mit jeder gestaltenden Verfügung in Gang kommt. Wenn der Wirtschafter sich ein bloßes Verfügen-können zugänglich macht an dem Verfügbaren, so bleibt er damit in einem Erst-noch-vermögen betreffs der Führung des gebildlichen Daseins. In Fugmacht über das Verfügbare „denken", das heißt letztlich, sich auf das gebildliche Zusammenleben uneigentlich verstehen. Denn das Dasein kann tatsächlich nie heraus aus der unmittelbaren Existenzführung und sich in die Lage des Erst-noch-vermögens begeben, nur „denken" kann es das Verfügbare als „eingeebnet" zur mengenhaften Fugmacht. Wie das Dasein gelebt wird, ist es immer entschieden, und damit ist alles Verfügbare je dies bestimmt Gestaltete. In der Uneigentlichkeit des „Denkens" in Mengen liegt der Grund dafür, daß es nur etwas Zusätzliches besagt für den Wirtschafter, der sich sonst in gestaltender Tat auslebt. — So haben wir es erläutert, wie das wirtschaftlich Gestaltete bei seiner eigentümlichen Seinsweise die Ebenheit einer Menge annehmen kann, und zwar der Fugmacht-

menge. Die Kennzeichen für diese Ebenheit sind entstanden als Abwandlungen jener, die die Seinsweise des gestalteten Verfügbaren bestimmen. So sind wir sicher, eine echt wirtschaftliche Menge in ihrer Seinsweise zu erfassen und sie nicht durch irgend etwas anderes Mengenhaftes zu ersetzen.

Eine Menge hat einen Umfang; so läßt es sich zunächst bildlich ausdrücken. Es ist jetzt zu fragen nach der besonderen Art, in der den wirtschaftlichen Mengen eine Umfangsbestimmtheit zukommt, da auch die Art der Einebnung des wirtschaftlich Gestalteten sich als eine spezifische hat nachweisen lassen. In Frage steht aber nicht, wonach sich der Umfang einer wirtschaftlichen Menge jeweils richtet, sondern wie der Wirtschafter sich überhaupt so etwas wie umfängliche Bestimmtheit von Mengen in wirtschaftlich belangvoller Weise zugänglich macht.

Für das Gestalten des Wirtschafters ist dies Verfügbare bestimmt durch die darüber ergangenen Entscheide, die die Ordnung in der Deckung von Bedarfen betreffen. Für das abgeleitete Denken des Verfügbaren als mengenhafter Fugmacht ist das Verfügbare das Verfügen-können. Am Verfügen-können, in das er bestimmtes Verfügbares umgelegt hat, kann nun der Wirtschafter einen Umfang absehen nur von der Gestaltung her. Denn er hat im „Denken" etwas durch die Gestaltung Bestimmtes ins Mengenhafte umgelegt, und gerade die je einzige Art der Gestaltung wird in dem Umfang der Fugmachtmenge „zum Ausdruck kommen". — Ist Verfügbares eines bestimmten Bereiches zu Fugmachtmengen umgelegt, so ist es ausdrücklich das gestaltende Wirken in der jeweiligen Lage, für dessen Blick sich die Mengen an Fugmacht ihrem Umfang nach ordnen in einer gewissen Abstufung. Da zeichnet sich eine Menge aus als die vorwaltende, hinter der alle anderen sich erst ordnen als solche zweiten und ferneren Ranges. Zugrunde liegt die Ordnung der Bedarfe, die das Gebilde nach und nach ausgebildet hat, weil es so am besten zu bestehen vermag. So nimmt in urtümlichen Verhältnissen etwa die Herde oder die Ackerflur den ersten Platz ein, danach die Behausung, die Waffen, die Geräte usw. Was die Bedarfe ersten Ranges deckt, das versteht der Wirtschafter auch als Fugmachtmenge erster Ordnung. Bei weiterer Verwicklung des Wirtschaftslebens kann dann manches andere die Art beein-

flussen, wie die Fugmachtmengen sich ihrem Umfang nach ordnen, unter heutigen Gestaltungsverhältnissen etwa die Marktlage für das betreffende Verfügbare. Nur dem gestaltenden Wirken zeigen sich Ordnungen unter den Fugmachtmengen. Je nachdem wie das Wirtschaftsgebilde gestaltet ist, baut sich eine abstufende Ordnung der Mengen an Fugmacht auf. — Das Erfahren der Umfänge von Fugmachtmengen ist also nicht ein bloßes Erkennen. Das gestaltende Wirken macht sich die Umfangsbestimmtheit der Fugmachtmengen zugänglich. Äußerungen darüber sind darum auch nicht Erkenntnissätze, sondern Beurteilungen Der Wille zur Gestaltung spricht sich in Beurteilungen aus: dies Verfügbare ist „eine ganze Menge", ist „ein Pappenspiel", ist „so gut wie nichts" usw. Selbst noch Verfügbares, das schon größenhaft vorliegt, kann der Gestalter als Menge verstehen und beurteilen. So sagt man etwa: „1000 Mark waren damals ein gutes Stück Geld." Da erinnert man sich eben der Möglichkeiten damaliger Gestaltung zu Wirtschaft.

An Stelle des Sprachbildes vom Umfang der wirtschaftlichen Mengen wollen wir einen Fachausdruck einführen, der bisher nur in der mathematischen Mengenlehre gebräuchlich ist. Wir wollen von der Mächtigkeit der wirtschaftlichen Mengen sprechen. Mit dem Erst-noch-vermögen, das Dasein zu führen, ist dem Gebilde ein noch verhaltenes Können, ist ihm Macht gegeben. So ist der Ausdruck Mächtigkeit zum mindesten für den Fall der Fugmachtmengen nicht nur ein willkürlicher Fachausdruck, sondern er ist auch sprachrichtig gewählt, um die spezifische Weise zu bezeichnen, in der sie sich voneinander abgrenzen. An den mathematischen Mengen bezeichnet der Ausdruck wohl einen entsprechenden aber grundsätzlich anders gearteten Sachverhalt.

2.

Mit der Zahl bekommt die mengenhafte Fugmacht nicht ohne weiteres zu tun: ihre Mächtigkeit ist nicht zahlenmäßig bestimmt. Die mengenhafte Fugmacht ist vorerst „zahlenabstrakt", wie v. Gottl-Ottlilienfeld sich ausdrückt. Der Wirtschafter hat zur Mächtigkeit der in sich ebenen Mengen von Fugmacht einen Zugang, ohne daß er schon eine einheitliche Ausdrucksweise hätte,

die jede Menge mit allen anderen größenhaft vergleichbar machte. — Abseits aller Bestimmtheit durch Zahlen liegt mengenhafte Fugmacht immer irgendwie der Gestaltung zur Hand und findet einen Platz in der Ordnung der Mengen. Welches gestaltete Verfügbare immer auch eingeebnet und zusammengefaßt sein mag zu einer Menge an Fugmacht, diese gerät sofort in eine bestimmte Lage zum Willen zur Wirtschaft, ist etwa vom Sinn eines Vermögens, eines Vorrates, eines Aufwandes, eines Verlustes usw. Der bestimmte Gestaltungssinn, den jede Fugmachtmenge hat, liegt dem Wirtschafter offen, indem er den dauernden Einklang von Bedarf und Deckung erwägt. Bei dieser Erwägung ordnen sich dem Gestalter die in ihrem Gestaltungssinn erfaßten Fugmachtmengen, und daraufhin zeigen sie sich als von verschiedener Mächtigkeit. Der gestaltend Wirkende und nur er versteht dann die Fugmachtmenge als einen „unverhältnismäßig großen" Vorrat, den Verlust als einen „besonders schweren" usw. Es wäre abwegig, zu sagen, es käme dabei nur zu „ungenauen" Angaben über die Mächtigkeit der Fugmachtmengen. Solchen Einwänden liegen mehr oder weniger ausdrücklich Vorstellungen von der Messung eines „Objektiven" zugrunde, die gänzlich fernzuhalten sind, weil sie die Seinsweise der Fugmachtmengen verkennen. Diese haben ihre eigene „Objektivität", d. h. Seinsweise, und ihre eigene Art „Genauigkeit". Ihre Seinsweise haben wir dargelegt, und nur von dieser her kann man ihre Umfangsbestimmtheit angemessen auslegen. Über eine bloße Ordnung der Mächtigkeiten zu einem „genauen" Ausdruck für jede Mächtigkeit kommt der Wirtschafter immer erst mit Hilfe der Währungseinheit und des Geldes; das ist aber ein Weg zum Größenausdruck, den wir in dieser Abhandlung noch nicht verfolgen.

Da die wirtschaftlichen Mengen durch gewisse Wandlungen im Willensleben zugänglich werden, sind sie in grundsätzlich anderer Weise von Wirklichkeit, als es die sinnfälligen Dingmengen sind. Diese, wie die Sinne sie entdecken und physikalische Maßbegriffe sie bestimmen, gibt es als solche für den Wirtschafter gar nicht. Man kann das Sinnfällige auch nicht voraussetzen in der Meinung, es allein sei doch das „eigentlich Objektive", um ihm dann noch sog. „Werte" anzuheften und zu glauben, man käme auf diese Weise an unser Leben, das Dasein,

heran, das man dann bestimmen möchte als eine „Welt der Werte". Für den, der sich bemüht, die Arten „zu sein" deutlich zu sehen und klar zu scheiden, bleibt jener Denkvorgang geradeaus mystisch! Da hat man noch gar nicht begonnen, die Seinsweise des Daseins ernstlich zu untersuchen, sondern diese wichtige Erkenntnisaufgabe nur verdeckt mit der dunklen Redensart von den „Werten".

Die besonderen Kennzeichen für die Seinsweise mengenhafter Fugmacht haben sich entwickeln lassen aus den für das gestaltete Verfügbare überhaupt entscheidenden. Das Verfügbare ist nur wirklich in der Welt der Sozialen Gebilde, die aus der Gestaltung zu Zusammenleben hervorgehen: es ist die Welt, von der die Theorie bisher nur als von dem „Organisatorischen" zu reden weiß. Gerade mit den Seinskennzeichen für dies „Organisatorische" läßt sich das wirtschaftliche Mengenhafte seiner Seinsweise nach erfassen.

3.

In zwei Sprachbildern haben wir zunächst angedeutet, um was es sich bei der wirtschaftlichen Mengenbildung handeln müsse. Das wirtschaftlich Gestaltete würde „eingeebnet" zu einer Menge gewissen „Umfangs", so haben wir gesagt. Beide Sprachbilder haben wir nun zu überwinden gesucht, und ein erster Schritt auf diesem Wege ist vielleicht gelungen.

Zuerst galt es, das wirtschaftlich Gestaltete, besonders das dem Wirtschafter Verfügbare, auf die Art seines Wirklichseins hin zu untersuchen (Erster Teil). Denn dies Gestaltete denkt der Wirtschafter um zu einer wirtschaftlichen Menge, zur Fugmachtmenge z. B. Die dort geförderten Einsichten ließen sich dahin zusammenfassen, daß durch jedes Verfügbare als wirtschaftlich Gestaltetes ein Soziales Gebilde verstanden hat zu sein hinsichtlich der Bedarfsdeckung. So wie etwas Verfügbares als dies bestimmte vorliegt, hat mit ihm ein Soziales Gebilde von der Seite der Bedarfsdeckung her seine Existenz zu führen verstanden. Das macht die Seinsweise des Gutes als eines wirtschaftlich Gestalteten aus. — Aus dieser Seinsweise kann das Gut niemals herauskommen, so wenig das Soziale Gebilde seine Existenzverfassung ablegen kann.

Aber zusätzlich kann das Gebilde — oder der Wirtschafter — sich das Verfügbare noch anders zugänglich machen, so daß es dann nebeneinander zwei Weisen des Verhaltens zu ihm hat: die eigentliche Existenzführung als ursprüngliches Erfahren, und zweitens die Verhaltensweise, durch die ihm das Verfügbare als mengenhafte Fugmacht erscheint. — Das „Denken in Fugmacht" ist damit schon näher bestimmt, daß es einen Wandel im Gestalten selber besagt, dem Wirtschafter beim Gestalten dient und also ganz und gar der Willenswelt des Zusammenlebens angehört. Wir konnten auch noch im einzelnen diesen Wandel im Zugang zu dem Verfügbaren beschreiben. Damit haben wir geradeaus zu sagen versucht, was es für den Wirtschafter heißt, in Fugmacht zu denken.

Dem Erfahren entsprechend wandelt sich in seiner Seinsweise das, was erfahren wird, das Verfügbare. Aus seiner Seinsweise, daß ein Gebilde mit ihm immer schon verstanden hat, seine Existenz zu führen, wird nun dieses: das Erst-noch-vermögen bezüglich der Existenzführung. Das ist die Seinsweise der Fugmacht. Aus dem verschiedensten gestalteten Verfügbaren wird einheitlich Fugmacht, das ist seine „Einebnung" zu diesem Mengenhaften. Bei dem Erst-noch-vermögen handelt es sich um das grundlegende Vermögen der Existenzführung.

Auch nur bildlich haben wir zunächst vom „Umfang" wirtschaftlicher Mengen gesprochen. Wir sind dann aber der Frage nachgegangen, wie an den wirtschaftlichen Mengen etwas erfahren wird, das sie von einander abgrenzt. Es ist die Haltung des Gestalters, so ergab es sich, die ihn die wirtschaftlichen Mengen überblicken läßt. Der Gestalter erfährt, „woran" er mit jeder von den Mengen ist, und das heißt, daß sie sich untereinander abstufen im Hinblick auf die Existenz des Gebildes. Das Sprachbild vom Umfang haben wir durch den Fachausdruck „Mächtigkeit" ersetzt.

Ein in sich unterschiedsloses Mengenhaftes, im Gegensatz zu den „qualitativ" verschiedenen Gütern, hat den Theoretikern wohl oft vorgeschwebt, wenn sie nach der „Wertsubstanz" oder — nun schon größenhaft gemeint — nach dem „Wert" suchten. Sie blickten dabei aber auf die Wirklichkeit immer nur unter dem Anstoß der Frage, was der „Wert" sei, sahen gleichsam nur durch

den Schleier dieses Wortes und der ihm anhaftenden, immer schon durch die Gesinnung bedingten Vorstellungen. Abseits von jener Frage nach dem „Wert“ ist es dann v. Gottl-Ottlilienfeld gelungen, die mengen- und größenhafte Fugmacht aufzuzeigen und den Tatbestand der „Wirtschaftlichen Dimension“. Diese Mengenbildung haben wir hier etwas näher darzulegen versucht. Das hinsichtlich seiner Seinsweise aufgedeckte Verfügbare hat sich gleichsam vor unseren Augen zur mengenhaften Fugmacht gewandelt, die damit auch hinsichtlich ihrer Seinsweise durchsichtig ist. Von der wirtschaftlichen Existenz her, also von Grund auf, haben wir ein Mengenhaftes, die Fugmacht, ihrem Sein nach aufgeschlossen. In der Tat kann man nun, nachdem man sie vorgezeigt und ihrer Seinsweise nach untersucht hat, die mengenhafte Fugmacht die allen „Gütern“, d. h. allem Verfügbaren gemeinsame „Wertsubstanz“ nennen, allerdings ohne daß man damit sonderlich viel sagte. Aber sicherlich kann man nicht umgekehrt zuerst von einem „Gemeinsamen“ sprechen, und daran erst die Frage knüpfen, was es nun sei. Für eine Erfahrungswissenschaft gibt es nur diesen einen Weg des Denkens, daß sie Tatbestände ausdrücklich aufzeigt und zugleich ihre Seinsverfassung klärt. Ist das aber geschehen, angesichts der verfügbaren Güter, so kann keine vorurteilsvolle Frage nach der „Wertsubstanz“ oder nach dem „Wert“ die Seinsweise der Fugmacht wieder verdecken und das einmal ans Licht Gebrachte wieder ins Dunkel der „Wert“-mystik zurückstoßen.

C. Über wirtschaftliche Größen

a) Wirtschaftsgestaltung und Größendenken

Wie wirtschaftliche Mengen und Größen sich als etwas Wirkliches zeigen und von welcher Seinsweise sie sind, das ist unsere Frage. Bei den Mengen hat sich erwiesen, daß vor ihnen immer schon wirtschaftlich Gestaltetes zugänglich wird. Von diesem letzteren muß man ausgehen, wenn man die Seinsweise der Mengen erfassen will, und auch der Wirtschafter geht nur als Gestalter mit den Mengen um. Ganz ähnlich liegen die Dinge

hinsichtlich des wirtschaftlichen Größendenkens. So kommt unter den wirtschaftlichen Tatbeständen immer der Gestaltung und dem Gestalteten der Vorrang zu. — Dieser Vorrang in der Seinsweise kommt auch darin zum Ausdruck, daß allein die Gestaltung und das Gestaltete gegenüber allem Mengen- und Größenhaften das wahrhaft Unwandelbare an der Wirtschaft sind. Wo immer es Wirtschaft gibt, versteht man Gestaltetes. Denn das ist gerade der Schritt aus dem vorwirtschaftlichen Zustande heraus, daß man die Bedarfsdeckung fortan verbürgt, das Zusammenleben also auch von daher sichert hinsichtlich seiner Dauer und seines Bestandes. Gestaltung zu Wirtschaft ist nur der Fachausdruck hierfür. — Anders steht es schon mit dem Denken in mengenhafter Fugmacht. Um zu gestalten braucht der Wirtschafter sich das Verfügbare nicht in dieser Weise als Mengenhaftes zugänglich zu machen. Es steht aber dem Wirtschafter wohl immer frei, diese „Denkform" zu entwickeln als Ableitung aus seinem gestaltenden Denken. So hätte man in dem Erschließen von mengenhafter Fugmacht etwas unwandelbar Mögliches zu sehen.

Wenn der Wirtschafter sich das Verfügbare als Mengenhaftes von der Art der Fugmacht zugänglich macht, kann er diese Fugmacht weiterhin auf Größenausdrücke bringen. Das Größendenken dieser Art tritt im heutigen Fall von Wirtschaft in den mannigfaltigsten Formen auf. So wird es geübt auf den Märkten, wenn den Gütern dort ihr „Marktpreis", ihre „Wirtschaftliche Dimension" — in der Ausdrucksweise v. Gottl-Ottlilienfelds — zuwächst, wenn man die Höhen von Löhnen oder Kapitalien in soundso viel Mark angibt usw. Betrachtet man dies Größendenken unter dem Gesichtspunkt, ob es zum Unwandelbaren, zum unwandelbar Möglichen oder zum Wandelbaren am Wirtschaftsleben gehöre, so muß man sich für das letzte entscheiden. — Das Größendenken nämlich auf der Grundlage mengenhafter Fugmacht, z. B. das Zustandekommen eines „Marktpreises" für ein Gut, ist nur möglich, wenn es zwischengebildliche Vorgänge gibt, die zusammengeordnet sind zu Gebilden gleich den Märkten [27]). Dies alles gehört aber nicht zu dem an aller Wirtschaft Unwandelbaren, sondern tritt nur fallweise auf.

In dieser Abhandlung wollen wir nicht verfolgen, wie es zu wirtschaftlichen Größenausdrücken kommt auf der Grundlage eines Denkens in mengenhafter Fugmacht. Wir wollen in einer anderen Richtung fortfahren. Es gibt in der Wirtschaft noch andere Mengen als die Fugmachtmengen: wir haben dafür als Beispiele schon die Liegenschaften, den Viehstapel usw. genannt. Mengenbildung dieser Art ist ebenfalls unwandelbar möglich in der Wirtschaft. „Elemente" solcher Mengen sind gewisse Einheiten des Verfügbaren, z. B. der Hof, der Morgen Land, das Stück Vieh. Im Wege der Zählung erlangt der Wirtschafter gewisse Größenausdrücke für diese Mengen: z. B. jenes Dorf umfasse 5 Höfe. Offenbar ist dies Größendenken unwandelbar möglich im Gegensatz zu dem Denken in größenhafter Fugmacht, das an gewisse Fälle von Wirtschaft gebunden ist.

So einfach dies Größendenken anmutet, müssen wir es doch näher betrachten, um darauf zu kommen, warum mit dem Zählen ein wirtschaftlich belangvolles Größendenken am Werke ist. Wir müssen fragen, wie sind hier die Einheiten gemeint, wie wird dabei mit den Zahlen umgegangen, was besagt schließlich der Größenausdruck dieser Art in der Wirtschaft?

b) Die Zähleinheiten in der Wirtschaft

Wie jeder Tatbestand des Zusammenlebens entsteht auch das wirtschaftliche Größendenken nur in bestimmten Bereichen des Zusammenlebens. Es entsteht nicht schlechthin „unter Menschen", sondern nur auf der Grundlage eines Bereiches durchgängig gleicher Gestaltungsweise. Jeweils in einem Lebenskreis Sozialer Gebilde entwickelt man ein Größendenken im Dienste der Gestaltung und dort versteht man z. B. auch die Einheiten des Zählens und anerkennt sie als solche. — Jenes einfache Größendenken in der Wirtschaft wollen wir hier untersuchen, das uns im Alltag als Zählen geläufig ist. Nur unter sich Gleiches kann man sinnvoll zählen, also z. B. Bauernhöfe einer bestimmten Art. Wir fragen nun: wie sind solche unter sich gleichen Einheiten wirtschaftlichen Sinnes gegeben, so daß das Zählverfahren nicht nur „formal" möglich, sondern auch wirtschaft-

lich sinnvoll wird? — Wenn es sich z. B. um Bauernhöfe oder Unternehmungen handelt, so sieht man ohne weiteres, daß sie als Einheiten von besonderer Seinsweise sind. Sie sind Wirtschaftsgebilde, und ihre „Eigenschaften" versteht nur der Gestalter: sind sie doch als Gebilde geradezu Geschöpfe der Gestaltung. Unter sich gleiche und somit zusammenfaßbare Einheiten sind sie daraufhin, daß sie nach demselben Grundriß gestaltet sind. Das bloße Betrachten und der technische Sachverstand mögen mancherlei körperliche Zutaten und technische Einzelheiten an den Gebilden entdecken, ihre besondere Art als Einheiten und ihre Gleichheit, die der Wirtschafter meint, erfassen sie nicht. Lediglich das verstehende Eindringen in die Grundsätze der Wirtschaftsgestaltung läßt die Gebilde als gleiche oder ungleiche sehen. Man muß mit den besonderen Gestaltungsgrundsätzen, die in dem betreffenden Bereich des Zusammenlebens bekannt und anerkannt sind, vertraut sein, um sinnvoll Gebilde als unter sich gleiche Einheiten erfassen zu können.

Was für die Gebilde als zählbare Einheiten gilt, gilt genau so streng für jedes Verfügbare. Nur fällt es uns bei den heutigen Gewohnheiten des Denkens schwerer, dies einzusehen. Allzusehr sind wir geneigt, z. B. an dem verfügbaren Gut nur das Körperliche zu erfassen und über verfügbare Leistungen und Nutzungen juristisch zu denken. In der Willenswelt der Wirtschaft ist das Verfügbare aber in ganz anderer Weise von Wirklichkeit als das Körperliche der Natur: Wir haben im Ersten Teil der Abhandlung versucht, einige Seiten der Seinsweise des wirtschaftlichen Gutes aufzuzeigen. Die „Eigenschaften" eines wirtschaftlichen Gutes als solchen versteht nur der Wirtschafter von den Verhältnissen der Bedarfsdeckung her: was sie sind als Güter, das sind sie in der Bedarfsdeckung. Wenn wir diese letztere nun richtig verstehen als eine Angelegenheit der Sozialen Gebilde und diese wieder kennen als die Träger des Zusammenlebens, so haben wir durch diesen Zusammenhang die „Eigenschaften" des wirtschaftlichen Gutes als „gesellschaftliche" erkannt. Als solche „gesellschaftlichen Eigenschaften" kann man sie nun unter Regeln stellen in dem betreffenden Bereich des Zusammenlebens, man kann sie „normen". Urtümlichst mag solche „Normung" im Kultdienst geschehen: das Opfertier und die Abgaben an den

Tempel müssen gewisse vorgeschriebene Eigenschaften aufweisen. Im engen Zusammenhang hiermit findet dann auch das Rechts- und Wirtschaftsdenken dahin, für Sühne, Buße, Entgelt usw. Einheiten des Verfügbaren auszubilden. Dadurch entsteht dann Verfügbares, das als unter sich gleich gilt. In der Gestaltung des Zusammenlebens also entsteht die besondere Gleichheit unter Verfügbarem, und sie kann man niemals einsehen, wenn man sich darauf beschränkt, nur betrachtend oder mit dem technischen Sachverstand das Körperliche an dem Verfügbaren zu erfassen.

Jedes spezifische Erfahren und Denken bildet an dem ihm Zugänglichen seine eigenen Einheiten aus und entwickelt für sie einen eigenen Begriff von Gleichheit. So kennt der Wirtschafter Einheiten des Verfügbaren, Geldeinheiten usw., der Techniker Einheiten der Erfolge von technischen Vorgängen, Einheiten des Verwendbaren usw., und der Naturwissenschafter legt am sinnlich Erfahrbaren Maßeinheiten fest. Wir wollen nun Einheiten so verschiedenen Geistes an einem Beispiel betrachten, bei dem sie geradezu einander zu ersetzen scheinen, während wir sie doch grundsätzlich auseinanderhalten müssen: am Grund und Boden hat man Einheiten jenes dreifach verschiedenen Sinnes ausgebildet.

Nach den Forschungen unserer besten Agrarhistoriker darf man sagen, daß die Vorstellung der Volkshufe (A. Meitzen), die von der jüngeren, gemessenen Königshufe zu unterscheiden ist[28]), einem gestaltenden Denken in Bedarf und Deckung entsprungen ist. Sie ist eine Einheit des Verfügbaren an Grund und Boden, zu ihr sind die Anteile des Markgenossen an den verschiedenen Gewannen zusammengefaßt. Nach A. Meitzen ist sie „eine ländliche Besitzung, welche von dem Hausvater mit seiner Familie und wenigem Gesinde bestellt werden konnte und dabei hinreichend war, um demselben den nötigen Unterhalt und die Mittel zu gewähren, die üblichen öffentlichen Lasten zu tragen. Sie stellte ein Bauerngut dar, welches unter primitiven Umständen und Ansprüchen imstande war, selbständig aus seinen eigenen Kräften zu bestehen." „An der einer gewissen Gruppe oder Sippe zugewiesenen Gemarkung hatte jeder gleichen Teil, dieser Anteil aber war so überschlagen, daß er dem Berechtigten

durch den Ertrag seiner Arbeit im wesentlichen nur den Unterhalt seiner Familie in Aussicht stellte"[29]). G. Hanssen führt aus: „Nun sind aber alle Schriftsteller, welche diesen Gegenstand behandelt haben, darüber einig, daß bei der Gründung der Dörfer und der Größe ihrer Feldmarken die Rücksicht entscheidend war, jedem Genossen einen solchen Antheil an der ganzen Feldmark zu verschaffen, daß er (um mich modern auszudrücken) landwirthschaftlich existieren, sich und seine Familie mit seiner und der Seinigen Arbeit ernähren konnte"[30]).

Vom Bestand der Familie mit einigem Gesinde also geht man aus, von der ihr verfügbaren Arbeitskraft, von den Bedarfen und den Weisen ihrer Deckung, die für so eine Familie üblich und anerkannt sind. Von da denkt man weiter nach dem Hofraum, den Ackerflächen und dem Anteil an der Allmende, über die die Familie verfügen muß, um das ihr bekannte und gewohnte Leben sicher zu führen. Aus diesem sozial-gestaltenden Denken geht die Hufe als Einheit an Grund und Boden hervor. Nicht für ein technisch-geometrisches Denken ist die ursprüngliche, markgenossenschaftlich entstandene Hufe eine Einheit, sondern für das wirtschaftlich-soziale Denken. So bekämpft Hanssen die Meinung, die Hufen in den Dörfern der Urzeit hätten eine bestimmte Morgenzahl aufgewiesen. Die Ernährung „geschah auf der offenen Weide und in den Holzungen, durch den Ackerbau für den eigenen Bedarf. Hierzu konnte in sandigen Gegenden 3 oder 4 mal soviel Areal, welches dann auch leichter zu bestellen war, erforderlich sein als auf schwerem Boden, so daß ein Maß — sei es 20, 30 oder 40 Morgen — ohne praktische Bedeutung gewesen sein würde"[31]). Auch für die dänische Boole, die der deutschen Hufe ihrer wirtschaftlich-sozialen Bedeutung nach entspricht, hat Hanssen betont, daß man dabei nicht an eine Maßeinheit gedacht habe[32]). Und G. v. Below schreibt: „Schon früh wird das Wort Hufe im Sinne eines bestimmten Ackermaßes gebraucht, und diese Anwendung hat seitdem auch zu allen Zeiten bestanden; neuerdings ist sie die ausschließliche geworden. Daneben aber hat man in älterer Zeit mit dem Worte Hufe noch andere Vorstellungen verbunden. — Es handelt sich dann also nicht sowohl um ein äußerliches Maß als vielmehr um einen wirtschaftlichen und rechtlichen Begriff"[33])

Von der Bedarfsdeckung der Familien her gesehen, sind die Hufen der Dorfgenossen einander gleich! Eine technisch-geometrische Gleichheit dem Flächeninhalte nach ist da nicht gemeint, in gleicher Weise leben können die Familien auf den Hufen, die sie ursprünglich auch untereinander gewechselt haben mögen [34]). Innerhalb einer und derselben Dorfgenossenschaft wird allerdings auch die technische Gleichheit der Hufen zugetroffen haben, rein der Tatsache nach, weil jeder Genosse in jedem Gewann sein Stück Ackerflur bekam; über weite Landschaften aber gesehen, muß diese Gleichheit dem Flächeninhalte nach verschwinden. Da aber überall derselbe Grundsatz herrscht, daß eine Familie ihre Nahrung finde auf der Hufe, kann auch über weite Gebiete die Vorstellung der Hufe und des Hüfners eindeutig bleiben, eben wirtschaftlich-sozial eindeutig. Diese wirtschaftlich-soziale Einheit an Grund und Boden konnte man dann als Recheneinheit benutzen, wenn es etwa galt, noch nicht gerodetes Land zu veranschlagen; man konnte dann z. B. sagen, hier ließen sich soundso viele Hufen einrichten [35]).

Eine Einheit an Grund und Boden und überhaupt etwas Wirkliches ist die Hufe also für das wirtschaftlich-soziale Gestalten. Spezifisch technische Landeinheiten sind hingegen der „Morgen", das „Joch", das „Tagwerk" usw. Schon die Namen weisen hin auf die Arbeit, und von ihrem Vollzug und von ihrem Erfolg hob man diese technischen Einheiten ab. „Der Morgen war die Pflugarbeit eines halben Tages: mehr oder weniger an Fläche nach der Bodenbeschaffenheit, der Entfernung vom Dorfe und anderen Umständen" [36]). Im Unterschied von neueren gemessenen Morgen ist dies der sog. „Lagemorgen" [37]). Dem geometrischen Flächeninhalt nach sind diese Morgen verschieden; aber sie sind auch nicht von vornherein vom geometrischen Erkennen entdeckt, sondern von der zupackenden Faust gleichsam. Ihrer Last und Mühe und ihrem Erfolg nach gelten dann die Morgen auch als gleich, an das geometrische Ausmaß ist dabei nicht gedacht. Heute allerdings verstehen wir unter einem Morgen Land nur noch eine Anzahl von Quadratmetern.

Eine grundsätzlich andere Landeinheit, als das wirtschaftliche Denken sie in der Hufe entwirft, als die schaffende Hand sie im „Tagwerk" festlegt, entdeckt das reine sinnliche Betrachten der

Naturwissenschaft und der Geometrie. Das Meter ist eine nur noch betrachtete Strecke, auf die man sich einigt und die man in Gestalt eines Stabes aufbewahrt. Von dieser Strecke denkt man dann mathematisch weiter zum Quadratmeter und zu Vielfachen von ihm gemäß dem Dezimalsystem. Das Spezifische dieser Einheiten liegt darin, daß sie dem reinen sinnlichen Vernehmen und dem darauf aufbauenden Erkennen entstammen. So wird auch ihre Gleichheit festgestellt im bloßen Betrachten: sie müssen sich überdecken.

Wenn heute auch vorwiegend die naturwissenschaftlich-geometrischen Landmaße bekannt sind, während die besprochenen gestalthaften und technischen Einheiten nur noch schwach erkennbar als historische Reste in der Art unserer Landaufteilung stecken, vielfach überdeckt durch spätere Neuverteilungen und Neuvermessungen, so denkt der Bauer über Grund und Boden zugleich doch immer in spezifisch wirtschaftlich-sozialen Einheiten, und man darf nicht glauben, daß spezifisch wirtschaftliche und technische Einheiten des Verfügbaren lediglich der Vergangenheit angehören. Ständig und überall versteht man das Verfügbare in wirtschaftlichen Einheiten, legt man ihre Eigenschaften als wirtschaftlich-soziale fest und versteht sie daraufhin als unter sich gleiche oder ungleiche; jeder Größenausdruck in der Wirtschaft beruht auf dem Verstehen solcher Einheiten. Das Verstehen und Neuschöpfen der Begriffe wirtschaftlicher Einheiten ist ein Erwerben geistigen Besitztums, an dem die Völker, sofern sie Wirtschaft ausgebildet haben, ständig arbeiten. Die Begriffe solcher Einheiten können zeitweilig verdunkelt werden, können gar verloren gehen, müssen dann vielleicht einmal neugeschöpft werden usw. Der Begriff der Hufe z. B. ist bei uns eigentlich nie ganz verloren gegangen: je nach dem Bereich der Gestaltung hat man mit dem Voll- und dem Halbhüfner, mit der Ackernahrung immer noch bestimmte Vorstellungen verbunden. Und eben heute sind wir dabei, den Begriff dieser spezifisch wirtschaftlich-sozialen Einheit wieder zu erarbeiten. Als Mindestgröße eines Erbhofes ist die Ackernahrung angesetzt (Reichserbhofgesetz v. 29. 10. 33, § 2, 1). Die Ackernahrung ist als Größeneinheit von dem Leben, von der Erhaltung der Familie her gesehen (§ 2, 2). Dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Flächen-

maß nach kann man darin allerdings keine „Einheitlichkeit" entdecken. Aber es handelt sich bei der Ackernahrung eben um eine von der wirtschaftlich-sozialen Vernunft entworfene Einheit. Auch die Höchstgrenze für den Erbhof (125 ha nach § 3, I) ist im Wirtschaftsleben kein naturwissenschaftliches Maß, sondern eine sinnhafte Größenangabe, die in jedem Lebensbereich eine Aufgabe, eine Lage und einen Sinn der Gestaltung in je besonderer Weise besagt. Das ist das ontologisch Grundsätzliche; und tatsächlich hat man jene Höchstgrenze gewählt in Anlehnung an historisch gewachsene Größen deutschen Grundbesitzes. Mit Rücksicht auf gewisse gewordene Gestaltungen kann die Höchstgrenze auch noch überschritten werden (§ 5). Hier haben wir ein Beispiel für das Wiedererarbeiten des Begriffes einer wirtschaftlichen Größeneinheit; aber ständig verfügt das Wirtschaftsleben über eine Fülle von in ihm selbst gewachsenen Größeneinheiten.

c) Das Zählen in der Wirtschaft und seine Größenausdrücke.

I.

Die Einheiten des Verfügbaren sind als solche von einer besonderen Art, die den Grundzügen der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände überhaupt entspricht. Um das zu verdeutlichen, haben wir noch auf Einheiten anderer Art hingewiesen. Die Einheiten des Verfügbaren sind dann auch in anderer Weise untereinander gleich als es z. B. die technischen Einheiten sind. Wenn man aber, je in ihrer Art, Einheiten versteht bei der Wirtschaftsgestaltung oder beim technischen Bewerkstelligen, so ist es jedesmal wieder möglich, sie zu zählen. — Aber ist es wirklich nur ein „formales" Zählverfahren, wenn wir z. B. feststellen, in diesem Dorfe befänden sich 3 Großbauernhöfe und 10 Tagelöhnerfamilien, in jenem Dorfe neben 3 großen Höfen noch 14 kleinere Bauernstellen, 5 Handwerkerstellen mit einigem eigenen Land und 2 eigentliche Tagelöhnerfamilien? Erfassen wir die gestalthaften Einheiten des Großbauernhofes, der kleineren Bauernstelle usw. als Einheiten nur, um sie formal durchzählen zu können? Spielt es gar keine Rolle, daß sie als

Einheiten von der gekennzeichneten besonderen Art sind? Sehen wir in ihnen ihrem Sein nach unbestimmte „Dinge", auf die wir nun das „formale" Zählverfahren anwenden? — Wenn wir in der geschilderten Weise ein Dorf betrachten, sehen wir in der Tat nicht davon ab, daß wir gestalthafte Einheiten vor uns haben. Im Gegenteil: auch das Zählverfahren dient uns dazu, sie als wirtschaftliche Einheiten recht zu würdigen. Wenn wir hören, daß in dem ersten Dorfe 3 Großbauernhöfe mit 10 Tagelöhnerfamilien zusammen bestehen, daß das zweite Dorf neben den 3 großen Höfen eine breite Schicht kleinerer Höfe und Handwerksmeistereien aufweist, so erfahren wir damit etwas über die Gestaltung der Höfe. Es steht uns sofort vor Augen, daß die Großhöfe z. B. ihren Bedarf an Arbeitskräften hier anders decken als dort, daß die Höfe in dem zweiten Dorfe möglicherweise einen Teil ihrer Ländereien an die kleinen Bauern verpachtet haben usw. Auf die reine, mathematische Dreizahl der Großhöfe in beiden Fällen kommt es nicht an für die Sozialwissenschaft. Ihr bedeutet jede Zahl etwas für die jeweilige Lage der Gestaltung; anders geht sie nicht mit Zahlen um, als daß sie sie durchdenkt und auch beurteilt. So erfassen wir z. B. im zweiten Falle die 3 Großhöfe als „nicht bezeichnend" in einer kleinbäuerlichen Landschaft usw. Erst die von der Gestaltung her verstandene Dreizahl ist eine sozialwissenschaftliche Tatsache. Wir bleiben also durchaus nicht bei einem formalen Zählverfahren stehen, sondern durch die Ergebnisse der Zählung sehen wir die Gestaltung gleichsam hindurchscheinen, wir behandeln die Zählergebnisse sogar als Kennzeichen für die Gestaltung.

Wenn wir uns besinnen, was wir zählen wollen im Zusammenleben, so suchen wir etwas auf, das für die Gestaltung zu Zusammenleben sinnvoll ist als Einheit, mögen es die Einheiten der Sozialen Gebilde sein (Unternehmungen, Haushalte, deren Betriebe usw.) oder Einheiten des Verfügbaren (Morgen Land, Stück Vieh, Gebäude usw.) oder die persönlichen Einheiten, die Personen, die in den Sozialen Gebilden die Stellungen ausfüllen. Daß sie als Einheiten für die Gestaltung sinnvoll sind, fassen wir vor der Zählung fest ins Auge. Nur für die technische Durchführung der Zählung ist es gleichgültig, von welcher

spezifischen Seinsweise die Einheiten sind. Das Zählergebnis aber verstehen wir wieder von der Gestaltung her. Die erhaltenen Zahlen sind uns Anzeichen und Kennzeichen für die Gestaltungsweise. — Das gilt also nicht nur für den Fall, daß die gezählten Einheiten Soziale Gebilde sind, das gilt genau so, wenn es sich um Einheiten des Verfügbaren handelt. Wir haben etwa gelegentlich einer Kaufverhandlung zwei Grundstücke vor uns, das eine sei 20 Morgen, das andere 200 Morgen groß. Wenn wir nun sagen, das zweite Grundstück sei zehnmal größer als das erste, so ist diese Rechnung eine rein „formale", eine rein mathematische. Für das Leben, für die Wirtschaftsgestaltung bedeutet sie so noch nichts: die Morgen sind da nur als irgendwelche zusammenzählbaren „Dinge" gedacht. Aber so denken wir bei der tätigen Gestaltung im Leben nicht über sie! Wir sehen die beiden Grundstücke als Verfügbares, als Grundstücke, die je zu einem Wirtschaftsgebilde gehören. Bei den 20 Morgen denken wir an das Gebilde der Abbauerstelle, das etwa mit einer Handwerksmeisterei gekoppelt ist: so erst verstehen wir die 20 Morgen als das, was sie im Leben sind. Die 200 Morgen aber verstehen wir von dem ganz anders gestalteten Gebilde des Großbauernhofes her. Auch wenn Liegenschaften, etwa 50 Morgen und 100 Morgen, zu einem und demselben Gebilde gehören, sind diese Zahlenangaben in erster Linie Kennzeichen dafür, daß sich hier und dort ganz verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten ergeben.

In einer Diskussion über die Bedeutung der Zahl für die Sozialwissenschaften [38]) hat der Statistiker J. Müller (Weimar) sich so geäußert: „Ich glaube, es wird zu sehr übersehen, daß die mathematische Zahl und die wirtschafts- und die sozialstatistische Zahl nicht ein und dasselbe sind. Erstere ist nichts anderes als ein vom Verstand geschaffener, abstrakter Begriff, mit dem daher auch abstrakte Operationen, wie es die Rechenvorgänge der höheren Mathematik sind, vorgenommen werden dürfen. Die wirtschafts- und sozialstatistische Zahl ist dagegen kein abstrakter Begriff, sondern eine konkrete Größe, in der das rein Zahlenmäßige auf das innigste und unlösbare mit dem Materiellen verknüpft ist. Eine Bevölkerungsdichte von 200 auf 1 qkm ist nicht nur 4mal so dicht als eine solche von 50 auf 1 qkm — das ist nicht das Entscheidende, sondern sie charakterisiert eine ganz andere Art

Siedlungsweise, nämlich eine hochindustrielle gegenüber einer rein landwirtschaftlichen, und es wäre meiner Ansicht nach eine völlige Verkennung dieses materiellen Gehalts der beiden Bevölkerungsdichtezahlen 200 und 50, wollte man ihr Zahlenverhältnis von 4 zu 1 nun irgendwelchen rechnungsmäßigen Operationen unterziehen."

Daß die Zählergebnisse im Zusammenleben immer „materielle Gehalte" bergen, hat auch unser Gedankengang ergeben, und wir haben uns bemüht, diese Gehalte grundsätzlich zu kennzeichnen. Sie betreffen immer die Gestaltung zu Zusammenleben, ob es sich nun um Siedlungsweisen handelt oder um bezeichnende Weisen landwirtschaftlicher Gestaltung oder um den sozialen Aufbau von Dörfern usw.

Anzeichen und Kennzeichen zu sein für Gestaltungsweisen, das macht die Seinsweise der Zählergebnisse im Zusammenleben aus. So allererst sind die Anzahlen sinnvoll in der Willenswelt der Sozialen Gebilde. Wir haben versucht, diese Willenswelt des Zusammenlebens ihrer Seinsweise nach aufzuhellen. Auch an dieser Stelle kommen jene Aufweise des Ersten Teils dem Gedankengang zur Hilfe, lassen das Sein und den Sinn der Zählergebnisse im Zusammenleben von Grund auf verstehen [39]).

Daß die Zählergebnisse in der Wirtschaft und überhaupt im Zusammenleben Kennzeichen sind der Gestaltung, davon kann man nicht beliebig absehen. Man kann sie nicht irgendwie „auffassen"; entweder man erfaßt sie als das, was sie im Leben sind, als Kennzeichen der Gestaltung, oder man mißversteht sie! Was sie sind, das sind sie in der Willenswelt des Zusammenlebens, das sind sie für die Gestaltung. In der Ausdrucksweise v. Gottl-Ottlilienfelds müßte man sagen: die Zahlenangaben im Zusammenleben sind Fakten; sie gehen hervor aus einer grundsätzlich anderen Erfahrung als es die naturwissenschaftlichen Daten tun. Fakten wie Daten sind Tatsachen, aber die Art, Tatsachen zu sein, ist hier und dort grundsätzlich verschieden. Man mißversteht die Zählergebnisse aus dem Zusammenleben, aus der historisch-gesellschaftlichen Welt, grundsätzlich, wenn man sie behandelt wie die Daten, die die Naturwissenschaft erarbeitet [40]). — Man kann von dem eigentümlichen Sinn der Zählergebnisse im Zusammenleben auch nicht absehen, um sich

an das formale Rechenverfahren und an die „reinen Zahlen" zu halten. Man kann z. B. nicht sagen, „an sich" seien 200 Morgen doch nur zehnmal mehr als 20 Morgen, alles andere sei nur nachträgliche „Deutung". Denn der Wirtschafter übt immer und nur ein gestaltendes Denken, er denkt die Morgen Land nicht als irgendwelche, ihrer Seinsweise nach unbestimmten „Dinge", und wendet nicht das nur formale Zählverfahren an auf diese „Dinge". Er ist vielmehr immer dabei, Aufschluß über die Angelegenheiten seiner Gestaltung zu gewinnen. Immer und unausweichlich sieht er das Verfügbare der 20 oder 100 Morgen in einer Lage der Gestaltung. Das Größenhafte des Verfügbaren als solchen wird von Grund auf verstanden vom Willen zur Gestaltung. Wie sollte auch jene „Deutung" vor sich gehen, nachdem zunächst die zu zählenden Einheiten ihrem Sinn nach nur dunkel gedacht sind. Wie sollte der „reinen Zahl" plötzlich ihre „Bedeutung" anfliegen? Diese Vorstellungen von einer nachträglichen „Deutung" der „zunächst reinen" Zahlen sind nicht an den Tatbeständen selber ausgewiesen und auch nicht ausweisbar, sie sind die Ergebnisse eines bloßen Meinens und Ausdenkens. Der Wirtschafter kennt keine „reine" Zahl. Er verwendet Zahlen in Ausdrücken, mit denen er bezeichnende Lagen und Ergebnisse der Gestaltung meint; bei einem Ausdruck wie „100 Morgen Ackerland" denkt der Wirtschafter an bestimmte Aufgaben, Möglichkeiten und Bedingungen der Gestaltung zum Gebilde, und zwar an je andere Möglichkeiten in verschiedenen Bereichen der Gestaltung, im Hannöverschen also an andere als in Ostpreußen. Hier braucht „nicht viel" zu sein, was dort „eine ganze Menge" ist. So sind dem Wirtschafter die Zahlen technische Hilfsmittel, Lagen der Gestaltung zu bezeichnen. Diese letzteren nur meint er und nicht die Zahl, und das ist gerade kennzeichnend für die wirtschaftlichen Größenausdrücke als solche.

Die wirtschaftlichen Größenausdrücke stehen in der Öffentlichkeit des Zusammenlebens, die jeweils immer um die Gestaltungsverhältnisse soundso Bescheid weiß. In der Öffentlichkeit des Zusammenlebens, in der es um Begründung und Beurkundung, um Werbung und Täuschung, um Prahlerei und Herabsetzung usw. gehen kann, haben die wirtschaftlichen Größen-

ausdrücke ihre Aufgabe, wirken sie usw. Die Zahl im wirtschaftlichen Größenausdruck ist somit ein technisches Hilfsmittel dabei, daß der Größenausdruck seine Aufgabe löst, Gestaltungsverhältnisse so oder so zu veröffentlichen. Offenbar meint der Mathematiker nichts derartiges mit seinen reinen Zahlen.

An noch einem Beispiel wollen wir uns den Unterschied zwischen der dem wirtschaftlichen Denken dienenden Zahl und der sinnfreien, reinen oder mathematischen Zahl klar machen. Der Wirtschafter will eine Aufteilung eines Grundstückes vornehmen. Das Grundstück ist der Rest eines ehemals größeren Parkes und liegt in einer neuen Villengegend im Westen einer deutschen Großstadt. In dieser Art muß man das Grundstück beschreiben, man kennzeichnet es damit als das Verfügbare, das es dem Wirtschafter ist. Diese Verhältnisse und noch viele ähnliche denkt der Wirtschafter genauestens durch, um den für ihn günstigsten Entscheid zu treffen. Er entscheidet sich etwa für eine Teilung des Grundstückes in drei, wie sie als Villengrundstücke in dieser Gegend verlangt werden. Aus dem Gestaltungssinn, derartige Grundstücke zum Verkauf zu stellen, bestimmt sich hier die Größe; und so ergeben sich im Wirtschaftsleben die Größen überhaupt. Je nach dem Gestaltungsbereich ergeben sich bezeichnende Größenverhältnisse; wenn wir bei dem Beispiel von den Grundstücken bleiben, unterscheiden wir z. B. Villengrundstücke in einer vor dem Kriege bebauten Gegend, Schrebergärten an den Stadträndern, Grundstücke für Geschäftshäuser im Innern der Stadt usw. Der mathematische Verstand hingegen sieht von allem Gestaltungssinn ab; für ihn gibt es keine Grundstücke in einer bestimmten „Gegend", sondern er denkt eine Fläche, eben oder soundso gekrümmt, irgendwo im „Weltraum"[41]). Für ihn ist eine Dreiteilung nur eine unter allen möglichen, d. h. mathematisch denkbaren Teilungen. Die beiden neuen Grenzen, die man auf dem Grundstück zieht, sind für ihn zwei Kurven aus der Menge aller denkbaren Kurven auf der Fläche. Die beiden Denkweisen berühren sich überhaupt nicht; man begeht einen Fehler, wenn man sie zur Berührung bringt, indem man sagt, die Dreiteilung durch den Wirtschafter sei eine von allen mathematisch denkbaren Teilungen. Der Wirtschafter denkt eben gar nicht an die Menge

der mathematischen Möglichkeiten und „wählt" nicht eine von ihnen, sondern für ihn steht das Grundstück als Verfügbares in der Willenswelt der Gestaltungen zu Wirtschaft, und die Dreiteilung ist eine Verfügungsteilung von bestimmtem Gestaltungssinn.

2.

Die Zählergebnisse im Zusammenleben sind durchsichtig für dessen Gestaltung, sind An- und Kennzeichen dafür. Man kann also von den Zählergebnissen fort zu den Angelegenheiten der Gestaltung weiterdenken. Aus den Gestaltungsverhältnissen kann man sich erklären, wie es zu den Anzahlen kommen konnte. Angesichts der Anzahlen und überhaupt angesichts der Höhen von Größen im Zusammenleben ist immer die Frage nach dem Warum sinnvoll. Die Antworten mögen dann tatsächlich schwierig zu geben sein, aber grundsätzlich kann man sie geben. — v. Gottl-Ottlilienfeld hat immer gerade dies an den Tatsachen des Zusammenlebens, den Fakten, hervorgehoben und sie daraufhin zu den Daten der Naturwissenschaft in Gegensatz gestellt: man könne „in sie hineindenken", was bei den naturwissenschaftlichen Daten ausgeschlossen sei. Die Daten, z. B. die physikalischen Maßzahlen, sind schlechtweg hinzunehmen, nach einem Warum im obigen Sinne kann man grundsätzlich nicht fragen. Der Physiker kann wohl einen allgemeinen mathematischen Ausdruck finden, der ihm gestattet, gewisse Daten in gewisse andere rechnerisch umzusetzen, sie in diesem Sinne in Zusammenhang zu bringen. Aber er kennt nicht ein verstehendes Fragen nach einem Grunde, der sich grundsätzlich immer weiter zu einem großen aber straff verbundenen Zusammenhang von Wollen und Handeln auseinanderlegen läßt. Dies Fragen bekommt immer wieder, wo es auch Halt macht, die Antwort: jenes ist so, weil man dies unter den und den Bedingungen gewollt und danach gehandelt hat. — Auf das Spiel zwischen dem „dominativen" Wollen und den „determinativen" Umständen — worunter auch fremdes Wollen begriffen ist — stoßen wir, wenn wir in die Größenausdrücke des Zusammenlebens „hineindenken". Von diesem Boden aus verstehen wir sowohl

die Anzahlen im Zusammenleben als auch Größenausdrücke wie gezahlte Preise und die „Wirtschaftliche Dimension" eines Gutes auf dem Markte, Höhen von Kapitalien und des Zinsfußes, Fracht- und Zolltarife usw. — Die Größenausdrücke z. B., daß ein Bauer 20 Morgen mit Winterroggen besät hat oder daß er soundso viel Mark für ein Pferd bezahlt hat, kann man lebensecht nur erfassen, wenn man an die Grundsätze der Erwägung und der Entscheide des Bauern denkt, aus welchen die Größenausdrücke hervorgehen. Auch die Gestaltungslage des Geschehens, das der Bauer zu ordnen hat, muß man durchdenken, wenn man die Größenausdrücke als das wahrhaft erfassen will, was sie im Leben „sind". Der Bauer überblickt die Gesamtlage seiner Gestaltung, er hat dabei die gestalthaften Einheiten des Verfügbaren vor Augen und er entscheidet, daß er 20 Morgen mit Roggen besäen will. Er kann seine Entscheide durch eine Zahl ausdrücken, weil er spezifisch wirtschaftliche, gestalthafte Einheiten des Verfügbaren vor sich hat.

Auch die Zeitgrößen des Zusammenlebens, das Wirtschaftsjahr, das Etatsjahr, das Semester, Fristen, Termine usw. sind nur für den Gestalter tatbeständlich. Fristen und Termine setzt er, wie seine Gestaltung sie verlangt, das Wirtschafts- und das Etatsjahr sind die „Kehrzeiten" (v. Gottl-Ottlilienfeld), in denen das Geschehen in den Sozialen Gebilden sich seinem Sinn nach wiederholt. Nur die besondere Zeitart des historischen Geschehens läßt so etwas wie Kehrzeiten, Fristen, Termine usw. durch den Gestalter bestimmen.

Damit haben wir allerdings nur das der Seinsweise nach Grundsätzliche, das uns hier auch allein angeht, am Entstehen der Größenausdrücke hervorgehoben. Tatsächlich können es äußerst verwickelte Hergänge und Zusammenhänge sein, die die Größenausdrücke aus sich hervorgehen lassen. Man braucht nur daran zu denken, daß die Größenart der „Wirtschaftlichen Dimension", das, „was ein Gut gilt" auf dem Markte, für sich allein schon das gewaltige Getriebe der Märkte, eigene Gestaltungen also, für sich beansprucht.

Die Größenausdrücke des Wirtschaftslebens und des Zusammenlebens überhaupt gehen nicht nur hervor aus Entscheiden im Dienste der Gestaltung, sie werden als Richtgrößen auch

„determinativ" für solche Entscheide. Kein Kauf, kein Bauvorhaben usw. kommt zustande, ohne daß man mit Dutzenden von Richtgrößen wie Rohstoffpreisen, Frachttarifen, Zinssätzen usw. „rechnen" muß. Man richtet sich nach ihnen bei seinen Entscheiden, findet sich mit ihnen ab oder läßt sich von seinem Vorhaben gar abbringen. Das sind aber lauter Stellungnahmen zu den Größenausdrücken im Dienste der Gestaltung, und es kennzeichnet die wirtschaftlichen Größenausdrücke als solche, daß der Wirtschafter immer nur gestaltend zu ihnen Stellung nehmen kann.

Welche Rolle spielt das Größendenken in der Wirtschaftlichen Erwägung, in der der Wirtschafter alle Entscheide erarbeitet? Größenhaft kann der Wirtschafter das Verfügbare erfassen, das er in der Erwägung auf die Bedarfe aufteilen soll. Auch das Ergebnis der Erwägung können Entscheide über die Höhen von Größen sein, Entscheide z. B. über die Höhe von Preisen, die man gewähren will. Zu Richtgrößen sodann, z. B. zur „Wirtschaftlichen Dimension" von mancherlei Gütern, nimmt der Wirtschafter Stellung, sie spielen also „determinativ", als Umstände, in die Erwägung hinein. Hingegen zielt die Erwägung letztlich nicht auf Größenhaftes ab, Größen geben ihr nicht den Anstoß, Größen werden also nicht von „dominativem" Belang für sie. Der Wirtschafter sieht vielmehr letztlich auf das „lebensförderlichste Zusammenspiel aller Erfüllungen im Gebilde", auf etwas Nicht-größenhaftes also. Man versucht in der „reinen" Theorie immer wieder, mit Größen von angeblich „dominativem" Belang die Entscheide des Wirtschafters zu „erklären". Wir werden aber im Vierten Teil zeigen, daß es derartige „dominative" Größen im Wirtschaftsleben überhaupt nicht gibt. Sie werden sich geradezu als Gedankendinge, als hohle „Konstruktionen" jener „reinen" Theorie nachweisen lassen, die die Lebenswirklichkeit der Wirtschaft aus den Augen verloren hat. Die Ausgangslage der Wirtschaftlichen Erwägung, ihr Ergebnis und die Umstände lassen sich größenhaft erfassen, nicht aber lenkt Größenhaftes den erwägenden Gedanken selber des Wirtschafters. — Daß der Wirtschafter zu Entscheiden über Größenhaftes kommt und dabei letztlich an etwas Nichtgrößenhaftes denkt, nämlich an den möglichst sicheren Bestand

seines Gebildes, das bleibt nur solange auffällig, als man nicht die Seinsweise des wirtschaftlichen Größenhaften beachtet. Das Auffällige verschwindet aber, wird zum Natürlichen und sogar Kennzeichnenden, wenn man die wirtschaftlichen Größenausdrücke als solche kennt. In Größenausdrücke faßt er z. B. das Verfügbare, das er in der Erwägung auf die Bedarfe aufteilen soll. Diese Ausdrücke kennzeichnen dem Wirtschafter aber immer seine Gestaltung, und es liegen ihnen immer schon gestalthafte Einheiten zugrunde. Wenn der Wirtschafter sich beim „Umblick über die Gesamtlage" vor Augen hält, daß er über soviel von diesem verfügt, über soviel von jenem usw., so denkt er damit die Lage seiner Gestaltung durch. In der Gestaltung fährt er fort, wenn er erwägt und dann neu entscheidet mit Hilfe von Größenausdrücken, wie das Verfügbare auf die Bedarfe zu verteilen sei. Auch alle Größenänderungen, die von draußen an ihn herantreten, Änderungen der Höhen von Richtgrößen, z. B. des Zinssatzes, eines Tarifes, erfaßt er von seiner Gestaltung her. Größeneinheiten, Größenausdrücke, Größenänderungen sind also der Gestaltung, die auf Nicht-größenhaftes ausgeht, von vornherein nichts Fremdes, sondern sie sind die Tatbestände, die sie in der Wirtschaft sind, allererst kraft der Gestaltung.

Wenn wir hier erwähnen, daß in der Wirtschaftlichen Erwägung Größenausdrücke aus Entscheid und Tat hervorgehen, daß andere als Umstände die gestaltende Tat auch wieder beeinflussen, so führen wir diese Verhältnisse hier nicht um ihrer selbst willen vor; sie darzulegen ist eine Aufgabe der nationalökonomischen Theorie. Sie sollen uns nur dazu dienen, uns zu vergewissern, daß wir die Größen des Wirtschaftslebens wirklich so vor uns haben, wie wir im Leben mit ihnen umgehen. Worauf es eigentlich ankommt in unserem Gedankengang, ist vielmehr, daß wir daran ihre spezifische Art als Größen erkennen. Es gehört zu den wirtschaftlichen Größenausdrücken als solchen, in der Weise „sind" sie in der Wirtschaft, daß man „in sie hineindenken" kann, daß sie aus Entscheid und gestaltender Tat hervorgehen und daß sie wiederum Richtgrößen sind für die Gestaltung. Das sind nicht Eigenschaften dieser Größen, von denen man auch absehen könnte, von denen man sogar absehen müßte um der „Objektivität" willen. Wenn man diese Eigen-

schaften nicht beachtet, oder wenn man bewußt von ihnen absieht, tritt man heraus aus der spezifischen Wirklichkeit der Wirtschaft und des Zusammenlebens, sieht man also grundsätzlich an dem vorbei, was diese Größen allererst zu wirtschaftlichen macht.

Wenn man sich diese Eigenschaften ansieht, die man dahin zusammenfassen kann, das wirtschaftliche Größenhafte sei ein Tat- und Vernunftgrößenhaftes, so kommt man darauf, daß sie nur möglich sind auf dem Grunde, daß das Dasein gebildlich geführt wird als Zusammenleben. Dies wiederum besagt eine besondere Art, in der das Dasein existiert, d. h. in der es ihm darum geht, „zu sein". Dadurch, daß sich von den wirtschaftlichen Größenausdrücken dieser eindeutige Rückgang durch ganz bestimmte und immer grundlegendere Seinsweisen vollziehen läßt, glauben wir nachzuweisen, daß die wirtschaftlichen Größen von spezifischer Seinsart sind.

d) Die wirtschaftlichen Größenausdrücke und der Zusammenhang des wirtschaftlichen Geschehens

I.

Wenn wir den wirtschaftlichen Größenausdrücken nachgehen und den Größenausdrücken des Zusammenlebens überhaupt, so wie wir sie im Leben tatsächlich gebrauchen, so führen sie uns auf das Geschehen des Lebens, wie es als bedarfsdeckendes zu den Wirtschaftsgebilden zusammengeordnet ist. Von diesem Geschehen nur können wir die Größenausdrücke als Zählergebnisse abheben, zu diesem gestalteten Geschehen gehören die Vorgänge, in denen man etwas als Preis hingibt, Fugmacht befristet als Kredit überläßt usw., dies Geschehen auch richtet sich an den geltenden Größen aus, den „Wirtschaftlichen Dimensionen", den Tarifen usw. Wenn man die wirtschaftlichen Größen lebensvoll erfaßt, verweisen sie auf den breiten Geschehensstrom des Zusammenlebens. Ihn also und seinen Zusammenhang müssen wir ihrer Seinsweise nach weiter durchdenken, wenn wir die Größenausdrücke verstehen wollen.

Auf Grund der Forschungen v. Gottl-Ottlilienfelds und Heideggers haben wir eine Reihe von Kennzeichen für die Seinsverfassung unseres Lebens, des Daseins, und besonders des Zusammenlebens als Geschehen vorführen können, die dies Geschehen als ein spezifisches erkennen lassen. So können wir uns darauf beschränken, den Zusammenhang des Geschehens nach seiner Seinsweise zu untersuchen. Entsprechend werden wir später die Zusammenhänge, die die heutige Naturwissenschaft erarbeitet, als Zusammenhänge betrachten.

Angesichts der Gestaltungen des Zusammenlebens ist die Rede vom Zusammenhang eigentlich schon irreführend. Führt doch der Ausdruck leicht zu der Vorstellung, es seien vorweg die Tatbestände da, die dann noch untereinander zusammenhängen. Diese Vorstellung ist aber durchaus fernzuhalten, wenn man sich nicht von vornherein hier der Einsicht begeben will. Vielmehr liegt hier als Zusammenhang immer ein selber tatbeständlicher Inhalt der Gestaltung vor, der von sich aus über das Ob und das ganze Um und Auf der einzelnen zusammenhängenden Tatbestände allererst entscheidet. — Als Beispiel für einen Zusammenhang in unserem Zusammenleben betrachten wir das Wirtschaftsgebilde, die Zusammengeordnetheit bedarfsdeckenden Geschehens zu Dauer und Bestand. Mit dem Wirtschaften bildet das Dasein das Erschließen von bedarfsdeckendem Geschehen weiter aus: verfügend ordnet es dies Geschehen so zusammen, daß es wiederkehrt (dauert) und die Einheiten des zusammengeordneten Geschehens bestehen (Gebilde). Das Zusammenordnen des bedarfsdeckenden Geschehens zu Dauer und Bestand ist nun nicht ein bloßes Zusammenfassen dessen, was schon an Geschehen vor sich geht. Wird doch in der Wirtschaft aus der Vorstellung eines Zusammenhanges heraus darüber entschieden, welche Geschehensreihen überhaupt ablaufen sollen! Darum liegt es einmal so, daß der Entscheid, der ein Geschehen in Gang bringt, immer den Bezug wahrt auf alle anderen Entscheide: der einzelne Entscheid kommt gar nicht zustande, ohne daß er so oder so ausschlaggebend wird für alle anderen Entscheide. Zum anderen aber ist der gebildliche Zusammenhang der Entscheide selber etwas, darum es dem Wirtschafter geht. Das Gebilde selber ist der Willens-

tatbestand, den der Wirtschafter mit jedem seiner Entscheide wahrmacht. Die Entscheide trifft er „aus dem Zusammenhang zum Ganzen heraus" (v. Gottl-Ottlilienfeld), indem er sein Wollen und Können (Bedarf und Deckung) jenem Tatbestande eines gebildlichen Zusammenhanges unterstellt. Der Wirtschafter erschließt ausdrücklich das Gebilde vorweg und auf dieses selber als Zusammenhang versteht er sich mit jedem Entscheide. Daß sich der Wirtschafter vorab immer auf das Gebilde versteht mit seinen Entscheiden, daß diese überhaupt nur so zustande kommen, das kennzeichnet das Gebilde als Zusammenhang.

Zusammenhänge in der Wirtschaft und im Zusammenleben überhaupt sind selber Tatbestände und sind selber Gegenstand der tätigen Sorge der Gestalter, ob es sich bei diesen Zusammenhängen um Gebilde selber handelt oder um zwischengebildliche Verhältnisse, wie z. B. das Kundenverhältnis von Haushalten zu einer Unternehmung eins ist. Die Gestalter ergreifen die Zusammenhänge selber als Tatbestände, die sie pflegen oder beseitigen oder deren Aufkommen sie zu verhindern suchen. Zusammenhänge im Zusammenleben liegen dem sozialwissenschaftlichen Erkennen immer schon vor als Tatbestände. Das Erkennen kann sie nur aufgreifen. Die Zusammenhänge tragen, wie jeder Tatbestand des Zusammenlebens, den Begriff von ihnen selbst in sich. So dürfen sie keinen „Deutungen" und keinen „Auffassungen" ausgesetzt werden, sondern nur noch erfassen kann sie das Erkennen.

Von jedem Geschehen im Zusammenleben fächern nach allen Seiten diese selber willenstatbeständlichen Zusammenhänge aus. Wir können niemals auf ein Geschehen stoßen, an dem wir nicht seine Zusammenhänge mit anderem Geschehen aufgreifen könnten. Hier läßt sich wahrhaft vom Allzusammenhang sprechen (v. Gottl-Ottlilienfeld), und der ist als solcher nicht nur eine theoretische Forderung oder Grenzvorstellung, sondern er ist tatsächlich da, wir leben in ihm, wenn wir die Stellungen in den Gebilden ausfüllen. Aber man muß zugleich beachten, daß man den Zusammenhang im Zusammenleben als solchen damit nur äußerlich gekennzeichnet hat, wenn man sagt: alles hängt hier mit allem zusammen. Sein entscheidendes Kennzeichen ist vielmehr, daß er immer ein wesentliches Anliegen der Ge-

stalter ist. Ihn nimmt der Gestalter geistig vorweg im „Planen", ihn setzt er durch mit seinen Entscheiden, gemäß dem Vorrang des Zusammenhangs als solchen bestimmt er über das Zusammenhängende; und weil der Gestalter über alles einzelne „aus dem Zusammenhang zum Ganzen heraus" entscheidet, weil wir keinen Tatbestand antreffen können, der nicht aus einem Zusammenhang heraus entworfen wäre, so ist dessen Eigenschaft, Allzusammenhang zu sein, fast eine Folge. Daß der Zusammenhang im Zusammenleben ein Allzusammenhang sei, das sagt uns nichts Wesentliches mehr, wenn wir seine sondertümliche Seinsweise als Willenstatbestand eingesehen haben.

2.

Für einen Bereich der Wirtschaftsgestaltung, z. B. für eine Volkswirtschaft, kann man sich eine Gesamtheit von Höhen wirtschaftlicher Größen erfaßt denken, der Höhen also der gezahlten Preise, der Zolltarife usw. und auch alles, was an Zählergebnissen zu gewinnen wäre. Man hätte dann das Zahlenbild dieses Wirtschaftslebens vor sich. An dem Zahlenbild des Zusammenlebens arbeitet unablässig eine besondere Wissenschaft, die Statistik.

Alle Höhen wirtschaftlicher Größen und alle Zählergebnisse, so haben wir gesehen, weisen auf das wirtschaftliche Geschehen zurück, das letztlich in Ungrößenhaftem seinen Anstoß findet und dessen Zusammenhänge von der geschilderten Seinsweise sind. Als dies Geschehen erfassen wir das Leben selber, und an ihm hat die Nationalökonomie ihren eigentlichen Stoff. Sie kann niemals bei dem Zahlenbild stehen bleiben, das hieße schon, es als Zahlenbild der Wirtschaft verkennen. Wenn sie die wirtschaftlichen Größen recht als Tatbestände erfaßt, so führen die Höhen dieser Größen sie immer vor das geschichtlich-gesellschaftliche Geschehen und seine Zusammenhänge. Wie der bewegte Fluß Blasen an seiner Oberfläche bildet und sie eine Weile mitträgt, so zeitigt jener Geschehensstrom die Höhen von mancherlei Größen. Das Zahlenbild bietet immer nur einen oberflächlichen und flüchtigen Anblick des Wirtschaftslebens, der nur anzeigt, daß in der Tiefe der Wirtschaftsgestaltung etwas vor sich geht.

— Am Zahlenbild der Wirtschaft bemerken wir, wie die Höhen der Größen sich unausgesetzt ändern, wie einzelne von ihnen gewisse Zeiten hindurch beharren, entweder für sich oder in ihrem Verhältnis zu anderen. Besonders das Beharren und die gleichförmigen Veränderungen im Zahlenbild haben die Nationalökonomie zur Nachforschung angeregt. Aber man kann nicht sagen, daß sie dabei ihre Aufgabe immer scharf erkannt hätte: *viel zu sehr steht heute noch die Nationalökonomie unter dem Einfluß einer Wissenschaftslehre, die im wesentlichen nur an die Naturwissenschaften denkt.* Darum wollen wir uns hier noch besonders überlegen, welcher Sinn dem *Beharren* und der *Veränderung* im Zahlenbilde der Wirtschaft zukommt.

Durch die Höhen von wirtschaftlichen Größen können wir hindurchschauen auf das Geschehen unseres Lebens selber. In *diesem* Geschehen und seinen *gestalthaften* Zusammenhängen können wir sinnvoll nach den *Gründen* für die Höhen suchen. Gerade dies kennzeichnet die *wirtschaftlichen* Größenausdrücke gegenüber den *Maßzahlen* der Naturwissenschaften, die wir lediglich hinnehmen und nur *rechnerisch* verbinden können. So macht es das Spezifische am Beharren und an der Veränderung im wirtschaftlichen Zahlenbilde aus, daß sie auf das nämliche Geschehen und seine Zusammenhänge verweisen. Wir sind nicht darauf angewiesen, Beharren und Veränderung im Zahlenbilde der Wirtschaft lediglich festzustellen, sondern wir können verstehend eindringen in die Gründe; und die Gründe sind von dieser Art: gestaltender Wille, unter mancherlei Umständen, bedingt es, daß gewisse Reihen von Geschehen wiederkehren, die daraufhin dann eine Zeitlang das gleiche Zahlenkleid tragen. Handelt es sich z. B. um das Gleichbleiben der „Preis"höhe eines Gutes auf dem Markte, so können wir als Gründe für diese statistische Tatsache etwa eine Marktordnung erfassen oder wir können aufdecken, daß sich das zwischengebildliche Markt geschehen eine Zeitlang aus den und den Gründen selber so zurechtrückt, daß der „Preis" — schärfer: die Wirtschaftliche Dimension — des Gutes „sich halten" kann; und ausdrücklich ist auch das „automatisch" zusammenspielende Geschehen verstehbares, gebildlich gestaltetes Geschehen, ist nämlich gestaltet als

Geschehen der am Markt beteiligten Gebilde und des Marktes selber als Gebilde [42]). — Wo also zeitenweise annähernd immer die gleichen Zahlen auftreten oder die Höhen einer Größe sich nach einer Richtung ändern, da steht hinter ihnen die Wiederkehr oder der Wandel in den Gestaltungen. Und es ist der Sinn des Beharrens und der gleichförmigen Veränderung im Zahlenbilde der Wirtschaft, Wiederkehr und Wandel in der Gestaltung anzuzeigen. Damit sind sie als Beharren und als Veränderung spezifische Sachverhalte im Zusammenleben und sind grundsätzlich verschieden von der Konstanz und der Veränderung naturwissenschaftlicher Größen. Dieser grundsätzliche Abstand, den die wirtschaftlichen Größenausdrücke hinsichtlich ihres Beharrens und ihrer Veränderung gegenüber den naturwissenschaftlichen einhalten, bedingt es, daß sich die Nationalökonomie der ihr eigenen Erkenntnisaufgabe begibt, wenn sie sich angesichts bleibender Zahlenverhältnisse zur Gesetzessuche verleiten läßt. Die spezifische Art des Beharrens im Zahlenbild des Zusammenlebens betont H. Wolff: „Jede statistische Gleichförmigkeit ist also höchstens der Ausdruck für das Gleichbleiben, besser Gleichgebliebensein, der menschlichen Institutionen (sozialen Ordnung) in den Beobachtungszeiträumen und in keiner Beziehung Ausdruck für eine naturgesetzliche Erscheinung [43]).“

Für alles, was im Zahlenbild der Wirtschaft vor sich geht, kann man Gründe suchen, und zwar muß man sie in der Gestaltung des wirtschaftlichen Geschehens suchen. Es hat keinen Sinn, rechnerische Verhältnisse im Zahlenbilde um ihrer selbst willen herauszuarbeiten; man hätte damit nur tote Zahlenverhältnisse in der Hand. Erfaßt man aber die wirtschaftlichen Größenausdrücke, ihr Beharren und ihre Veränderung, in echter Weise, d. h. als Kennzeichen für die Gestaltung, so führen sie eben auf das gestaltete Geschehen unseres gebildlichen Lebens zurück, und hier liegen denn auch die wirklichen Zusammenhänge der Wirtschaft vor, selber gestalthafte Willenstatbestände. Jene rechnerischen Verhältnisse unter den Größenausdrücken hingegen sind nicht die Zusammenhänge des Zusammenlebens.

e) Das Rechnen mit wirtschaftlichen Größenausdrücken

I.

Rechnet man aber nicht außerordentlich häufig mit wirtschaftlichen Größenausdrücken? In den Haushalten und in den Unternehmungen aller Arten, in der Staatsverwaltung und auf den Märkten, überall rechnet man mit ihnen. Teilweise wendet man dabei sogar höhere Mathematik an, und ganze Wissenschaftszweige wie die mathematische Statistik und die „politische Arithmetik" (Finanz-, Versicherungs-, Tarifmathematik usw.) befassen sich damit, die Methoden der Wirtschaftsrechnung immer feiner auszubilden, und die Ergebnisse der Rechnung erweisen sich als praktisch verwendbar. — Allerdings gibt es das sinnvolle Rechnen in der Wirtschaft, und wir wollen zusehen, was mit den Zahlenausdrücken hier eigentlich geschieht, bei der *Wirtschaftsrechnung*. Wir betrachten die wirtschaftlichen Größenausdrücke an den drei entscheidenden Stellen, nämlich *vor* der Rechnung, *während* der Rechnung und als *Ergebnisse* der Rechnung.

Vor der Rechnung hat nur die *gestaltende Tat* mit den wirtschaftlichen Größenausdrücken zu tun. Sie sind etwa die „Wirtschaftlichen Dimensionen", die auf den Märkten gelten für die Güter, die Preise, die man dort zahlt, die Kapitalien, die man Unternehmungen zur Verfügung stellt, Zinssätze, die man bewilligt, Tarife und Fristen, die man festsetzt usw. Überall finden wir diese *Richtgrößen* im Geflecht des gestalteten wirtschaftlichen Geschehens. Nirgends im Leben behandelt man sie als reine Zahlen, sondern immer und überall als Willenstatbestände des Zusammenlebens. Es ist von Grund auf ein Größenhaftes spezifischer Art, eben das Vernunft- und Tatgrößenhafte.

Im Zusammenleben vertritt jeder Größenausdruck einen bestimmten Willens- und Gestaltungsgehalt. Was geht davon nun ein in die eigentliche Rechnung? Können überhaupt mathematische Operationen heran an die Willens- und Gestaltungsgehalte? Wenn wir zwei Kapitalien zu einem einzigen zusammenzählen, so gehen offenbar nur die reinen Zahlen ein in die Rechnung, sie ergeben die Summenzahl. *Vor* der Rechnung wissen wir ganz genau, daß wir zwei *Kapitalien* vor uns

haben, etwa von 10000 und 80000 Mark, daß wir es also mit Fugmacht zu tun haben, die durch die Währungseinheit einer Volkswirtschaft größenhaft ausgedrückt ist, und die dazu bestimmt ist, Grundlage einer Unternehmung zu sein. Diese Gestaltungsbezüge aber streifen wir von den Größenausdrücken ab, wenn wir die mathematischen Rechenoperationen anwenden. Ob es einfache Rechenverfahren sind oder solche der höheren Mathematik, ist gleichgültig, sie erfassen immer nur die reinen Zahlen und haben es niemals mit den wirtschaftlichen Sinngehalten zu tun.

Was kann aber so eine Rechnung, die von dem wirtschaftlichen Gehalt der Größenausdrücke gerade absieht, für den Wirtschafter leisten? Sie nützt ihm allerdings nicht mehr, als daß sie ihm die neue Zahl liefert, und darum hält er sich mit ihr auch gar nicht auf. Was er vor Augen hat, ist sein Anfangskapital von 10000 Mark, sind die 80000 Mark Kapital, über die er noch dazu die Verfügung bekommt, und sind die 90000 Mark Kapital, über die er jetzt verfügt. Er will eine Unternehmung gründen: von diesem Plan, dieser geistigen Vorwegnahme, her versteht er die 10000 Mark als Kapitalbasis. Sie mögen ihm noch als „geradezu nichts" erschienen sein. Jetzt aber kann er die geplante Unternehmung aufbauen: seine Lage als Gestalter hat sich geändert. Das ist in Wahrheit vor sich gegangen, diesen Wandel in der Gestaltungslage drückt jene Addition aus für den Wirtschafter! Ob es nun so einfache Rechenoperationen sind oder verwickelte, ihr Vollzug ist nur die technische Außenseite des wirtschaftlichen Denkvorganges. Das reine mathematische Denken läuft neben dem Größendenken des Gestalters her, ohne einen innerlichen Zusammenhang mit ihm: mathematisch vollzieht sich eine Addition reiner Zahlen, für das Größendenken des Wirtschafters hingegen hat sich die Gestaltungslage von Grund auf geändert. — Das ist nun aber kennzeichnend für die Wirtschaftsrechnung, daß an ihrem Anfang die wirklichen, aus dem Wirtschaftsleben hervorgegangenen Größenausdrücke stehen, daß die eigentliche Rechnung nur in der Hilfestellung steht und daß ihr Ergebnis sofort wieder der Gestalter durchdenkt, und für ihn muß es sinnvoll sein. Nicht mit irgendwelchen Gedankendingen oder mit bloßen Zahlen befaßt sich die

Wirtschaftsrechnung, sondern mit Größenausdrücken als wirtschaftlichen Tatbeständen. Immer erschließt die Rechnung in ihrem Ergebnis irgendwelche Gestaltungsverhältnisse des Wirtschaftslebens, das ist ihr Sinn als Wirtschaftsrechnung. Sie kann dies leisten, weil ihren Ansatz die Wirtschaftsgestaltung bestimmt. Nur bei ihrem Vollzug, bei ihrer technischen Durchführung, sieht man von dem gestalthaften Gehalt der Wirtschaftszahlen ab, behandelt man sie als reine Zahlen in mathematischen Rechenoperationen.

Diese rechnerischen Einschübe in die wirtschaftlichen Erwägungen der Praxis sind scharf zu unterscheiden von den Gedankengängen der Wissenschaft. Wo die Erkenntnis mit wirtschaftlichen Größenausdrücken umgeht, kann sie sie unmöglich anders erfassen als der Wirtschafter sie auch versteht. Gehen im Leben die wirtschaftlichen Größenausdrücke aus der Gestaltung hervor, so kann auch die Wissenschaft sie nur aus der Gestaltung erfassen, oder sie verfehlt ihre Aufgabe als Sozialwissenschaft. Der wissenschaftliche Gedankengang ist nicht ein technischer Umgang mit den Größenausdrücken wie jene Wirtschaftsrechnungen, die neben dem eigentlichen, die Gestaltung erwägenden Gedankengang und auch neben dem Größenverstehen des Wirtschafters herlaufen, sondern im wissenschaftlichen Gedankengang besinnt sich gerade das Denken des Gestalters auf seine Grundsätze und läutert sich seine Erfahrungsweise. So kann das wissenschaftliche Denken der Sozialwissenschaften das nur noch ausdrücklich verstehen, als was die Gestaltung selber sich und die wirtschaftlichen Größen versteht.

Die Rechnungen des Statistikers, mag er nun Zählungen vornehmen oder Verhältniszahlen, Korrelationen usw. berechnen, sind von der gleichen Art wie jene wirtschaftlichen Zwischenrechnungen. Der Statistiker hat wie jeder Sozialwissenschafter das Zusammenleben vor sich: Sterbefälle, Geburten, Abwanderungen, Verbrechen usw. sind dem Statistiker Geschehnisse aus dem geschichtlich-gesellschaftlichen Leben; er versteht sie ausdrücklich als Geschehnisse des Zusammenlebens. Wenn er sie nicht so verstünde, könnte er gar nicht die Gesichtspunkte für seine Zählungen finden, wüßte er nicht seine Fragen auf den Zählblättern zu stellen. Aber für die technische Durch-

führung der Zählung verfährt er so, als handle es sich um sinnfällige Dinge. Da ist ihm z. B. die Bevölkerung Deutschlands nicht mehr der Lebensstamm des Sozialgebildes, das Deutschland heißt, sondern er zählt „Köpfe" aus zu soundso vielen Millionen; Wanderungen, Geburts- und Todesfälle sind ihm jetzt nicht mehr gestalthafte Veränderungen an diesem Lebensstamm, sondern schlechthin Ereignisse, die er zählen kann. Nur unter dieser Voraussetzung, daß er Geschehnisse des Zusammenlebens wie sinnfällige Dinge behandelt, also nur in diesem Bereich des eigentlichen Zählens und Rechnens, kann der Statistiker sich auch mathematischer Denkweisen bedienen. Wieweit er darin im einzelnen Fall gehen will, bleibt ihm überlassen. Aber grundsätzlich gibt es dafür eine feste Schranke. Erstens kann er nur bei der technischen Durchführung von Rechnungen die statistischen Zahlen als bloße Zahlen behandeln; in einen eigentlich sozialwissenschaftlichen Gedankengang gehen die Zahlen mit ihrem spezifischen, gestalthaften Erfahrungsgehalt ein. Zweitens bleibt unausweichlich das Ziel des Statistikers, Aufschluß über Zusammenhänge des gestalteten Geschehens des Zusammenlebens zu erhalten, wie er für den Ansatz der Zählung sich bewußt ist, vor dem Zusammenleben zu stehen. Die Ergebnisse der statistischen Zählung und Rechnung, die statistischen Zahlen, sind sinnhafte Zahlen, An- und Kennzeichen der Sozialgestaltung. Die Anwendung mathematischer Operationen auf ein statistisches Zahlenmaterial kann also nur den Sinn haben, daß dadurch die Zahlen ihre Aufgabe, Kennzeichen für Gestaltungsweisen zu sein, besser erfüllen, als sie es sozusagen als Zahlenrohstoff tun. Wo man die mathematisch-statistischen Verfahren nicht mehr in diesen Dienst zwingt, beginnt die Spielerei mit reinen Zahlen und besteht die Gefahr, daß man die sinnhaften statistischen Zahlen unter dem Vorurteil naturwissenschaftlicher Methodologie mißbraucht.

2.

Soweit es sich für uns darum gehandelt hat, wirtschaftliche Mengen und Größen nur aufzuzeigen, haben die Aufweise ganz einfach ausfallen können. Wir haben uns daran genügen lassen, an das uns allen aus dem Alltag Bekannte zu erinnern. Wir

haben uns z. B. vor Augen geführt, daß der Bauer sich vornimmt, 10 Zentner Roggen zu säen, daß wir uns zu Preisen entschließen, daß wir Fristen setzen, daß auch an den Zählergebnissen aus dem Zusammenleben letztlich Entscheide mitwirken, die die Wirtschafter in ihren Erwägungen gemäß mancherlei Richtgrößen erarbeiten. Aber nicht diese einfachen Dinge haben wir sagen wollen, sondern wir haben gefragt: wie ist dies Mengen- und Größenhafte als solches geartet, daß wir darüber entscheiden können, und umgekehrt, wie ist es möglich, Angelegenheiten des gestalteten Lebens als Mengen zu fassen und auf Größenausdrücke zu bringen. Da muß doch als Menge und Größe etwas anderes vorliegen als z. B. die physikalischen Größenausdrücke, die nicht im Willensleben entspringen, sondern einem erkennenden Denken auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens entstammen. Unsere Aufgabe war also die, zu sagen, was die wirtschaftlichen Mengen und Größen zu solchen macht, nachdem wir begriffen hatten, daß dort eine wesentliche Aufgabe der Erkenntnis liegt.

Wir sind nicht achtlos an den einfachen Dingen, z. B. daß wir größenhafte Zeitfristen setzen, vorübergegangen, sondern haben uns dadurch immer wieder vergewissert, daß wir wirklich die Größen so vor uns haben wie das tätige Leben selber. Wir haben dann das so einfach Bemerkliche als Anzeichen genommen, daß wir es mit Mengen und Größen spezifischer Seinsweise zu tun haben. Dieser Seinsweise sind wir nachgegangen. Die nationalökonomische Theorie aber sieht bisher hier keine Aufgabe. — Nur wenige Fragen haben wir behandelt und auch sie nur ansatzweise. So sind wir z. B. daran vorübergegangen, wie das Wirtschaftsleben das Denken in mengenhafter Fugmacht fortbildet zu einem Größendenken. Aber an der mengenhaften Fugmacht selber haben wir gezeigt, wie die verfügbaren Objekte als sozusagen „Willensdinge" sich als spezifisch wirtschaftliche Mengen sehen lassen durch einen bezeichnenden Wandel im Willensleben des Wirtschafters. An diesem Beispiel sind wir im einzelnen dessen inne geworden, daß allein aus dem gestalteten Willensleben der Wirtschaft die Mengen und Größen erwachsen, so wie sie uns im Alltag als wirtschaftliche bekannt sind.

Von der Gestaltung spricht die nationalökonomische Theorie bis heute nur als von dem „Organisatorischen" und dem „Sozialen" in der Wirtschaft. Auch das hat sie wohl im „Gefühl", daß die Dinge der Gestaltung irgendwie entfernt sind von allem Mengen- und Größenhaften. Wenn man nun die wirtschaftlichen Mengen und Größen ihrer Seinsweise nach nicht weiter untersucht — und das tut man ja tatsächlich nicht — so kommt man leicht zu dem Eindruck, es bestünde da ein Gegensatz in der Sache, der entscheidend genug wäre, daß er auch gleich ein Zweierlei an Theorie erforderte, eine „reine" oder „rationale" oder „exakte" Theorie für das „reine Quantitative" der „Tauschbeziehungen", des „Marktmechanismus", des „ökonomischen Gleichgewichts", und auf der anderen Seite eine „verstehende" Theorie, eine „Wirtschaftssoziologie" und eine „Morphologie" der Wirtschaft [44]). Untersucht man die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen, so findet man, daß sie entspringen aus dem Gestalthaften der Wirtschaft. Man kommt dann auch zu der Vorstellung einer Theorie, die gerade durch das Erfassen des Gestalthaften auch die Größenfragen bewältigt. Sonst aber bleibt man in oberflächlichem Denken bei einem vermeintlichen Gegensatz in der Sache stehen und hält ein Zweierlei an Theorie oder an „Methoden" für notwendig, bemüht sich, die Grenzen der beiden Theorien abzustecken usw. [45]). Wohlmeinend spricht man sich für die friedliche Zusammenarbeit der beiden „Methoden" aus [46]): als wenn die eine Oberflächlichkeit im Denken durch eine neuerliche wieder gutzumachen wäre!

Zu gründlicher Einsicht führen uns nur die mühseligen Untersuchungen der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände, Forschungen, die der Nationalökonomie bis heute so gut wie unbekannt geblieben sind. Da läßt sich nachweisen, daß die wirtschaftlichen Mengen und Größen in den Grundzügen ihres Seins übereinstimmen mit den gestalthaften Tatbeständen der Wirtschaft. Aus dieser Einsicht können wir folgern, daß überhaupt erst das gebildtheoretische Denken über Wirtschaft imstande ist, die wirtschaftlichen Mengen und Größen lebensecht zu erfassen und den Erkenntnisaufgaben, die sie stellen, gerecht zu werden!

Dritter Teil

Physikalisches und wirtschaftliches Größendenken, durchgängig verglichen, und ihr grundsätzliches Verhältnis zur Mathematik

A. Wirtschaftliches Geschehen, technisches Geschehen und Naturgeschehen

I.

Durch spezifische Erfahrensweisen macht sich das Dasein Wirkliches ausdrücklich zugänglich. Diese Erfahrensweisen sind letztlich immer Weisen, das Dasein zu führen. Der Philosoph mag in dieser Richtung weiter in die Tiefe schürfen, der Fachwissenschafter sucht gerade das Spezifische der Erfahrensweisen herauszustellen.

Das Geschehen des Daseins als Zusammenleben ist überpersönliches Geschehen. Personen sind im Zusammenleben in der Weise von Dasein, daß sie die Stellungen der Gebilde ausfüllen. Selbst das Tun und Erleiden der Personen ist als Geschehen des Zusammenlebens überpersönlich. Was die Person an Diensten dem Gebilde leistet, das ist gleichsam nicht mehr sie selbst; durch sie handelt und erleidet das Soziale Gebilde! In allem Geschehen des Zusammenlebens bekundet sich das Leben der Gebilde, insbesondere auch in der Wiederkehr dieses Geschehens der Bestand der Gebilde. — Das Geschehen des Zusammenlebens ist „multipolares" Geschehen (v. Gottl-Ottlilienfeld). In ihm überschneidet sich das Leben vieler Gebilde. Wenn man es als überpersönliches gegen das Dasein der Person abgrenzt, so kann

man es nun näher als ein vielgebildliches bezeichnen. Das ist aber nicht eine Eigenschaft, die es gelegentlich einmal aufweist und ein anderes Mal nicht, sondern dies ist eins seiner grundsätzlichen Kennzeichen, seine Seinsweise als Geschehen des Zusammenlebens wird dadurch mitbestimmt. Auch seine Wiederkehr ist damit eine von Grund auf spezifische, daß das Gebilde sie immer durchzusetzen hat mit anderen, für sie, gegen sie usw. — Das Dasein kann sich als Zusammenleben so ausbilden, daß es sich versteht als bedarfsdeckendes und als wirtschaftliches Geschehen. v. Gottl-Ottlilienfeld hat gezeigt, daß dies dem Dasein aber erst möglich ist, nachdem es sich schon als Leben der Gemeinschaft und auch als politisch-soziales verstanden hat. Entscheidend für seine Ausbildung zum wirtschaftlichen Geschehen ist, daß das Dasein die Frage des Verfügens als eine noch zu bewältigende Aufgabe begreift, während es sie vorher in den erwähnten urtümlichen Gestaltungen mit gelöst hat. Die Sozialen Gebilde verstehen dann, daß sie sich ausdrücklich auch über die Verfügungen auseinandersetzen müssen. Ihr praktisches Wollen, d. h. das „auf seine tätige Auswirkung erpichte" Wollen, unterbauen sie jetzt durch die ausdrückliche Forderung, „Verfügung zu erlangen über die sachlichen Bedingungen des zugehörigen praktischen Könnens" [47]), sie hegen Bedarfe. Daraufhin entdecken sie die „Welt", in der sie die sachlichen Bedingungen ihres praktischen Könnens suchen müssen, als das im grundsätzlichen Sinne Verfügbare. Das Geschehen der Welt ist den Sozialen Gebilden jetzt auch voll bewußt bedarfsdeckendes Geschehen, und sie selber können sich als Zusammengeordnetheiten des bedarfsdeckenden Geschehens verstehen. Das dadurch in seiner Wiederkehr gesicherte Geschehen nennen wir das wirtschaftliche Geschehen und die so entwickelten Gebilde Wirtschaftsgebilde.

In eine andere Verhaltensweise hat sich das Dasein begeben, wenn es sein eigenes und auch alles nicht-daseinsmäßige Geschehen begreift als neben- und nacheinander verlaufende Vorgänge, die einen Erfolg oder Mißerfolg haben, die glatt vonstatten gehen oder bei denen es „hapert" und die gar durch Störungen ausbleiben. Das Dasein hat damit eine Mannigfaltigkeit von Zielen, Dingen usw. im Auge, die es erreicht,

hergestellt usw. sehen möchte; und entsprechend sieht es vor sich eine Mannigfaltigkeit von Vorgängen, die je „hinauslaufen" auf so ein Ziel oder die Herstellung so eines Dinges besagen usw. Mag es in sich noch so zusammengesetzt sein, es wird das Geschehen als ein Vorgang für sich gefaßt, der einen einzelnen Erfolg erreichen läßt. Den so begriffenen einzelnen Vorgang beurteilen wir dann, ob er zu einem Erfolg oder Mißerfolg geführt hat, ob er glatt vonstatten ging oder nicht. Wir bleiben aber bei diesem Begreifen nicht stehen; wir bilden unser Handeln, das dies Geschehen entdeckt, aus, wir suchen das Geschehen gleichsam in die Hand zu bekommen. Wir ordnen die Vorgänge in sich und untereinander so, daß der Erfolg uns verbürgt ist. An dem so entdeckten Geschehen Erfolge sichern heißt Technik üben und die Vorgänge selber hat v. Gottl-Ottlilienfeld technische Vorgänge genannt[48]).

Die Arten von Geschehen, die wir hier erwähnt haben, liegen nicht etwa nebeneinander, so daß ein Geschehen eben schlechthin wirtschaftliches und ein anderes ein für allemal technisches Geschehen wäre. Gegeben ist uns das daseinsmäßige Geschehen, mit dem Personen und Soziale Gebilde ihre Existenz führen, und das nicht-daseinsmäßige Geschehen, zu dem sie Stellung nehmen. Das Dasein kann nun diese und jene seiner Erfahrensweisen besonders ausbilden, ohne die anderen aufzugeben[49]), und darüber wird ihm jedesmal alles Geschehen einheitlich als ein je spezifisches offenbar. Wenn das Dasein sich z. B. als Zusammenleben versteht, so existiert es darum doch immer auch als persönliches Leben. Nur vom Zusammenleben her gesehen sind die Personen nichts als die Ausfüller der Stellungen in den Gebilden.

2.

Alles und jegliches Geschehen können wir als technisches Geschehen entdecken, so auch das nicht-daseinsmäßige Geschehen der „sinnfälligen Außenwelt". Ihr gegenüber üben wir „Realtechnik"[50]). Dies technische Entdecken der sinnfälligen Außenwelt läßt sich aber abwandeln und wird dann zu einem bloßen Betrachten, einem Nur-noch-erkennen auf der Grundlage

reinen sinnlichen Vernehmens. Was wir technisch als Erfolg oder Mißerfolg bei unserem Bewerkstelligen erfassen, ist für das erkenntnismäßige Betrachten nur noch etwas, das schlechthin folgt auf ein vorausgehendes Geschehen. Handelt es sich technisch für uns darum, einem Geschehen einen Erfolg zu sichern, indem wir ihm gewisse Voraussetzungen geben, es gegen Störungen schützen usw., so will das Nur-betrachten Voraussagen machen über das lediglich erkenntnismäßig entdeckte Naturgeschehen. Man kann diesen Gedankengang weiter durchführen, der sagen will, daß das Erkennen der Außenwelt auf der Grundlage des sinnlichen Vernehmens, daß die Naturwissenschaft als Denkhaltung ein Abkömmling ist des Bewerkstelligens in der Außenwelt[51]).

Dem Erkennen der Naturwissenschaft liegt das reine Vernehmen durch die Sinne zugrunde. Dies Vernehmen ist eine Haltung, die alles andere als „selbstverständlich" oder „natürlich" ist. Wir müssen uns ausdrücklich dahin ausbilden, daß wir z. B. nicht mehr jemanden rufen oder singen hören, sondern nur noch Töne verschiedener Höhe, Klangfarbe und Lautstärke vernehmen. „‚Zunächst' hören wir nie und nimmer Geräusche und Lautkomplexe, sondern den knarrenden Wagen, das Motorrad. Man hört die Kolonne auf dem Marsch, den Nordwind, den klopfenden Specht, das knisternde Feuer. — Es bedarf schon einer sehr künstlichen und komplizierten Einstellung, um ein ‚reines Geräusch' zu ‚hören'. Daß wir aber zunächst Motorräder und Wagen hören, ist der phänomenale Beleg dafür, daß das Dasein als In-der-Welt-sein je schon beim innerweltlich Zuhandenen sich aufhält und zunächst gar nicht bei ‚Empfindungen', deren Gewühl zuerst geformt werden müßte, um das Sprungbrett abzugeben, von dem das Subjekt abspringt, um schließlich zu einer ‚Welt' zu gelangen. Das Dasein ist als wesenhaft Verstehendes zunächst beim Verstandenen. — Auch im ausdrücklichen Hören der Rede des Anderen verstehen wir zunächst das Gesagte, genauer wir sind schon mit dem anderen bei dem Seienden, worüber die Rede ist. Nicht dagegen hören wir zunächst das Ausgesprochene der Verlautbarung. Sogar dort, wo das Sprechen undeutlich oder gar die Sprache fremd ist, hören wir zunächst unverständliche Worte und nicht reine Mannigfaltigkeit von Tondaten[52])."

— Allerdings, dem Naturwissenschafter als solchem und dem Erkenntniskritiker der Naturwissenschaften mag die Erfahrensweise des reinen sinnlichen Vernehmens so vertraut und schier „zur zweiten Natur" geworden sein, daß sie nichts Auffälliges mehr daran zu entdecken vermögen. Wenn man sich aber in der eben angedeuteten Weise einmal besinnt, wie wir im täglichen Leben erfahren und denken, wie wir in der Willenswelt des Zusammenlebens gestalten, so sieht man doch, daß sich das Dasein ganz entscheidend wandeln muß in seinem Verhalten, um in die Haltung des reinen sinnlichen Vernehmens zu gelangen. Das Dasein entdeckt erst nach dieser Wandlung ein Geschehen, das es selbst nicht mehr ist, es selbst als Dasein entschwindet vor diesem Erfahren: ihm liegt nur noch „organische" und „anorganische" Natur vor. Kein Zweifel, das reine sinnliche Vernehmen muß dem „natürlichen Menschen" zunächst eine durchaus fremde und auffällige Erfahrensweise sein; den Sozialwissenschaften bleibt sie auch fremd, weil sie mit diesem Erfahren nicht an die Tatbestände des Zusammenlebens herankämen. Ebensowenig aber kann man daran zweifeln, daß das reine Vernehmen durch die Sinne der Naturwissenschaft zugrunde liegt, daß es die ihr eigentümliche Erfahrensweise ist[53]).

Wenn wir uns auf das reine sinnliche Vernehmen verlegen, machen wir uns geradezu zu einer Vorrichtung des sinnlichen Vernehmens. Als wollte die Physik dies Gleichnis wörtlich nehmen, ersetzt sie die Sinne soweit wie möglich durch Vorrichtungen, die meistens nur noch das Auge beobachtet. Die Verwendung solcher „künstlichen Sinnesorgane", z. B. der elastischen Feder, die das natürliche Muskelorgan ersetzt, des Spektroskops und der photographischen Platte, die das Auge vielfach vertreten usw., ist nach G. Mie „geradezu ein charakteristisches Merkmal der experimentellen Methode der Physik. Durch sie bekommen die physikalischen Begriffe erst ihren objektiven, von der Person des Forschers losgelösten Sinn"[54]). Diese Eigenart des physikalischen Erfahrens verdeutlicht noch einmal, daß wir es hier mit einem spezifischen Erfahren zu tun haben, von dem das reine sinnliche Vernehmen gleichsam die Grundschicht ist.

Zu dem Erfahren von Naturgeschehen gehört noch ein besonderes Bewerkstelligen, dem das Vernehmen durch die

Sinne und das darauf gründende Denken Anweisungen geben. Dies Bewerkstelligen übt man beim physikalischen Experiment; Inhalt und Leistung des Experimentes erschöpft sich allerdings nicht in diesem Handhaben, aber es gehört zu ihm[55]). Wir wollen es das experimentelle Bewerkstelligen nennen, um es auch durch den Namen von jedem anderen Handeln zu unterscheiden. — Wenn der Physiker z. B. das Experiment macht, daß er zwei Körper von verschiedenem Gewicht gleichzeitig fallen läßt im Vakuum, so ist alles, was er dabei herstellt, lediglich für das Nur-noch-vernehmen durch die Sinne „da". Was z. B. „herauskommt", die gemeinsame Ankunft der Körper am Ende der Fallstrecke, wird lediglich festgestellt in der Beobachtung. Das ist nicht etwa von derselben Seinsweise wie ein Erfolg des technischen Bewerkstelligens. Denn technisches Geschehen, an dem wir Erfolg oder Mißerfolg, Rohstoffverbrauch und Werkzeuggebrauch, Abfall usw. kennen — was alles das reine Vernehmen durch die Sinne grundsätzlich nicht zu entdecken vermag — unterliegt den Urteilen der Vernunft; sie eben läßt etwas als Erfolg festhalten, als Mißerfolg abwenden usw.[56]). Das technische Handhaben geht über den Tatbestand des experimentellen Bewerkstelligens hinaus. Es erschöpft sich nicht darin, ein für das sinnliche Betrachten soundso Beschaffenes herzustellen, etwa einen Bewegungsvorgang mit durch Beobachtung feststellbaren Eigenschaften. Jedes Ergebnis des technischen Gestaltens und Bewerkstelligens untersteht einer Willensregel, z. B. in der modernen Technik der Regel, mit dem vergleichsweise geringsten Aufwande hergestellt zu werden. Wenn aber z. B. drei Stahlflächen „sich aneinander abschleifen" zu Ebenen, an denen man die beiden Seiten nicht mehr unterscheiden kann (H. Dingler, vgl. Anm. 56), so ist dies ein Vorgang des experimentellen Bewerkstelligens. Diese Definition der Ebene kann in der Physik fruchtbar sein, und man braucht bei der Definition doch nicht darauf zu achten, ob jener Vorgang in der Werkzeugfabrik hinsichtlich seiner technischen Gestaltung rationell oder unrationell vor sich geht. Dies letztere kommt gar nicht in den Blick bei der Aufstellung und dem Verständnis der Definition. Das ist kein Fehler: die Ebenen, die man definiert und im experimentellen Bewerkstelligen herstellt unter Anleitung einer Definition, „gibt

es" eben nur für das Erkennen der Naturwissenschaft auf der Grundlage der Sinnenerfahrung.

Das Erfahren von Naturerscheinungen, wie die Naturwissenschaft es übt, ist ein spezifisches Erfahren. Zugrunde liegt ihm das reine sinnliche Vernehmen; dies bildet der Naturwissenschafter aus zum methodischen Beobachten. Damit geht Hand in Hand das experimentelle Bewerkstelligen. Die so geartete Haltung eines reinen Betrachtens ist ein Entdecken von nicht-daseinsmäßigem Geschehen. Wir wollen uns die Seinsweise dieses Geschehens noch näher vor Augen führen und es durchgängig mit dem historischen Geschehen des Zusammenlebens vergleichen.

3.

Das physikalische Erkennen bezeugt seinen Ursprung aus dem technischen Bewerkstelligen, wenn es sich dem vereinzelten Vorgang zuwendet, nachdem das experimentelle Bewerkstelligen den Vorgang zu einer einzelnen Geschehensgestalt herausgearbeitet hat. Solche Geschehensgestalten sind etwa das Pendel, der Fall auf der schiefen Ebene, die Wurfbewegung usw. Nach Möglichkeit läßt das experimentelle Bewerkstelligen nur das jeweils gemeinte Geschehen vor sich gehen, sucht also Störungen auszuschalten[57]). Diese Zerlegung zu einzelnen Vorgängen ist kennzeichnend für die Seinsweise des von der Physik entdeckten Geschehens und ist dem historischen Geschehen grundsätzlich fremd. Das Geschehen des Zusammenlebens ist als solches in keiner Weise mit den Sinnen zu entdecken, und man kann nicht im Experiment mit ihm umgehen. Das heißt nicht nur, daß die experimentelle Isolierung eines Vorganges, seine „Abschirmung", tatsächlich nicht durchführbar wäre — ausschließlich an dies letztere denkt man landläufig — sondern grundsätzlich als Geschehen kennt das historische Geschehen den von irgendeinem Bewerkstelligen „isolierten" Vorgang nicht!

Den Naturvorgang betrachtet man unter den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen er sich ändern kann: den freien Fall z. B. erfaßt man nach Fallweg und Fallzeit. Im Experiment wandelt man methodisch das Geschehen nach diesen Hinsichten ab,

um die Abhängigkeit der Veränderungen unter zweien von den Hinsichten zu erfassen. Unter den anderen Hinsichten läßt man das Geschehen einstweilen sich gleich bleiben. Daß man es im Experiment abwandeln oder dem methodischen Beobachten unterwerfen kann, ist auch kennzeichnend für die Seinsweise des von der Physik entdeckten Geschehens. Das geschichtliche Leben, das Geschehen des Daseins, ist solchen „Eingriffen" und Beobachtungen nicht zugänglich. Seine Veränderungen sind nicht solche unter einzelnen Gesichtspunkten, sondern sie sind als Veränderungen erst aus dem Sinn eines ganzen Zusammenhanges erfaßbar. Die Vorstellung, man könnte dem Geschehen des geschichtlichen Lebens in gewissen Hinsichten Bedingungen stellen, um unter anderen seine Veränderungen zu beobachten, würde grundsätzlich seine Seinsweise als Geschehen verkennen[58]. — Die „Logik und Erkenntnistheorie" bezeichnet jenes Verfahren der Abwandlung des Geschehens als den Grundsatz des „ceteris paribus". Mehr oder minder hält man ihn für einen Grundsatz des wissenschaftlichen Erkennens überhaupt[59]. Wenn man sich aber das experimentelle Bewerkstelligen vor Augen hält, erkennt man, bei welchem spezifischen Erfahren der Grundsatz seinen Ursprung und seinen vollen Sinn hat: in der Physik (Naturwissenschaft)! Dort wird nach diesem Grundsatz nicht nur „gedacht", sondern man kann ausführen, was man sagt. Das experimentelle Bewerkstelligen, ein Handeln, beherrscht das Naturgeschehen, setzt ihm seine Bedingungen; die Beobachtung am tatsächlichen Vorgang weist das Gleichbleiben gewisser Bedingungen aus, und hier bleiben Veränderung oder Nichtveränderung nicht nur Annahmen „in Gedanken". Wenn aber das Naturgeschehen nach diesem Prinzip entworfen ist als Geschehen, wenn das Prinzip im experimentellen Bewerkstelligen seine eigentliche Erfüllung findet, so wird es zweifelhaft, ob es als bloßes Denkverfahren den Wissenschaften vom geschichtlichen Leben wesentliche Dienste leisten kann. Denken kann man alles; aber ob das Denken ein grundsätzlich sachhaltiges ist, d. h. ob es der Seinsweise des Durchdachten gerecht wird, darauf kommt es an.

Das physikalische Experiment ist wiederholbar: das im Experiment entdeckte Geschehen ist grundsätzlich wiederherstellbares

Geschehen. Was seinen tatsächlichen Verlauf betrifft, so mag der Physiker darauf gefaßt sein, daß es auch anders verlaufen könne: es ist nur wahrscheinlich, daß es so verläuft wie bisher. Aber grundsätzlich ist es als wiederholbares Geschehen gemeint, als die immer wiederherstellbare Geschehensgestalt. Diese ist nicht überzeitlich in dem Sinne, daß sie jenseits jeder Zeitvorstellung stünde, sondern in dem Immer-wieder des Herstellens steckt der diesem Geschehen eigentümliche Zeitsinn. In der Weise, wie der Physiker des Vorganges im Experiment gewärtig ist, sind wir des Geschehens im Leben nicht gewärtig. Was es heißt, daß das „Dasein geschieht", hat Heidegger untersucht. Auf seine Forschungen brauchen wir hier nur zu verweisen[60]). — Die Ablaufszeit des historischen Geschehens ist nicht wie die eines physikalischen Vorganges als lineare Punktmannigfaltigkeit zu begreifen. Den Zeitpunkt, wie ihn der Physiker mit einer Maßzahl belegt, weist das historische Geschehen nicht auf: das Jetzt und der Augenblick in unserem Leben sind von einem grundsätzlich anderen Zeitsinn[61]). In seiner Abhandlung „Die Grenzen der Geschichte" hat v. Gottl-Ottlilienfeld 1904 den grundsätzlichen Abstand der historischen Zeit von der Naturzeit nachgewiesen. Seine Gedankengänge haben damals aber kaum Verständnis gefunden; erst Heidegger hat ihre Bedeutung gewürdigt[62]).

Ein entsprechender Abstand wie unter den Zeitvorstellungen läßt sich zwischen dem geometrischen Raum und dem Raum des Daseins nachweisen. Der geometrische Raum ist eine reine Stellenmannigfaltigkeit, belegbar mit Zahlentripeln etwa. Aus diesem Entwurf einer Stellenmannigfaltigkeit ergeben sich alle Erkenntnisaufgaben der Geometrie dem Raume gegenüber. Das Verstehen des Lebensraumes der Sozialen Gebilde hingegen ist z. B. weder euklidisch noch nichteuklidisch. Diese Fragestellung ist nur gegenüber dem geometrischen und dem physikalischen Raum sinnvoll. Zu technischem Behuf allerdings wendet man euklidische Geometrie an, wenn man Standortsentfernungen angibt, Äcker ausmißt usw. Aber der Lebensraum als solcher wird davon nicht berührt. Nur für das Verstehen des gebildlichen Daseins sind etwa Unternehmungen an diesen oder jenen „Plätzen", liegen Höfe „weit auseinander" usw.[63]).

Wird aber nicht in die Rechnungen z. B. der Versicherung, in Zinsrechnungen usw. die Zeit als Variable eingeführt, ganz so wie in die Rechnungen der Physik? Da achtet man nicht der spezifisch-historischen Zeitvorstellung, und doch bleiben die Rechnungen sinnvoll. Das ist richtig, und wir haben uns früher überlegt, warum man in diesen Rechnungen von dem Vollgehalt der wirtschaftlichen Tat- und Vernunftgrößen absehen kann. Vor der Rechnung denkt man durchaus in „lebenerfüllten" Jahren, in Fristen, Terminen, setzt man gestaltend ihre Dauer fest, bestimmt danach andere Größen wie Zinsfuß, Prämiensatz usw. Wollte man statt dessen hier schon die Zeit als eine bloße Mannigfaltigkeit des Nacheinander denken, und sie als Variable einführen, die nacheinander verschiedene Werte annimmt, dächte man am Leben regelrecht vorbei und käme zu keinem Entscheid. Aber wenn alles entschieden ist, kann man für den nur technischen Teil der Überlegung, für die Rechnung, an die bloßen Zahlen denken. Im Ergebnis der Rechnung aber ist die Zeit sofort wieder unsere erlebte Zeit, das Ergebnis wird beurteilt, als gestaltgerecht anerkannt oder verworfen etwa mit der Wendung: man könne dabei „nicht bestehen" usw. Für den Physiker ist es bündige Erkenntnis, die Zeit als Variable aufzufassen und sie durch eine Mannigfaltigkeit von Maßzahlen, den Wertevorrat der Variablen, darzustellen. In jenen wirtschaftlichen Zwischenrechnungen aber ist es ein technischer Kunstgriff, die Zeit als eine Mannigfaltigkeit von Punkten zu denken. Die Einführung der Zeitvariablen ist also hier immer noch etwas anderes als in der Physik, abgesehen davon, daß unsere erlebte Daseinszeit grundsätzlich verschieden ist von der physikalischen Zeit.

Seine Eigenart als spezifisches Geschehen kann das Naturgeschehen nicht verlieren durch eine historische Entwicklung des Erfahrens und der auf ihm aufgebauten Naturwissenschaft, so wenig sein grundsätzlicher Abstand zu anderen spezifischen Geschehensarten zu verwischen ist. Man mag also die Methoden des Beobachtens und des Experiments verbessern, die theoretische Physik mag welches Weltbild immer entwerfen, was wir über das Naturgeschehen als spezifisches Geschehen angedeutet haben, bleibt davon unberührt [64]). Das Entsprechende gilt vom technischen

und vom bedarfsdeckenden bzw. wirtschaftlichen Geschehen. Welche Fälle von Technik wir uns auch vergegenwärtigen, immer ist ein einzelner Erfolg entdeckt, den es zu sichern gilt. Auch das bedarfsdeckende Geschehen findet sich in jedem Fall von Wirtschaft wieder. Um Bedarf und Deckung handelt es sich immer in der Wirtschaft, auch heute; der unternehmungsweise Erwerb und der „Verkehr" ist nur eine — heute allerdings besonders auffällige — „Apparatur im Dienste der Bedarfsdeckung" (v. Gottl-Ottlilienfeld). Wenn sie einmal verstanden sind, beharren die Erfahrensweisen und die ihnen je entsprechenden spezifischen Geschehensarten in ihrem Abstand untereinander und auch gegenüber dem Wandel in ihrer eigenen Ausbildung. Sie sind grundsätzliche Weisen, Wirkliches zu erfahren und zu erfassen.

4.

Grundsätzlich verschiedene Verhaltensweisen zu Wirklichem haben wir uns beispielhaft vor Augen geführt. Die Abstände unter ihnen sind derart, daß das, was sie zugänglich machen, schon als Wirkliches ein Spezifisches ist. Man verkennt diese spezifischen Erfahrensweisen, wenn man sie für harmlose Betrachtungsweisen immer desselben ausgibt und ihre Abstände durch „formale" Gemeinsamkeiten überbrückt glaubt. — Unter den heutigen Forschern hat vor allen v. Gottl-Ottlilienfeld „das grundsätzliche Zweierlei an Erfahrung" und das darauf aufbauende Zweierlei des „sinnhaften" und des „sinnfreien" Denkens untersucht und zu einem Hauptstück seiner Wissenschaftslehre gemacht. Nach den Forschungen Heideggers würde dem der Unterschied des Daseins und der nicht-daseinsmäßigen, „vorhandenen" Natur entsprechen. Während aber v. Gottl-Ottlilienfeld den Unterschied und das Spezifische der beiden Erfahrensweisen untersucht, um sich auf die Möglichkeiten und das Vorgehen der Nationalökonomie zu besinnen, zeigt Heidegger, wie im allgemeinen alle Erfahrensweisen Existenzführung des Daseins sind.

Die spezifischen Erfahrensweisen können wir ausbilden zu den Erfahrungswissenschaften. Sie sind als Wissenschaften

immer andere Tatbestände je nach der Erfahrensweise, die ihnen zugrunde liegt. In den Wissenschaften vom Dasein besinnt sich das Dasein auf sich selber, es dringt zu dem vor, was es ist und sein kann. Es geht in sich und läutert sich, um erst recht das zu werden, was es sein kann. Die Sozialwissenschaften z. B. sind Besinnungen im Bereich des Willenslebens, des gebildlichen Zusammenlebens. Dies Willensleben weiß sich selbst in den Sozialwissenschaften, es gibt sich zu verstehen, was es sein kann als Zusammenleben. — Im Grunde kann der Nationalökonom die Besinnungen des Wirtschafters nur fortsetzen. Er deckt die Zusammenhänge der Tatbestände weiter auf, aber er erfaßt die Tatbestände und Zusammenhänge grundsätzlich doch so, wie sie im Leben selber für den Gestalter da sind. Um das Beispiel von den Bedarfen wieder aufzunehmen: der Nationalökonom kann nicht beliebige systematische Einteilungen für sie entwerfen, sondern die Art seiner Einteilung muß sinnvoll sein für die Wirtschaftsgestaltung. Seine theoretische Einteilung muß gleichsam ein Leitfaden sein, mit dessen Hilfe auch der Wirtschafter die Gesamtheit der Bedarfe durchschreiten kann bei seiner Gestaltung. So sagt v. Gottl-Ottlilienfeld, nachdem er eine Einteilung der Bedarfe dargelegt hat: „Derlei Einteilungen des Bedarfes ergeben sich noch andere, und auch sie sind von jenem bedeutsamen Sinn, daß mit ihnen nicht einfach die Theorie hinstrebt nach einer geordneten Überschau über den Bedarf überhaupt; in solcher Art ordnet sich vielmehr der Bedarf vor den Augen des Wirtschafters selber, sobald er geistig Herr zu werden sucht des Ansturms der ihn umdrängenden Bedarfe“ [65]). Als Besinnungen im Bereich des Willenslebens bauen die Sozialwissenschaften verantwortlich mit am Zusammenleben. — Von der Form der Willensbesinnung sind die Naturwissenschaften nicht. In ihnen — in der Physik und der Biologie — entdeckt das Dasein Wirkliches, das es selber nicht mehr ist; das Dasein wendet sich entschieden von sich ab. Die Naturwissenschaften läutern die Sinne nicht zu ihrer Aufgabe im Dasein selber, sondern entwickeln sie gewissermaßen zu Werkzeugen, die ein schlechthin neues Wirkliches neben dem Dasein entdecken lassen.

Daß die Wissenschaften auf spezifischen Erfahrensweisen aufbauen, hat für sie die Bedeutung, daß sie als Wissenschaften verschiedene Tatbestände sind, verschieden auch in ihrem Sinn und Beruf für das Dasein. Man faßt sie nur oberflächlich zusammen, wenn man sagt, sie machten zusammen „die Wissenschaft“ oder „das Erkennen“ aus. Besonders kann die Wissenschaftslehre nicht länger mit der ungeprüften Vorstellung umgehen, es läge mit „der Wissenschaft“ oder „dem Erkennen“ oder „dem Denken“ ein in sich einheitlicher Tatbestand vor, und die verschiedenen Wissenschaften wären nur mehr oder weniger gut ausgeprägte Beispiele für „die Erkenntnis“[66]. Die fruchtbarere Fragestellung der Wissenschaftslehre ist die, wie die Wissenschaften als solche auf Grund der je besonderen Erfahrensweisen möglich sind. — Des öfteren haben Physiker und Erkenntniskritiker der Naturwissenschaften sich dahin ausgesprochen, das wissenschaftliche Denken sei eines, es gäbe nur „die Wissenschaft“, die Trennung in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften — die Sozialwissenschaften vergißt man durchgehends — sei nur eine solche der „Arbeitsweisen“, der „Methoden“; sie sei auch nur eine vorläufige, die man später sicherlich überwinde, wobei diese Forscher oftmals überzeugt sind, daß den Methoden der Physik einst der Sieg gehören wird[67]). Dagegen betonen die Geistes- und Sozialwissenschafter, daß ihre Wissenschaften grundsätzlich verschieden seien von den Naturwissenschaften, und daß dieser Unterschied nicht zu beheben sei. — Dieser Streit wird in sehr verschiedener Weise geführt auf den beiden Seiten. Die eine, die den grundsätzlichen Abstand unter den Wissenschaften behauptet, kann auf tiefgehende und ins einzelne vorgedrungene Forschungen verweisen, die seit mehreren Geschlechterfolgen schon in den verschiedenen Geistes- und Sozialwissenschaften vorgenommen werden, und die man aus der Geschichte dieser Wissenschaften nicht wegdenken kann[68]). Diesen Forschungen haben die Gegner bisher nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. So werden sich die Geistes- und Sozialwissenschaften weiterhin an die Forschungen halten, durch die sie zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen und groß geworden sind.

B. Das Größendenken in der Physik

I.

Um das wirtschaftliche Größendenken als spezifisches deutlicher hervortreten zu lassen, stellen wir ihm das Größendenken der Physik gegenüber. Dies letztere wählen wir als Beispiel für das spezifische Größendenken, das auf dem Boden sinnfreien Erfahrens möglich ist, eines Erfahrens, dem das reine sinnliche Vernehmen zugrunde liegt. Wir fragen, was es für den Physiker heißt, gegenüber den Naturerscheinungen in Größenbegriffen zu denken; was dazu gehört, einen physikalischen Größenbegriff auszubilden. Am Beispiel des Temperaturbegriffes wollen wir uns dies vergegenwärtigen. Den Temperaturbegriff wählen wir, weil sich an ihm besonders deutlich die Forderungen zeigen lassen, die der Physiker an einen Größenbegriff stellt[69]).

Das zunächst Gegebene sind die Wärme-Kälte-Empfindungen. Der Wärme-Kälte-Sinn ist der erste und unmittelbare Anzeiger für den Wärmezustand der Körper. Unsere Sinnesorgane aber zeigen die Beschaffenheit der Körper ungenügend an: ihre Angaben sind abhängig von ihrem eigenen Zustand. So hat man auch für den Wärmezustand der Körper nach zuverlässigeren Merkmalen gesucht; man hat sich für die räumliche Ausdehnung der Körper entschieden. Den als Anzeiger (Thermoskop) gewählten (festen, flüssigen, gasförmigen) Körper bringt man mit dem zu untersuchenden in genügende Berührung; auf der Erscheinung des Wärmeausgleichs beruht es, daß er durch seine Ausdehnung nicht nur seinen eigenen Wärmezustand anzeigt, sondern auch den des anderen Körpers. — Für die so angezeigten Wärmezustände der Körper kann man nur dann eine Größenart ausbilden, wenn zwischen ihnen erfahrungsgemäß zwei Beziehungen bestehen: eine transitive symmetrische und eine transitive asymmetrische. Als Beispiele für solche Beziehungen wählen wir gleich die, auf die es ankommt beim Größendenken. Die Gleichheit ist transitiv: wenn $a=b$ und $b=c$, so $a=c$. Die Gleichheit ist eine symmetrische Beziehung: wenn $a=b$, so $b=a$. Die Beziehung „größer als" ($>$) ist transitiv: wenn $a>b$ und $b>c$, so $a>c$. Die Beziehung „größer als" ist asymmetrisch: wenn $a>b$, so ist nicht $b>a$. Lassen sich diese Beziehungen an den unter-

suchten Zuständen nachweisen, so hat der Physiker Anlaß und auch die Möglichkeit, die Begriffe der Gleichheit und des größenhaften Unterschiedes für den betreffenden Erscheinungsbereich auszubilden [70]).

In der Tat können wir es im Experiment dahin bringen, daß die Wärmezustände der Körper eine transitive symmetrische Beziehung aufweisen. Zwei Körper von zunächst verschiedenen Wärmezuständen geraten nach genügender Berührung ins „Wärmegleichgewicht“: keiner von ihnen erleidet noch durch den anderen eine Änderung seines Rauminhaltes. Wir sprechen ihnen den gleichen Wärmezustand zu, schreiben ihnen beiden dieselbe Zahl zu. — Von demselben Geschehen des Wärmeausgleichs gehen wir aus, um verschiedene Wärmezustände zueinander festzulegen. Wenn nämlich zwei Körper verschiedenen Wärmezustandes sich berühren, kühlt der eine von ihnen sich ab, während der andere sich erwärmt, d. h. bei dem ersten erleidet der als Anzeiger gewählte Körper Verringerung, bei dem zweiten Ausdehnung seines Rauminhaltes. Wir setzen fest, daß der Wärmezustand des ersten Körpers der höhere von den beiden Zuständen heißen soll, und vereinbaren, daß wir ihm eine höhere Zahl beilegen wollen als dem anderen. Diese Vereinbarung könnten wir auch umgekehrt treffen. Die Festsetzungen können wir aber überhaupt nur durchführen, weil die Beziehung zwischen den beiden Körpern, daß der eine sich erwärmt, wenn er den anderen berührt, erfahrungsgemäß transitiv und asymmetrisch ist. Erwärmt sich a an b und b an c, so auch a an c. Erwärmt sich a an b, so kühlt sich b ab. „Wäre die Bedingung der Asymmetrie oder die der Transitivität nicht erfüllt, so würde, wie man leicht erkennt, die einem Körper nach der getroffenen Festsetzung zuzuschreibende Zahl zuweilen sowohl größer als kleiner sein müssen als die Zahl eines anderen Körpers; die Festsetzung würde also nicht wiederspruchsfrei durchgeführt werden können. Drittens hat die hier zugrunde gelegte Beziehung eine gewisse reihenartige Beschaffenheit; sie besteht nämlich ihrer Definition nach stets in der einen oder der andern Richtung zwischen zwei Körpern, wenn nicht die Beziehung des Wärmegleichgewichts besteht. Wäre diese Bedingung nicht erfüllt, so würden wir zuweilen zwei Körpern nicht gleiche Zahlen zu-

schreiben dürfen, aber auch keinem von beiden eine größere Zahl als dem andern. Auch in diesem Falle wäre also die Festsetzung nicht durchführbar. (Wir würden dann kompliziertere Größenarten zuschreiben müssen als die Werte der eindimensionalen, einfach reihenförmigen Zahlenreihe.)" [71]).

Nachdem sie dies festgesetzt haben über den experimentellen Umgang mit Wärmezuständen und über die Zuschreibung von Zahlen, können zwei Physiker sich darüber einigen, ob zwei Körper dieselbe Zahl erhalten sollen oder einer eine höhere als der andere. Sie wollen aber noch einen Schritt weiter gehen in der Beilegung von Zahlen: sie wollen den Wärmezuständen bestimmte Zahlen zuordnen und auch darin völlig übereintreffen. Darum müssen sie sich noch darüber einigen, welchem Wärmezustand sie die Zahl 0 zuordnen und wie sie die Einheit der Wärmeänderung festlegen wollen. Sie müssen ihre Zuschreibung von Zahlen ferner so vornehmen, daß, wenn der eine zwei Unterschiede unter Wärmezuständen als gleich anspricht und die Unterschiede also mit derselben Zahlendifferenz belegt, auch der andere die beiden Unterschiede für gleiche erklärt. Wenn sie alles dies festgesetzt haben, können sie jeden Wärmezustand durch eine Zahl bezeichnen und zwar werden sie beide auf dieselbe Zahl kommen. Diese Zahlen heißen Temperaturzahlen, und die Größenart, die durch die hier angegebenen Regeln definiert wird, heißt Temperatur.

2.

Was lehrt uns dies Beispiel physikalischer Begriffsbildung über die Größen der Physik? Liegt hier als Größendenken dasselbe vor wie in der Wirtschaft oder unterscheidet es sich von dem des Wirtschafters nach Ansatz und Ausbildung, nach Sinn und Aufgabe? Sind der physikalische Größenbegriff und Größenausdruck als solche dasselbe oder etwas anderes als der wirtschaftliche Größenausdruck?

Dem Physiker sind zunächst die Sinneseindrücke einer bestimmten Art, z. B. die Wärme-Kälte-Empfindungen, gegeben. Er sucht aber sogleich einen besseren Anzeiger für die Wärmezustände der Außenwelt, als es die Oberfläche unseres Körpers ist;

er sucht nach Erscheinungen, Vorgängen, die transitiv und symmetrisch bzw. transitiv und asymmetrisch sind. Die ursprünglichen Wärme-Kälte-Empfindungen zeigen nicht jene Ordnungsverhältnisse, und darum kann der Physiker nicht ohne weiteres von ihnen ausgehen. Die Zustände, die sich in den Sinneseindrücken ankündigen, sieht der Physiker also gleich daraufhin an, ob und wie er sie in Größenausdrücke fassen kann. — Es geht dem Physiker darum, Zustände sicher wiederherzustellen und wiedererkennen zu können. Er kann aber die Zustände jederzeit wieder herstellen, wenn er ihnen bestimmte Zahlen beigelegt hat auf Grund gewisser Festsetzungen über den experimentellen Umgang mit den Zuständen. Durch die Zahlen und ihre Verhältnisse hat er auch eine feste Ordnung unter den Zuständen hergestellt. Erst durch die einzelnen Schritte zum physikalischen Größendenken werden die Zustände der sinnfälligen Außenwelt nach und nach etwas Bestimmtes.

In der Wirtschaftswelt liegen die Dinge von Grund auf anders. Hier ist das Nicht-größenhafte der Gestaltung fester und sicherer Tatbestand, sogar der grundlegende Tatbestand. Der Wirtschafter sieht ihn nicht von vornherein daraufhin an, ob und wie er in Größen über ihn denken kann. Das Größendenken ist in der Wirtschaft ein zusätzliches Verhalten neben der gestaltenden Tat; diese ist und bleibt immer die eigentliche und entscheidende Erfahrensweise für wirtschaftliche Tatbestände. Das Ungrößenhafte ist auch keineswegs eine flüchtige Mannigfaltigkeit wie die Sinnesdaten, sondern ist der straffe Zusammenhang gestalthafter Tatbestände. Durch und durch geordnet ist dies Ungrößenhafte; die Tatbestände „sind", so wie sie sind, erst kraft der Gestaltungsordnung. Also nicht erst, wenn es größenhaft erfaßt ist, ist das wirtschaftlich Erfahrbare da als wirklicher Bestand und Gegenstand, und nicht erst das Größendenken stiftet eine Ordnung, sondern umgekehrt ist das Ungrößenhafte das grundlegend Wirkliche, und alle Größenordnung entsteht erst aus der Vernunftordnung der Gestaltungen.

Grundlage naturwissenschaftlicher Erfahrung ist das reine sinnliche Vernehmen. Es weist gemäß unseren verschiedenen Sinneswerkzeugen bestimmte Richtungen auf: wir sehen, hören,

tasten, wir haben Wärme-Kälte-Empfindungen. Einen besseren Anzeiger der Wärmezustände finden wir in den Raumausdehnungen der Körper, wir werden also das Wahrnehmen dieser Ausdehnungen weiter ausbilden. Wir beobachten die Volumenausdehnungen, wenn zwei Körper sich berühren. In einer Richtung des reinen sinnlichen Vernehmens bilden wir also einen Gesichtspunkt der methodischen Beobachtung aus, wie z. B. die Volumausdehnung. Darüber wird dann etwas zugänglich, das uns als „objektiv" gelten kann, in unserem Falle der Wärmezustand eines Körpers. Die Naturerscheinungen sind „Objekte" eines bloßen Betrachtens, eines Nur-noch-erkennens auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens, und die Größenbegriffe der Physik bilden wir als Erkenntnisbegriffe. Die physikalischen Größenarten (z.B. Länge, Geschwindigkeit, Temperatur usw.) sind Begriffe des der Physik eigenen Erkennens auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens.

Sind nun auch die Größenarten des Wirtschaftslebens wie z. B. Lohn, Kapital, Gütermenge nach Stückzahl, die Wirtschaftliche Dimension (Marktpreis) usw. Begriffe eines reinen Betrachtens und Erkennens? Das sind sie offenbar nicht. So wird aus größenhafter Fugmacht z. B. Kapital bestimmter Höhe durch die Maßnahme der Gestaltung, daß die Fugmacht für Zwecke des Erwerbs abgesteuert wird. Daß die Fugmacht Kapital ist, besagt, daß gewisse gestaltende Entscheide über sie ergangen sind, und die Höhe des Kapitalbetrages geht ebenfalls aus diesen Entscheiden hervor. Die Gestaltung zu Zusammenleben, der es um Wirtschaft geht, „bildet" den Begriff des Kapitals, die Wissenschaft kann ihn nur noch läutern in der Besinnung. Der Begriff des Kapitals ist als solcher nicht ein Erkenntnisbegriff, sondern der Begriff einer Gestaltung, er enthält eine Regel, das Wollen in die Zucht zu nehmen. Grundsätzlich sind die wirtschaftlichen Größenbegriffe von der gestaltenden Tat geschaffen, durch die die Sozialen Gebilde ihre Existenz führen. Auch die Größenbegriffe, die die Wissenschaft entwickelt, wie z. B. der Begriff der Bevölkerungsdichte, kennzeichnen Gestaltungslagen: die unter den wirtschaftlichen Größenbegriffen erarbeiteten Größenausdrücke sind An- und Kennzeichen der Gestaltung.

3.

Der Physiker macht die Zustände der Körper wiederherstellbar für das experimentelle Bewerkstelligen und wiedererkennbar für das methodische Beobachten. Es geschieht von vornherein im Hinblick darauf, daß die Zustände eine Ordnung erhalten sollen, wie die Zahlen sie aufweisen. Das Größendenken der Physik läuft darauf hinaus, den wiederherstellbaren Zuständen Zahlen als Zeichen zuzuordnen. So sagt Carnap: „Die Definition einer physikalischen Größe besteht in der Festlegung der Regeln, nach denen die Zuschreibung der Größenwerte zu den Objekten geschehen soll." Und er betont nochmals: „. . ., daß der Sinn jeder physikalischen Größe darin besteht, daß bestimmten physikalischen Objekten bestimmte Zahlen zugeschrieben werden sollen" [72]. — Dies Größendenken des Physikers ist als Zeichengebung etwas grundsätzlich anderes als das Größendenken des Wirtschafters. In den wirtschaftlichen Größenausdrücken, z. B. Stückanzahlen von Gütern, stecken immer Gestaltungsentscheide: Entscheide spricht der Wirtschafter mit Hilfe der Zahlen aus! Ihm sind die Zahlen niemals Zeichen für etwas im naturwissenschaftlichen Sinne „Objektives"; das Wirkliche, mit dem er es zu tun hat, ist als solches von grundsätzlich anderer Seinsweise, und so stellt sich ihm die Aufgabe schon gar nicht, den Tatbeständen Zeichen zu geben.

Der Physiker ordnet den Zuständen die Zahlen eindeutig zu, d. h. er ordnet sie so zu, daß jeder, der sich mit dieser Aufgabe befaßt, sie ebenso zuordnen muß. Es handelt sich also um die verbindliche Lösung einer Erkenntnisaufgabe, die als Erkenntnisaufgabe noch wieder eine spezifische ist auf dem Boden sinnfreien Erfahrens. Die Zuordnung geschieht ferner einheitlich je unter einem, zum Größenbegriff ausgebildeten, Gesichtspunkt der methodischen Beobachtung. Die Identität eines Gesichtspunktes der Betrachtung bewirkt hier das einheitliche Ausdrücken in Erkenntnisurteilen. Es sind geordnete Zeichen, die der Physiker den Zuständen je unter einem Gesichtspunkt zuordnet. Auf ihre Ordnung gerade, auf die bleibenden rechnerischen Verhältnisse unter ihnen kommt es ihm an. Wo er derart bleibende Verhältnisse erarbeitet hat, „Naturgesetze", gelten ihm die Naturerscheinungen als etwas

Gegenständliches. Die physikalischen Maßzahlen sind Ordnungszeichen, den Zuständen eindeutig und einheitlich zugeordnet, und dies Zuordnen ist für den Physiker das Größendenken. — Keine der Richtlinien für das Entstehen physikalischer Größenausdrücke finden wir in diesem Sinne wieder im wirtschaftlichen Größendenken. Hier verstehen sich etwa auf dem Markte alle Beteiligten dazu, z. B. 10 Mark für ein Gut zu geben. Darin kann man auch eine Eindeutigkeit im Größendenken sehen; sie besagt, daß alle Beteiligten ihre Gestaltungsaufgabe richtig lösen, sofern sie das Gut 10 Mark gelten lassen, seine Wirtschaftliche Dimension also in dieser Höhe als verbindlich anerkennen für ihre Entscheide über Kauf und Verkauf des Gutes. Da handelt es sich um alles andere als um die Lösung jener oben gekennzeichneten Erkenntnisaufgabe. Sodann drückt man auch auf dem Markte einheitlich die mannigfaltigen verfügbaren Güter größenhaft aus, alle einheitlich etwa durch ihre Wirtschaftliche Dimension. Die Stiftung der Wirtschaftlichen Dimension auf dem Markte ist aber eitel Gestaltung, und so entsteht die einheitliche Ausdrucksweise hier aus der Gleichsinnigkeit der Gestaltung und nicht aus der Identität von Erkenntnisbegriffen, die auf dem Boden sinnfreier Erfahrung aufwachsen.

Für den Physiker sind die rechnerischen Beziehungen unter den Maßzahlen, die Naturgesetze, ein Ziel seines Erkennens. Dem Wirtschafter aber geht es mit seinen Größenausdrücken um Gestaltungen. Will man den Größenausdruck nehmen als das, was er in der Wirtschaft ist, so muß man durch ihn hindurch auf die Gestaltungen sehen. Aus dem so erfaßbaren gestalteten Geschehen versteht der Wirtschafter alle Größenausdrücke. An diesem gestalteten Geschehen erfaßt der Wirtschafter auch alle Zusammenhänge, die ihn angehen, und nicht sieht er sie als rechnerische Beziehungen unter den Größenausdrücken. Die rechnerischen Verhältnisse der Zahlen untereinander kommen nur in jenen Zwischenrechnungen bei der Wirtschaftsführung in Betracht, in deren Ansatz schon die ganzen Entscheide stecken und deren Ergebnis der Wirtschafter wieder als gestalthaften Größenausdruck nimmt. Nur für diesen Einschub in seine Erwägung hält sich der Wirtschafter an die reinen Zahlen und führt mit ihnen Rechenoperationen aus[73].

4.

Wie wir uns früher auf die Seinsweise wirtschaftlicher Größeneinheiten besonnen haben, so wollen wir uns jetzt die Seinsweise der naturwissenschaftlichen Einheiten vor Augen führen und den Umgang, den der Physiker mit ihnen pflegt, betrachten. — Wir haben an der Einheit des Verfügbaren, insbesondere am Beispiel der altdeutschen Hufe, gesehen, daß sie als Einheit ganz und gar dem Gestalten entspringt, und ebenso entwickelt die wirtschaftliche Vernunft eine spezifische Vorstellung von Gleichheit. Der Physiker kann Größeneinheiten nur auf Grund seiner spezifischen Erfahrensweise festlegen. Als Längeneinheit z. B. gilt ihm die Länge oder ein gewisser Längenbruchteil eines bestimmten Stabes, dessen Eigenschaften sämtlich nur das Betrachten auf dem Grunde reinen sinnlichen Vernehmens entdeckt, und das experimentelle Bewerkstelligen sucht diese Eigenschaften dem Stabe zu erhalten. Die physikalischen Einheiten sind Objekte eines Erkennens, das auf dem reinen sinnlichen Vernehmen beruht und das der Physiker im methodischen Beobachten, im experimentellen Bewerkstelligen und in der physikalischen Theorie ausbildet. — Der Umgang mit Einheiten, die in der beschriebenen Weise spezifische Einheiten sind, kann ebenfalls nur ein Vorgang physikalischen Erkennens sein. Unter demselben Gesichtspunkt reinen Betrachtens, z. B. unter dem Gesichtspunkt der Länge, unter dem man die Längeneinheit festgelegt hat, geht man auch an andere Objekte heran: man vergleicht sie unter diesem Gesichtspunkt mit der Einheit. Dieser Vorgang heißt Messen; er führt zu einem Erkenntnisurteil, darin der Physiker dem untersuchten Objekt die Maßzahl beilegt. Wie das Messen in den verschiedenen Fällen tatsächlich vor sich geht, braucht uns hier nicht zu kümmern; uns geht nur an, welches grundsätzliche Verhalten zu Wirklichem ihm zugrunde liegt und von welcher Seinsweise das vom Messen Bestimmte ist. — Das Messen ist ein Vorgang eines spezifischen Erkennens. Es genügt nicht, daß man nur an einen Umgang mit einer Einheit und an Zahlenausdrücke denkt, um auch schon einen Meßvorgang vor sich zu glauben, während alles an ihm noch dunkel bleibt hinsichtlich seiner Seinsweise. Wenn man unter dem Messen nicht mehr den beschriebenen Tatbestand eines spezifischen Er-

kennens versteht, gelangt man zu unspezifischen „Allgemeinheiten", die sachleer sind, und glaubt nun überall ein Messen vor sich zu haben, wo tatsächlich etwas ganz anderes vorgeht.

Die durch Messen gewonnenen naturwissenschaftlichen Größenausdrücke sind Prädikate in Erkenntnisaussagen. Wenn man dagegen in der Wirtschaft ein Verfügbares größenhaft „ausdrückt", so läßt man es z. B. 10 Mark gelten, man kann es jederzeit auf dem Markte für 10 Mark kaufen; aber kaufen und überhaupt alle Vorgänge auf dem Markt sind Vorgänge der Gestaltung. 10 Mark als wirtschaftlicher Größenausdruck, als Wirtschaftliche Dimension eines Gutes, geht aus der gebildlichen Gestaltung hervor und betrifft auch wieder nur die vernunftgemäße Gestaltung der Gebilde. Es ergibt sich ein von Grund auf anderes Größendenken, wenn wir Wirtschaftsgebilde gestalten, als wenn wir in der Art der Naturwissenschaft ein erkennendes Denken in Größen üben. Der Größenausdruck 10 Mark in dem gebildlichen Gestaltungsvorgang ist als Größenausdruck etwas spezifisch anderes als der Größenausdruck 10 Meter, den der Physiker erhält, wenn er z. B. die Fallstrecke eines Körpers mißt, wobei es den Körper, den Vorgang des Falles, die Fallstrecke, die Fallzeit, das Instrument der Zeitablesung und den Maßstab nur gibt für das physikalische Erkennen, auf der Grundlage sinnlichen Vernehmens.

5.

Auch die Änderungen im Größenhaften sind für den Wirtschafter etwas von Grund auf anderes als für den Physiker. Der Physiker legt z. B. den nacheinander auftretenden Wärmezuständen Zahlen bei, die er Temperaturen nennt. Die Größe Temperatur ist ihm eine Variable, die nacheinander verschiedene Werte annimmt. Jede Veränderung im Naturgeschehen kennzeichnet der Physiker dadurch, daß eine Variable einen anderen Wert annimmt, der lediglich in rechnerischen Beziehungen zu anderen Werten steht derselben oder anderer Variablen. An diese Änderungen unter den Zahlenzeichen hält sich der Physiker, sie vertreten ihm den Wandel im Naturgeschehen, der erst so, größenhaft gefaßt, „objektiv" ist. — Die Zahlenänderungen

unter einer Variablen sucht er in eine feste rechnerische Beziehung zu den Änderungen unter anderen Variablen zu bringen, in eine Beziehung, die der weiteren experimentellen Erfahrung standhält. Unter dem einen Gesichtspunkt der Beobachtung, unter dem einen Größenbegriff ändert der Physiker die Erscheinungen nach einer gewissen Regel und sieht dann zu, was er unter dem anderen Gesichtspunkt beobachtet: z. B. läßt er beim freien Fall den Körper 5, dann 10, dann 15 Meter usw. fallen und sieht zu, welche Fallzeiten der Körper hat. In diesem Fall heißt der Fallweg die unabhängige, die Fallzeit die abhängige Variable. Das geregelte Fallen-lassen des Körpers ist experimentelles Bewerkstelligen. Ebenso kennt man bei der methodischen Beobachtung die Regel, nach der sich das Geschehen unter einem Gesichtspunkt der Betrachtung ändert: hier ist es etwa die Zeit, in der man in regelmäßigen Abständen beobachtet. Daß es möglich ist, eine Seite am Geschehen von vornherein zu beherrschen in Experiment und Beobachtung, kennzeichnet das Naturgeschehen als Geschehen und läßt die Vorstellung der unabhängigen und der abhängigen Variablen fassen. Diese Vorstellung gründet also in der spezifischen Weise, Geschehen auf der Grundlage sinnlichen Vernehmens zu entdecken. Die Veränderung, die der Physiker durch die verschiedenen Werte unter Variablen verfolgt, ist die spezifische Veränderung des Naturgeschehens, das er mit den Sinnen und im Experiment entdeckt.

Der Wirtschafter erarbeitet seine Größenausdrücke nicht als Zeichen, die er unter Gesichtspunkten einseitiger methodischer Beobachtung, unter Erkenntnisgrößenarten vergibt. Größenarten als Variable dieses Sinnes kennt er nicht. Zu der Vorstellung, eine Größe, etwa den „Marktpreis" eines Gutes, könne er als unabhängige Variable wählen, kann er grundsätzlich nicht kommen, weil diese Vorstellung nur sinnvoll ist gegenüber dem spezifischen Geschehen, das sich die Physik (Naturwissenschaft) im experimentellen Bewerkstelligen und methodischen Beobachten zugänglich macht. Das gesellschaftlich-geschichtliche Geschehen unseres Lebens ist von einem spezifisch anderen Vorgangssinn. So sind die Änderungen unter einer wirtschaftlichen Größenart als Änderungen etwas spezifisch anderes als die Änderungen einer physikalischen Variablen. Alle Änderungen von wirtschaft-

lichen Größen wie z. B. von Umsatzmengen, von Lohnhöhen usw. sind Änderungen in der Gestaltungslage. So sind die wirtschaftlichen Größenänderungen als solche. Erhöht man z. B. das Kapital einer Unternehmung auf das Doppelte, so ist nicht dies rechnerische Verhältnis unter den Zahlen wirtschaftlich von Belang, sondern es eröffnen sich jetzt ganz andere Möglichkeiten der Gestaltung, und zwar nicht als Folge einer „reinen Größenänderung", sondern jene Änderung in der Gestaltungslage, das ist die wirtschaftliche Größenänderung. Und ebenso ist das Stehenbleiben einer wirtschaftlichen Größe, z. B. des „Marktpreises" eines Gutes, ein Gestaltungstatbestand wirtschaftlichen Sinnes, ist der Ausdruck „stabiler Verhältnisse", ist aber nicht die mathematisch gedachte „Konstanz" einer variablen reinen Zahl und ist auch nicht die „Konstanz", die bei einer physikalischen Größe aus dem experimentellen Bewerkstelligen hervorgeht.

Man kann nicht die Änderungen in der Gestaltungslage zugeben aber auf sich beruhen lassen und dann meinen, man könne von ihnen ein „reines Quantitatives" abtrennen, eben die rein zahlenmäßigen Änderungen, sondern man hat, wenn man überhaupt etwas erfassen will, den vollen Tatbestand der wirtschaftlichen Größenarten und der Größenänderungen, wie das Leben selber sie darbietet, zu erfassen, und die erste Voraussetzung dafür ist, daß man die grundsätzliche Seinsweise der Wirtschaftsgrößen nicht verkennt. Zu der Seinsweise der wirtschaftlichen Größen gehört aber, daß ihre Änderungen als Gestaltungsänderungen erfaßlich sind. Für den Wirtschafter sind Größenänderungen nicht rechnerische Änderungen, die er als solche festhalten könnte.

6.

Ist es aber auch für die nationalökonomische Theorie wesentlich, von welcher Seinsweise die wirtschaftlichen Mengen und Größen im Leben selber sind? Muß die Theorie nicht ihre eigenen Aufgaben als Wissenschaft lösen, und muß ihr dann nicht jede Auffassung der Größen erlaubt sein, wenn sie nur ihr Ziel erreicht? So möge das Größendenken des Wirtschafters be-

schaffen sein wie es wolle, die Wissenschaft bildet möglicherweise ein eigenes Größendenken über die „wirtschaftlichen Erscheinungen" aus. Darf man denn überhaupt das Größendenken des Wirtschafters mit dem des Physikers vergleichen und muß man nicht vielmehr das wissenschaftliche Größendenken der nationalökonomischen Theorie zum Vergleich heranziehen? Möglicherweise muß sich jedes wissenschaftliche Größendenken der Mathematik bedienen, als wissenschaftliches müßte also jedes Größendenken dem anderen gleichen, und unsere Untersuchung der Seinsweise der wirtschaftlichen Größen könnte der nationalökonomimischen Theorie gleichgültig sein.

Wir wollen in unserem Gedankengang nicht eigentliche erkenntniskritische Fragen behandeln, an dieser Stelle aber doch das Notwendigste sagen. Was das naturwissenschaftliche Erfahren als seinen Stoff entdeckt, das ist durch diese Art des Erfahrens von vornherein schon danach angetan, lediglich Gegenstand des naturwissenschaftlichen *Erkennens* zu sein: nirgend sonst im Leben verstehen wir uns zu dem reinen sinnlichen Vernehmen. Folgerichtig entwickelt die Naturwissenschaft gegenüber der von ihr entdeckten Mannigfaltigkeit des sinnlich Gegebenen ein Größendenken, das nichts anderes ist als ein eindeutiges Bezeichnen und Ordnen des Erfahrenen.

Die Nationalökonomie befindet sich von vornherein in einer anderen Lage. Jeden wirtschaftlichen Tatbestand und auch die Mehrzahl der Größenausdrücke schafft die *Wirtschaftsgestaltung selber*, gemäß einer „Idee", einem „*schöpferischen Begriff*" (v. Gottl-Ottlilienfeld) von diesem Tatbestand. Sie entwirft vorweg den schöpferischen Begriff, nach und nach hebt sie ihn nachdrücklicher ins Bewußtsein, ständig sucht sie ihn weiter zu klären und festzuhalten. Die Nationalökonomie steht daher nicht so wie die Physik vor dem ihr Gegebenen; die Tatbestände des Zusammenlebens, die sie vorfindet, tragen immer schon in sich ihren Sinn und Begriff, das gehört zu ihrer Seinsweise als Tatbestände; die Wissenschaft kann sie nur noch *erfassen* als das, was sie *im Leben selber schon sind*, und kann sie ausbilden zu dem, was sie sein können und sollen in der Gestaltung zu Zusammenleben. So tragen auch die wirtschaftlichen Größenausdrücke, da sie *Geschöpfe der Gestaltung*

sind, ihren Gestaltungsgehalt in sich, etwa den, der Wochenlohn eines Arbeiters, das Kapital einer Unternehmung, ein Zinsfuß usw. zu sein. Die Nationalökonomie muß sie so voll wie möglich erfassen wie sie im Leben selber sind. Sie mag darin mehr oder weniger weit gehen je nach ihrer Aufgabe. Unerläßlich aber ist, daß sie die grundsätzliche Seinsweise der Größen erfaßt und niemals aus den Augen verliert. Das Erfahren und Denken im Geiste der Naturwissenschaft ist eine frei eingenommene Grenzhaltung des Daseins; die Nationalökonomie dagegen ist dazu verhalten, die vom Leben geschaffenen Gestaltungsgehalte besinnlich nach-zudenken und zu klären und so ihren Dienst an der Gestaltung zu leisten; sie hat als Wissenschaft die Aufgabe, die höchste Form der Selbstbesinnung der Wirtschaftsgestaltung zu sein. Auf diese Weise hat die Nationalökonomie bestimmt nicht ein Eigenleben als Wissenschaft, daß sie sich über die Seinsverfassung der wirtschaftlichen Tatbestände hinwegsetzen, sich in beliebigen „Auffassungen" ergehen könnte nach ihren vermeintlichen eigenen Bedürfnissen.

Die Nationalökonomie kann aus den wirtschaftlichen Mengen und Größen nichts anderes machen, als was sie im Leben sind: Tatbestände der Gestaltung! Aufgabe der Theorie kann nur sein hinsichtlich der Größentatbestände (Größenarten oder Größen schlechthin) wie Kapital, Wirtschaftliche Dimensionen, Lohn, Ertrag der Unternehmung usw., sie herauszuarbeiten, den schöpferischen Begriff von ihnen, ihre „Idee" zu erfassen. Im Leben zeigen die Größentatbestände dann immer eine bestimmte Höhe: Wochenlohn eines Arbeiters „in Höhe von" 40 Mark. (Zur Terminologie: wenn man statt Größentatbestand Größenart sagt, kann man den „Wochenlohn von 40 Mark" als „die Größe" bezeichnen.) Die Größenausdrücke „40 Mark", „20 Hektar" usw. veröffentlichen die Höhen und damit immer Gestaltungsverhältnisse. Die Zahlen in den Ausdrücken sind technische Werkzeuge der Veröffentlichung. — Der Physiker kennt Größentatbestände im obigen Sinn überhaupt nicht. Er „definiert" einen Größenbegriff als einen Erkenntnisbegriff seines spezifischen, sinnfreien Erkennens; und einen Größenbegriff, z. B. den der Temperatur, auszubilden, heißt für ihn, die Regeln festzulegen, nach denen er verbindlich aufgezeigten Zuständen

Zahlen als Stellenzeichen beilegen kann. Die physikalischen Größenausdrücke sind Prädikate in Erkenntnisaussagen über die Zustände. Die Zahlen in diesen Größenausdrücken sind die Stellenzeichen, deren mathematische Eigenschaften dem Bedarf der Physik entsprechen: die mathematischen Eigenschaften z. B. der reellen Zahl, des Vektors usw. machen diese mathematischen Gegenstände gerade geeignet als Darstellungsmittel in der Hand des Physikers.

C. Der Zusammenhang in der Wirtschaft und der Zusammenhang unter physikalischen Größen

I.

Im Zweiten Teil haben wir uns auf den wirtschaftlichen Zusammenhang als solchen besonnen und gefunden, daß mit ihm als Zusammenhang etwas Spezifisches vorliegt. Um diese Einsicht zu vertiefen, wollen wir den Zusammenhang unter den physikalischen Größen als Zusammenhang untersuchen. Denn möglicherweise entspricht jeder spezifischen Erfahrensweise eine eigene Vorstellung von Zusammenhang, und so könnte durch den Vergleich spezifischer Zusammenhangsarten das ihnen eigentümliche deutlicher heraustreten.

Den Zusammenhang, den der einzelne Naturvorgang für sich aufweist, wollen wir zunächst betrachten. Was heißt es, Zusammenhang zu sein unter dem Beobachteten eines Vorgangs? Wie begegnet der Naturzusammenhang dem Erkennen? Ist er gar ein selber Beobachtetes? — Die letzte Frage kann man gleich verneinen. Wirklich beobachtet ist z. B., daß ein Körper jetzt hier, dann dort usw. ist. Also an lauter einzelnen „Zeitpunkten“ und „Raumpunkten“ ist der Körper in der Beobachtung gegeben; etwas, das man Zusammenhang nennen könnte, zwischen dem Beobachteten, ist nicht mitgegeben. Aber welcher Herkunft ist dann der Zusammenhang unter den physikalischen Größen? — Die Beobachtung als solche müssen wir genauer untersuchen. Eine Beobachtung an einem Vorgang steht niemals allein. Nicht nur gilt, daß der Physiker sie

wiederholt, um ihr Ergebnis zuzuschärfen, sondern er macht nacheinander verschiedene Beobachtungen. So beobachtet er den Körper hier und dort und dort, jetzt und dann und dann. Er bekommt damit eine Folge von Daten, die je unter einem bestimmten Gesichtspunkt der sinnlichen Betrachtung sich ergeben: in dem angeführten Beispiel unter dem Gesichtspunkt des zurückgelegten Weges und unter dem der gebrauchten Zeit. — Das naturwissenschaftliche Datum kommt als solches nur zustande durch den Bezug von (mindestens) zwei Gesichtspunkten der Betrachtung aufeinander. Der Physiker gibt dem isolierten Geschehen einen Ausgangspunkt und stellt — im Falle der Bewegung eines Körpers — fest: nach einer Sekunde ist der Körper dort, nach zwei Sekunden ist er dort, nach drei Sekunden dort usw. Die Veränderung liegt unter dem einen Gesichtspunkt gemäß einer Regel fest, und die Veränderung unter dem anderen Gesichtspunkt bezieht man auf sie. So kann man die Daten auch als eine Mannigfaltigkeit von Beziehungssätzen aussprechen: wenn der Körper sich eine Sekunde bewegt hat, hat er die und die Raumstrecke durchmessen, wenn er zwei Sekunden gebraucht hat, so . . . usw.

Hier meldet sich so etwas an, das man Zusammenhang nennen kann. Man muß den Vorgang immer unter mindestens zwei Gesichtspunkten zugleich betrachten. Die Daten unter dem einen Gesichtspunkt stehen von vornherein in einem bestimmten Verhältnis zueinander, also „in einem Zusammenhang" untereinander, weil man sie frei gewählt hat nach einer Regel. Dieser zum Größenbegriff ausgebildete Gesichtspunkt der Betrachtung heißt die unabhängige Variable. Die Daten, die sich unter dem anderen Gesichtspunkt ergeben, weisen zunächst nur Unregelmäßigkeit auf. Es ist nun eben die Aufgabe, auch für sie eine Ordnungsregel zu finden, wie man sie für die Werte der unabhängigen Variablen von vornherein kennt. Anders gewendet besteht die Aufgabe darin, einen rechnerischen Ausdruck zu finden, der den Daten der unabhängigen Variablen die im Experiment gefundenen Werte der abhängigen zuordnet. Der rechnerische Ausdruck soll dies aber nicht nur bei dem einen oder anderen Paar von Daten leisten, sondern für alle Datenpaare des betreffenden Vorgangs. Zweifach also, aber doch ein-

heitlich zeigt sich hier so etwas wie Zusammenhang. Einmal ordnet man die Daten, die unter den beiden Gesichtspunkten einander entsprechen, einander zu, zum andern faßt man alle Datenpaare in ihrem Nacheinander noch zusammen.

Der Zusammenhang des einzelnen Naturvorganges, wie die Naturwissenschaft ihn kennt, ist als Zusammenhang von spezifischer Art. Der Physiker erarbeitet ihn als die Möglichkeit, einen rechnerischen Ausdruck zu finden, einen Satz, ein Gesetz, das die unter dem einen Gesichtspunkt beobachteten Daten umsetzen läßt in die Daten der anderen Größenart; so daß sich sagen läßt: wenn man unter diesem Gesichtspunkt dies beobachtet, so beobachtet man unter jenem Gesichtspunkt jenes. Wenn der Naturwissenschafter die Möglichkeit gewonnen hat, derartig Daten einheitlich einander zuzuordnen, so hat er einen Naturzusammenhang erarbeitet. Man darf in einem Naturvorgang nicht einen „realen", „substantiellen" Zusammenhalt suchen, das wäre nicht im Geiste der Naturwissenschaft gedacht. Der Zusammenhang eines Naturvorganges besagt vielmehr die Möglichkeit, einen Satz aufzustellen und ihn experimentell bestätigt zu finden, sooft man einen der Art nach gleichen Vorgang untersucht.

2.

Die Daten erarbeitet der Physiker als Erkennender auf der Grundlage reinen Vernehmens durch die Sinne, ihr Zusammenhang ist die Möglichkeit, sie alle in eins und einheitlich auszudrücken. Für den Naturwissenschafter kann Zusammenhang auch gar nichts anderes mehr sein. Er hat durch die ihm eigene Erfahrensweise allen daseinsmäßigen, willensmäßigen, gestalthaften Zusammenhang und überhaupt unsere ganze Daseinswelt ausgelöscht; für ihn gibt es nur noch die Mannigfaltigkeit des sinnlich Wahrgenommenen. Er denkt darüber folgerichtig so weiter, daß er es eindeutig und geordnet benennt durch Zahlen; in dieser Weise denkt er größenhaft über das Wahrgenommene. Lassen sich diese Zeichen für das Wahrgenommene, lassen sich also die Daten in rechnerische Verhältnisse bringen, die der Überprüfung standhalten, so hat er einen Zusammenhang

erarbeitet, der für ihn einzig noch als Zusammenhang in Frage kommen konnte: er hat die Möglichkeit entdeckt, alle am untersuchten Vorgang festgestellten Daten einheitlich auszudrücken und somit Aussagen und Voraussagen zu machen. So sehen wir, daß das, was der Physiker mit Zusammenhang meint, nur vom Boden aus seines eigentümlichen Erfahrens zu suchen und zu finden ist, daß also als Zusammenhang hier etwas Spezifisches vorliegt.

Deutlicher wird dies noch, wenn wir uns erinnern, wie der Wirtschafter Zusammenhang versteht. Für ihn sind Zusammenhänge nicht bloße Beziehungen oder Verhältnisse unter Tatbeständen, die „zusammenhängen", sondern die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens sind selber Tatbestände, nach und nach auf- und ausgebaut nach ihrem schöpferischen Begriff. Sie sind gestalthafte Willenstatbestände, die von sich aus ihren schöpferischen Begriff, ihren „Sinn", in sich tragen und darum grundsätzlich zu erfassen sind als das, was sie sind. Sie sind auch nicht Beziehungen unter Größen, rechnerische Verhältnisse. Wenn der Wirtschafter an seiner Gestaltungsaufgabe selber wirkt und nicht gerade jene oben erwähnte Zwischenrechnung macht, so hält er sich bei den Größenausdrücken gar nicht auf, sein Blick dringt durch sie hindurch zu der Fülle der gestaltenden Entscheide, aus denen sie immer wieder hervorgehen in mannigfachem Wechsel, und hier, unter den Gestaltungsmaßregeln, -maßnahmen und -entscheiden, erfaßt er die Zusammenhänge, denen sie gehorchen. Die Zusammenhänge im Wirtschaftsleben sind Willensinhalte, die z. B. besagen, wie gewisse Maßnahmen einander folgen sollen. Hier, gleichsam am Orte der wirtschaftlichen Willensbildung, liegt der wirtschaftliche Zusammenhang. Auf dem Gleichbleiben dieser Gestaltungszusammenhänge beruht es, daß z. B. auf den Märkten auch gleichbleibende Größenverhältnisse eine Zeitlang sich halten können. Aber es ist nicht sinnvoll, sich an diese zeitweise „konstante" Größenbeziehung zu halten, sie für den wirtschaftlichen Zusammenhang zu halten, wenn man die Möglichkeit hat — und die hat man grundsätzlich — weiter vorzudringen, bis dorthin nämlich, von wo aus das zeitweise Gleichbleiben und auch jede Veränderung der Größen sich wahrhaft befriedigend

erklären läßt: aus den Zusammenhängen der verstehbaren Gestaltungsmaßnahmen aller beteiligten Wirtschaftsgebilde.

So finden wir, daß spezifisch verschiedenen Erfahrensweisen ebenso spezifisch verschiedene Vorstellungen von Zusammenhang entsprechen[74]). Die Rede von Zusammenhang schlechthin besagt also gar nichts. Da muß immer erst angegeben sein, ob der daseinsmäßige Zusammenhang gemeint ist, der von sich aus schon etwas ist, zu dem man willensmäßig Stellung nehmen kann usw., oder ob an den Naturzusammenhang, wie die heutige Naturwissenschaft ihn versteht, gedacht ist, der die Möglichkeit einheitlichen Ausdrückens von Daten bedeutet. Diese spezifische Art, Zusammenhang zu sein, läßt sich nun nicht nur für den einzelnen Vorgang, sondern auch für „die Natur als Ganzes" nachweisen.

Die physikalische Empirie geht darauf aus, die einzelne Geschehensgestalt herauszuarbeiten und sie zu beschreiben, indem sie die bleibende Abhängigkeitsbeziehung der Daten aufstellt, die unter den für die Bestimmung des Vorgangs nötigen Größenarten gewonnen sind. Über ihre Empirie hinaus arbeitet dann die Physik erst Theorien aus. Sie sucht umfassendere Gesichtspunkte zu gewinnen, unter denen sich die empirischen Gesetze wieder einheitlich ordnen lassen. Die empirischen Gesetze erkennt der theoretische Physiker als Sonderfälle und Ableitungen von allgemeineren Grundsätzen. Diese bedeuten ihm nun den Zusammenhang in einem ganzen „Gebiet" von Naturerscheinungen. Möglicherweise gelingt es ihm sogar, mehrere solcher „Gebiete" zusammenzuschließen auf Grund gemeinsamer Grundgleichungen. So ist also auch der umfassendere Zusammenhang in einem ganzen Erscheinungsbereich die je bestimmte Möglichkeit, die empirischen Einsichten einheitlich auszudrücken. — Die Daten sind jeweils andere, je nach der gröberen oder feineren Beobachtung, und auch die Masse der Beobachtungen ändert sich. Entsprechend wechseln auch die Theorien der Naturwissenschaft und die „Weltbilder", die den Naturzusammenhang vertreten. Der Physiker ist genötigt, sein geändertes Erfahrungsmaterial immer wieder von neuem auszudrücken. Solches Auswechseln und Ersetzen von theoretischen Anschauungen durch andere, die mehr Daten und diese besser

darzustellen erlauben als frühere Theorien, macht die Eigenart der Geschichte naturwissenschaftlichen Denkens aus. Immer nur auf Widerruf entwirft der Theoretiker hier den Naturzusammenhang im großen. Die Zusammenhänge im Wirtschaftsleben hingegen tragen es als sinnhafte Tatbestände selber in sich, wie der Wirtschafter und der Wirtschaftstheoretiker sie zu verstehen haben. Sie sind ursprünglich da für die gestaltende Tat; im geschichtlichen Fortgang dieses Erkennens kann es sich nur darum handeln, die „an sich" seienden Zusammenhänge im Wirtschaftsleben weiter aufzudecken, schärfer zu erfassen, ins Feinere zu verfolgen. Die nationalökonomische Theorie kann aber nicht Zusammenhang entwerfen in der Art von „Weltbildern", da ihr der Ausgangsstoff der nur beobachteten, mannigfaltigen Daten fehlt und die allein dazu gehörige Vorstellung von Zusammenhang.

D. Größendenken und Mathematik

I.

Eine Untersuchung des physikalischen Größendenkens muß beachten, welche Rolle die Mathematik in der Physik spielt. Wenn man sich die genaue und fruchtbare Zusammenarbeit dieser beiden Wissenschaften vor Augen hält, und vor allem die Eigenschaft der Mathematik, eine lediglich „formale" Wissenschaft zu sein, so kann man fragen, ob dies Verhältnis der Mathematik zur Physik ein einzigartiges ist oder ob nicht auch andere Erfahrungswissenschaften gut daran täten, sich der Mathematik zu bedienen, nach dem Vorbilde der Physik. Wir müssen uns darum Klarheit verschaffen über das grundsätzliche Verhältnis der Mathematik zur Physik und zu den Sozialwissenschaften.

Im Experiment habe der Physiker einen Metallstab vor sich, der in der Art eines Wagebalkens an einer Stelle unterstützt ist und an dessen Enden Gewichte hängen. Sie befinden sich im Gleichgewicht, und der Physiker möge ihre Verhältnisse zu den Hebelarmen untersuchen (Hebelgesetz). Mit lauter Gegenständen seiner sinnlichen Anschauung hat es der Physiker hier zu tun. Er weiß, daß z. B. die Unterstützungsstelle eine Fläche ist, die er

zwar möglichst klein zu halten sucht, um die Reibungswiderstände zu verringern, die aber doch immer eine Fläche bleibt. Die Länge des Stabes und also der Hebelarme kann er nur angenähert feststellen: schon die Definition der Länge dieses Stabes ist ungenau, da man schwanken kann, welche Punkte auf den Endflächen als die Enden des Stabes gelten sollen; zu dieser „Definitionsungenauigkeit" treten noch die „Messungsfehler", die aus den Wahrnehmungsvorgängen bei der Messung entspringen[75]). Die Ausdrücke, die er schließlich gewinnt, sind daher nur „Näherungsausdrücke zwischen Maßzahlen von näherungsweise definierbaren Größen[76])". Dies Wissen aber um die Ungenauigkeiten seines experimentellen Bewerkstelligens und die nur näherungsweise Geltung seiner Aussagen zeigt, daß der Physiker nicht nur diese Vorrichtung aus Metall usw. vor Augen hat, sondern daß er sie beurteilt nach einer gewissermaßen „idealen" Vorrichtung, bei der die Hebelarme Strecken, die Stütz- und die Angriffsstellen Punkte usw. sind. — Strecke, Punkt, Gerade usw., die Bestimmungsstücke dieser „idealen" mechanischen Vorrichtungen, sind als solche nicht mehr mit dem sinnlichen Vernehmen zu entdecken. Sie sind schon mathematische Gegenstände, und die Mathematik ist keine Erfahrungswissenschaft. Aber sie stehen doch in einem gewissen Zusammenhang mit der Seinsweise des sinnlich Vernehmbaren. Wie diese sind sie in einem reinen, sinnfreien Betrachten gegeben. Wenn der Physiker von dem sinnlich wahrgenommenen Messingstabe, der nach aller Beobachtung gerade ist, weiterdenkt zur mathematischen Strecke, diese gewissermaßen hineindenkt in den Stab, schon wenn er ihn als gerade beurteilt, so legt er damit in den Stab etwas hinein, was der Seinsweise dieses sinnfrei entdeckten, physikalischen Gegenstandes angemessen ist.

Wenn die Mathematik als Geometrie in eigener Weise mit Punkten, Geraden, Ebenen umgeht, etwa in der Art der „Grundlagen der Geometrie" von D. Hilbert, ändert sich nichts daran, daß jene Gegenstände des geometrischen Denkens in spezifischer Weise, nämlich sinnfrei gegeben sind. Die Punkte, Geraden und Ebenen führt Hilbert zunächst als „Dinge" schlechthin ein. Er nennt dann einige „gegenseitige Beziehungen" jener „Dinge", wie „liegen", „zwischen", „parallel" usw. „Die genaue

und vollständige Beschreibung dieser Beziehungen erfolgt durch die Axiome der Geometrie"[77]. Wie die Beziehungen gegeben und also ihrer Seinsweise nach bestimmt sind, sagt Hilbert dann gleich im nächsten Satze. „Die Axiome der Geometrie gliedern sich in fünf Gruppen; jede einzelne dieser Gruppen drückt gewisse zusammengehörige Grundtatsachen unserer Anschauung aus." Diese Anschauung kann keine andere sein als eine sinnfreie, die zwar nicht mit dem sinnlichen Vernehmen zu verwechseln ist, die aber das Grundsätzliche an dieser letzteren, gleichsam ihr „logisches" Gerüst, entdeckt.

Ein spezifisches, nämlich ein sinnfreies Denken bleibt die Mathematik auch, wenn sie die geometrischen Vorgänge mit Punkten, Geraden usw. „arithmetisiert", d. h. den geometrischen Objekten umkehrbar eindeutig Zahlen zuordnet. Die Zahlen sind dem Mathematiker geordnete Zeichen, die als solche so entworfen sind, daß er mit ihnen die Eigenschaften der geometrischen Gebilde ausdrücken kann. Die verschiedenen Zahlenbereiche (natürliche Zahlen, rationale Zahlen, reelle Zahlen usw.) sind gewissermaßen Werkzeuge, mit denen man die Erscheinungen im sinnfreien Anschaulichen, aber auch nur diese, erfaßt. Für das physikalische Messen von Strecken kommt man schon mit den rationalen Zahlen aus. Die geometrische Gerade aber kann man schon nicht mehr mit den rationalen Zahlen vollständig besetzen; der Bereich der rationalen Zahlen weist noch Lücken auf. Der Mathematiker entwirft ein neues Instrument der Darstellung; ausdrücklich stellt er sich diese Aufgabe der Zeichenkonstruktion. „Will man nun", so sagt Dedekind[78], „was doch der Wunsch ist, alle Erscheinungen in der Geraden auch arithmetisch verfolgen, so reichen dazu die rationalen Zahlen nicht aus, und es wird daher unumgänglich notwendig, das Instrument R, welches durch die Schöpfung der rationalen Zahlen konstruiert war, wesentlich zu verfeinern durch eine Schöpfung von neuen Zahlen der Art, daß das Gebiet der Zahlen dieselbe Vollständigkeit oder, wie wir gleich sagen wollen, dieselbe Stetigkeit gewinnt, wie die gerade Linie." Man bestimmt die Lücken im Bereich der rationalen Zahlen wieder mit Hilfe von rationalen Zahlen, als „Schnitte" oder als Intervallschachtelungen, und da man zeigen kann, daß man mit diesen Intervallschachtelungen rechnen

kann wie mit Zahlen, anerkennt man sie als Zahlen und nennt sie Irrationalzahlen. Man faßt sie mit den rationalen Zahlen zusammen zum Bereich der reellen Zahlen, die nun als lineares Kontinuum die Gerade „abbilden". — Die Zahlen sind dem Mathematiker geordnete Zeichen, ihre Bereiche sind Mannigfaltigkeiten von Stellenzeichen. Ihre Eigenschaften als Zahlen sind alleinig durch ihre Aufgabe bestimmt, das sinnfrei Anschauliche abzubilden, d. h. ihm umkehrbar eindeutig zugeordnet zu sein und die Vorgänge im sinnfrei Anschaulichen durch Operationen mit ihnen darzustellen (Rechenoperationen). — Diese Operationen bezeichnet der Mathematiker als „logische" und er hebt ihren Unterschied gegenüber dem Anschaulichen hervor. Allerdings hat er jetzt nicht mehr nötig, bei seinem Gedankengang wiederholt aus der Anschauung zu schöpfen. Aber in den Instrumenten selbst seines Denkens, in den Zahlen als Stellenzeichen und ihren Operationen liegen noch die Schemata des sinnfreien Anschaulichen, und nur dieses Anschaulichen.

Wie das sinnfreie Anschauliche als Anschauliches überwunden wird durch die „Arithmetisierung", wie aber seine Grundzüge doch aufbewahrt bleiben, wollen wir uns an einem Beispiel noch einmal vergegenwärtigen. Physikalische Gegenstände, wie Kraft und Geschwindigkeit, stellt man dar als gerichtete Strecken. Das ist der Schritt von den physikalischen Gegenständen zu geometrischen. In der analytischen Geometrie wieder ist die gerichtete Strecke, die durch ihren Anfangs- und ihren Endpunkt, also durch ein geordnetes Punktepaar bestimmt ist, die Veranschaulichung des Vektors. Alle Strecken gleicher Länge und Richtung veranschaulichen denselben Vektor. „Es ist der logische Prozeß der Abstraktion, der vom Punktepaar zum Vektor führt. Es wird von allem außer Länge und Richtung abgesehen. Anders ausgedrückt, es werden zwei gerichtete Strecken als gleich angesehen, wenn sie durch Parallelverschiebung auseinander hervorgehen. Der Vektor erscheint dann als die Klasse dieser gerichteten Strecken. Eine jede kann zu seiner Darstellung Verwendung finden[79])." Für den Umgang mit den Vektoren stellt man bestimmte Regeln auf, die den Regeln für die Operationen mit Zahlen ähnlich sind, die Operationen benennt

man ähnlich wie die Rechenoperationen und führt für die Vektoren Symbole, etwa kleine deutsche Buchstaben, ein. So kann man mit den Vektoren „rechnen", ohne wieder die Hilfe der Anschauung in Anspruch zu nehmen, und doch läßt sich das Ergebnis der Rechnung wieder „veranschaulichen".

Auch mit der Vektorrechnung bildet der Mathematiker eine „Logik" aus, eine spezifische „Logik" aber des sinnfrei Anschaulichen. Auch bei den größten Verallgemeinerungen, beim Übergang etwa zu Operationen mit einer n-dimensionalen Vektormannigfaltigkeit, von denen allerdings keine Veranschaulichungen mehr möglich sind, bleibt man im sinnfreien Denken. Die Denkinstrumente, die man da ausbildet, kann man angemessen nur auf sinnfrei Erfahrenes anwenden. Es gibt keine Abstraktion vom Boden des sinnfrei Anschaulichen aus, durch die man plötzlich den Bereich des sinnfreien Erfahrens und Denkens verließe. Es mag dahin gestellt bleiben, ob es überhaupt Denkinhalte von solcher Allgemeinheit geben kann, daß sie unspezifisch oder überspezifisch wären. Die mathematischen Denkverfahren jedenfalls mit Zahlen (Skalaren) und Vektoren sind nicht von solcher Allgemeinheit; sie gehören zu einer spezifischen „Logik" des sinnfreien Erfahrens und Denkens.

2.

Wo man in Erfahrungswissenschaften Mathematik anwendet, bedient man sich vor allem auch des Funktionsbegriffes. Wir wollen untersuchen, ob man ihn ohne weiteres oder nur auf Grund bestimmter spezifischer Erfahrensweisen anwenden kann. Für unsere Zwecke genügt es, daß wir von der elementaren Definition des Funktionsbegriffes ausgehen. Danach heißt y eine Funktion von x, wenn es eine Rechenvorschrift gibt, die den, in einem Intervall gegebenen, Werten von x Werte von y zuordnen läßt. Dreierlei wollen wir am Funktionsbegriff herausheben. Erstens: es handelt sich um eine rechnerische Abhängigkeitsbeziehung unter Größenausdrücken. Zweitens: eine der Veränderlichen ist in ihrem Intervall frei veränderlich. Drittens: die Funktionalbeziehung ist eine Aussageform.

Den mathematischen Funktionsbegriff kann man angemessen nur in solchen Erfahrungsbereichen anwenden, in denen die Zusammenhänge rechnerische Abhängigkeitsbeziehungen unter Größenausdrücken besagen. Nachdem man in solchen Wissenschaften Größenausdrücke erarbeitet hat, ist es nicht nur eine mögliche und fruchtbare Leistung des Erkennens, unter ihnen rechnerische Abhängigkeiten aufzufinden, diese Wissenschaften erreichen damit ihr Erkenntnisziel. Dies kann man aber nur von den Wissenschaften sagen, die auf dem reinen sinnlichen Vernehmen, auf dem sinnfreien Erfahren also, beruhen.

In der Wirtschaft, und also für die Wirtschaftswissenschaft, sind die rechnerischen Beziehungen unter den Größenausdrücken noch keine Zusammenhänge. Als Zusammenhang liegt in der Wirtschaft etwas ganz anderes vor, Willenstatbestände nämlich, als Zusammenhänge unter dem Nicht-größenhaften. — Wenn die Statistik rechnerische Verhältnisse unter wirtschaftlichen Größenausdrücken findet, die eine gewisse Zeit hindurch unverändert bleiben, so ist das etwas grundsätzlich anderes als die Gesetzesuche der Physik[80]. Die Statistik weiß — solange sie ihre Aufgabe recht versteht — daß sie in jenen verharrenden rechnerischen Verhältnissen nur Anzeichen sehen kann für die gestalthaften Zusammenhänge, die in der Wirtschaft die einzigen Zusammenhänge sind. Für die Physik aber sind die Funktionsausdrücke die einzigen Zusammenhänge, die sie erarbeiten kann.

Der Mathematiker unterscheidet am Funktionsausdruck die unabhängige von der abhängigen Veränderlichen. Die Unabhängige ist veränderlich nach einer von ihm gewählten Regel. Wenn aber eine Erfahrungswissenschaft den Funktionsbegriff anwenden will, so muß ihr Gegenstand seiner Seinsweise nach so beschaffen sein, daß man ihm unter einem Gesichtspunkt der Betrachtung Bedingungen stellen kann nach einer Regel. Wir wissen, daß nur das sinnfrei entdeckte Naturgeschehen von dieser Seinsweise ist als Geschehen.

Die Funktion ist lediglich eine Aussageform, eine einheitliche Ausdrucksweise für eine Mannigfaltigkeit von Zuständen. Darum kann man den Funktionsbegriff nur in solchen Erfahrungswissenschaften angemessen anwenden, in denen die Aufgabe, Zusammenhang aufzudecken, so gestellt und damit auch erschöpft

ist, daß man Ausdrücke zu finden hat für das mannigfaltige Erfahrene. Dem Wirtschafter aber stellt sich diese Aufgabe nie; er gestaltet in Zusammenhang, der ein Tat- und Vernunftzusammenhang ist. Dieser Zusammenhang ist selber ein Willenstatbestand, in den man verstehend eindringen kann. Ausdrücklich diese Möglichkeit also öffnet sich den Sozialwissenschaften. Daß man lediglich Ausdrücke zu finden hat für eine Mannigfaltigkeit des Erfahrenen, diese Aufgabe stellt sich nur gegenüber dem sinnfrei Erfahrenen, das nicht mehr das (menschliche) Dasein ist.

Es ist also auch der mathematische Funktionsausdruck durchaus nicht so „formal", daß er immer und überall den Zusammenhang unter Größen bezeichnen könnte. Zusammenhang ist als solcher etwas spezifisch Verschiedenes, je nachdem, auf Grund welcher Erfahrensweise er vorgestellt wird, und insbesondere kommt es auf die Seinsweise der Größen an, um darüber zu entscheiden. Nimmt man z. B. die wirtschaftlichen Größen als das, was sie sind, so kann man sie nicht aus den flüchtigen rechnerischen Beziehungen unter ihnen „erklären". Sie hängen vielmehr nur mittelbar zusammen, über die ungrößenhafte Gestaltung hinüber; und so stellt sich die Aufgabe erst gar nicht, Funktionsausdrücke für sie zu suchen. Auch hier zeigt sich also wieder, daß das mathematische Denken nicht ein „leeres", „rein formales" Denken ist, sondern daß es die „Logik" eines spezifischen Denkens ist, des sinnfreien nämlich.

3.

Soweit die Mathematik die Mittel für ein Größendenken ausbildet, ist dies Größendenken ein spezifisches auf der Grundlage sinnfreien Erfahrens. Was die Mathematik als Zahlen entwickelt, die Systeme von Zeichen, das entspricht nur den Bedürfnissen eines sinnfreien Erkennens auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens. Dasselbe konnten wir von den Begriffen des Vektors und der Funktion zeigen. Aber dies sind nur einzelne Beispiele; es läßt sich allgemein sagen, daß die Mathematik die Denkmittel für ein sinnfreies Größendenken, aber auch nur für dieses, ausbildet.

Die Mathematik ist indessen längst darüber hinausgegangen, nur für Größenhaftes die Denkformen bereitzustellen. Es gibt „ganze Zweige der Mathematik, in denen gar nicht von der Vergleichung von Größen die Rede ist, wie z. B. die Kombinatorik und die Gruppentheorie, die projektive Geometrie und die Analysis situs, die Zahlentheorie; auch die Algebra der Logik wird hierher zu rechnen sein"[81]). Vielfältig sind die Bemühungen, Gegenstand und Denkweise der Mathematik auf dieser Grundlage neu und umfassend zu kennzeichnen[82]). Mögen aber die Forscher in Einzelheiten voneinander abweichen, so kommen sie im wesentlichen doch darin überein, daß vor den Begriff der Größe der Begriff der Ordnung, und allgemeiner der Begriff der Beziehung unter „gedachten" Gegenständen, getreten ist. „Die reine Mathematik ist nach moderner Auffassung allgemeine hypothetisch-deduktive Relationslehre, sie entwickelt die Theorie logischer Leerformen, ohne sich an die eine oder andere mögliche inhaltliche Interpretation zu binden[83])." — Wir müssen uns die Frage vorlegen, ob man die Mathematik, nachdem sie so ihren Gegenstandsbereich erweitert und ihre Denkweisen verallgemeinert hat, nicht doch in sozialwissenschaftlichen Theorien anwenden kann. Ist schließlich nicht jede Theorie ein hypothetisch-deduktives System?

Gegenstand, Ordnung, Beziehung, das sind zunächst noch farblose Ausdrücke. Wir müssen zusehen, was der Mathematiker dabei denkt, und dann erst können wir gewahr werden, für welche Art von Erfahrungsgegenständen diese mathematischen Vorstellungen das „logische" Gerüst abgeben können, oder ob sie gar gegenüber jedem Erfahrungsgegenstand diese Rolle spielen können. — Wie der Mathematiker es mit der Einführung der Gegenstände seines Denkens hält, ist schon kennzeichnend für seine Denkweise. Sie sind ihm zu Beginn seines Gedankenganges nichts als „gedachte Dinge", „gedankliche Elemente", eine „Mannigfaltigkeit" usw. So haben wir z. B. gesehen, wie D. Hilbert in seinen „Grundlagen der Geometrie" von „drei verschiedenen Systemen von Dingen" ausgeht, die „wir denken" und die Punkte, Gerade und Ebenen heißen. Hilbert geht dann sogleich über zu „gewissen gegenseitigen Beziehungen" unter jenen „Elementen", und diese selber gewinnen all ihren sach-

lichen Gehalt erst aus den Axiomen über jene „gegenseitigen Beziehungen". Zu den Axiomen Hilberts sagt E. Cassirer: „Gegenüber der Euklidischen Begriffsbestimmung, die die Begriffe des Punktes und der Geraden, von denen sie ausgeht, als unmittelbare Gegebenheiten der Anschauung nimmt und die ihnen somit von Anfang an einen bestimmten unabänderlichen Inhalt aufprägt, wird hier der Bestand der ursprünglichen geometrischen Objekte ausschließlich durch die Bedingungen bestimmt, denen sie gehorchen. Den Anfang bildet ein gewisser Kreis von Axiomen, die wir festlegen und deren Verträglichkeit miteinander wir erweisen. Alle Beschaffenheiten, die wir den Elementen zusprechen, fließen lediglich aus diesen Regeln ihrer Zusammengehörigkeit, die wir zugrunde gelegt haben. Der Punkt, die Gerade bedeutet uns nichts anderes als ein Gebilde, das mit anderen seinesgleichen in Beziehung steht, wie sie durch gewisse Axiomgruppen definiert sind[84])."

Der gleiche Vorrang der Beziehung vor dem Bezogenen gilt nach R. Dedekind für den Bereich der Zahlen. „Wenn man bei der Betrachtung eines einfach unendlichen durch eine Abbildung φ geordneten Systems N von der besonderen Beschaffenheit der Elemente gänzlich absieht, lediglich ihre Unterscheidbarkeit festhält und nur die Beziehungen auffaßt, in die sie durch die ordnende Abbildung φ zueinander gesetzt sind, so heißen diese Elemente natürliche Zahlen oder Ordinalzahlen oder auch schlechthin Zahlen und das Grundelement 1 heißt die Grundzahl der Zahlenreihe N. In Rücksicht auf diese Befreiung der Elemente von jedem anderen Inhalt (Abstraktion) kann man die Zahlen mit Recht eine freie Schöpfung des menschlichen Geistes nennen. Die Beziehungen oder Gesetze, welche ... in allen geordneten einfach unendlichen Systemen immer dieselben sind, wie auch die den einzelnen Elementen zufällig gegebenen Namen lauten mögen, bilden den nächsten Gegenstand der Wissenschaft von den Zahlen oder der Arithmetik[85])."

So fragt die Mathematik angesichts eines Gegenstandsbereiches nicht nach der Beschaffenheit der Elemente, sondern nach den Weisen ihrer Verknüpfung. Zwei Gegenstandsbereiche gelten ihr als gleich, wenn sie dieselben Abhängigkeitsbeziehungen aufweisen. Das ist „die für die ganze Erkenntnistheorie funda-

mentale Idee der Isomorphie. Es liege vor ein System Σ_1 von Objekten (wie etwa die Punkte, Geraden, Ebenen der Geometrie) und gewisse zugehörige Beziehungen R, R′, ..., die Grundrelationen. In einem zweiten System Σ_2 mögen Beziehungen obwalten, die, obwohl sie einen ganz anderen Sinn haben, etwa durch gleiche Namen den Beziehungen R, R′, ... innerhalb des ersten Sachgebietes zugeordnet sind. Ist es dann möglich, gesetzmäßig die Elemente des Systems Σ_1 den Elementen des Systems Σ_2 eindeutig so zuzuordnen, daß immer solchen Elementen in Σ_1, zwischen denen die Beziehung R oder R′ ... besteht, Elemente in Σ_2 korrespondieren, zwischen denen die gleichbezeichnete Relation im Reiche Σ_2 statthat, so sind die beiden Sachgebiete isomorph. Die getroffene Zuordnung ist eine isomorphe Abbildung von Σ_1 auf Σ_2. Isomorphe Sachgebiete, kann man sagen, besitzen die gleiche Struktur. Jedem einschlägigen wahren Satze über Σ_1 (dessen Sinn allein auf Grund des Sinnes der Beziehungen R, R′, ..., innerhalb Σ_1 verstanden werden kann) korrespondiert dann ein gleichlautender Satz über Σ_2, und umgekehrt; nichts kann über die Objekte in Σ_1 ausgesagt werden, was nicht auch in Σ_2 gültig wäre[86])."

Von den „Gegenständen" der Mathematik sagt E. Husserl: „Ihrer Materie nach bleiben die Objekte völlig unbestimmt — der Mathematiker spricht, dies anzudeuten, mit Vorliebe von ‚Denkobjekten'. Sie sind eben weder direkt als individuelle oder spezifische Einzelheiten noch indirekt durch ihre materialen Arten oder Gattungen bestimmt, sondern ausschließlich durch die Form ihnen zugeschriebener Verknüpfungen. Diese selbst sind also inhaltlich ebensowenig bestimmt wie ihre Objekte; bestimmt ist nur ihre Form, nämlich durch die Formen der für sie als gültig angenommenen Elementargesetze." Einen so bestimmten Gegenstandsbereich nennt der Mathematiker eine Mannigfaltigkeit. „Die allgemeinste Idee einer Mannigfaltigkeitslehre ist es, eine Wissenschaft zu sein, welche die wesentlichen Typen möglicher Theorien (bzw. Gebiete) bestimmt ausgestaltet und ihre gesetzmäßigen Beziehungen zueinander erforscht. Alle wirklichen Theorien sind dann Spezialisierungen bzw. Singularisierungen ihnen entsprechender Theorienformen, so wie alle theoretisch bearbeiteten Erkenntnisgebiete einzelne Mannigfaltigkeiten sind."

„Dies ist ein Gesichtspunkt von höchster methodologischer Bedeutung, ohne ihn ist von einem Verständnis mathematischer Methode nicht zu reden[87]."

Daß die von der Mathematik betrachteten „Objekte" nichts von sich aus sind, sondern daß sie als gleich gelten mit allen, die die gleichen „formalen" Verknüpfungen aufweisen, das eben ist das Kennzeichnende für sie als Gegenstände. Die Gegenstände, mit denen sich die Nationalökonomie befaßt, sind je in sich bestimmte Gestaltungen des Wirtschaftslebens, und die Zusammenhänge unter ihnen sind ebenfalls gestalthafte Tatbestände. Diese Gegenstände sind geordnetes Willensleben, geordnet je nach einer „Idee" der gebildlichen Gestaltung. Sie bilden nicht „Mannigfaltigkeiten", an denen nur die „Form der Verknüpfung" bestimmt werden kann, die untereinander „isomorph" sind usw. Bei jedem Tatbestand des Willenslebens kann man nach seinem „Wesen" fragen, d. h. nach der „Idee" seiner gebildlichen Gestaltung; die Mathematik aber kann nicht nach dem „Wesen" eines Elements einer Mannigfaltigkeit fragen. Mathematisch denken können darum nur die Wissenschaften, die eben dies Verhältnis zu ihren Gegenständen haben, daß sie nicht nach ihrem erfaßbaren „Wesen" fragen können.

4.

Durch den Vorrang, den das mathematische Denken den Beziehungen vor dem Bezogenen einräumt, sind wir in erster Linie an sie verwiesen, wenn wir prüfen wollen, welche Art von Sachlichkeit in den mathematischen „Gegenständen" angelegt ist, für welche Erfahrensweise sie das „logische Gerüst" sein können. Wir müssen die Eigenschaften untersuchen, die sie mathematisch als Beziehungen kennzeichnen. Es sind Eigenschaften wie die Symmetrie und die Asymmetrie, die Transitivität, die Nicht-Transitivität und die Reihenform. Wir haben sie früher schon an einem Beispiel erläutert. — Wegen ihrer Wichtigkeit wollen wir die Ordnungsbeziehung wählen[88]. Sie ist eine asymmetrische, transitive, reihenbildende Beziehung. Wie kennzeichnen diese Eigenschaften die Ordnungsbeziehung grundsätzlich als mathematische Beziehung? Die Asymmetrie besagt, daß ein

Satz, der eine Ordnungsbeziehung ausspricht, nicht umkehrbar ist: wenn der Satz a > b richtig ist, so ist der Satz b > a nicht richtig. Die Transitivität der Ordnungsbeziehung R bedeutet, daß die beiden Sätze, die wir symbolisch als a R b und als b R c schreiben können, einen dritten Satz a R c zulassen. Die Ordnungsbeziehung ist reihenbildend heißt, daß Sätze möglich sind, die von irgend zwei Elementen des betreffenden Gegenstandsbereiches die Beziehung aussagen[89]. Immer handelt es sich bei dieser mathematischen Kennzeichnung von Beziehungen darum, eindeutige und widerspruchslose Ausdrucksweisen zu sichern[90].

Im Dienste einer Erfahrungswissenschaft kann die Mathematik als „Logik" nur die Möglichkeiten des eindeutigen Bezeichnens und widerspruchsfreien Ausdrückens von Erfahrenem regeln. Darum ist der mathematische „Aussagenkalkül" nur für solche erfahrungswissenschaftlichen Theorien der echte „logische" Unterbau, deren Erkenntnisleistung eben darin besteht und damit erschöpft ist, das Erfahrene eindeutig zu bezeichnen, und die einen Zusammenhang unter dem mannigfaltigen Erfahrenen erarbeiten, indem sie es in Relationsurteilen, in Funktionalbeziehungen, ausdrücken. Wir wissen aber, daß das nur von dem Erkennen gilt, das auf dem Boden reinen sinnlichen Vernehmens aufwächst. Wir haben früher bemerkt, daß jene Eigenschaften der Ordnungsbeziehungen es ermöglichen, dem sinnfreien Erfahrenen eindeutig Zeichen, Zahlen, beizulegen und widerspruchslose Verknüpfungen unter ihnen herzustellen. Wir sehen jetzt, daß darin sich die Leistung jener Eigenschaften der Asymmetrie usw. auch erschöpft. Wie die Mathematik selber kann auch ihr Unterbau, die „mathematische Logik", nur dem Erkennen des sinnfreien Erfahrenen dienen.

Welche erfahrungswissenschaftlichen Theorien können mathematisch-deduktiv sein, welche Erfahrungswissenschaften können das „hypothetisch-deduktive System" der Mathematik zum Vorbild für ihre Theorie nehmen? Es können nur die Erfahrungswissenschaften sein, denen die Frage nach dem „Wesen" ihrer Gegenstände verwehrt ist, Wissenschaften, die auf Grund ihrer spezifischen Erfahrensweise darauf angewiesen sind, lediglich

Relationsurteile zu erarbeiten, und die darin gerade ihr Erkenntnisziel finden. Das sind aber nur die Wissenschaften auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens, die Naturwissenschaften, insbesondere die Physik. Was die Physik als mechanische, als optische, als elektromagnetische usw. Erscheinungen entdeckt, das hat kein „Wesen" mehr für sich. Es kommt für die Physik einzig und allein darauf an, Relationsurteile zu finden, *Funktionalbeziehungen* aufzustellen, in die die Daten eingehen können. Da kann es sich dann ergeben, daß zwei Gegenstands bereiche, die anschaulich verschieden sind, die gleiche Gesetzlichkeit aufweisen, sich also als „isomorph" erweisen. Das ist jedesmal für die Physik ein großer Erfolg; für sie liegen damit nicht mehr zwei Gegenstandsbereiche vor, sondern einer, für den nichts weiter als seine Gesetzlichkeit kennzeichnend ist. — In Wissenschaften auf der Grundlage *sinnfreien* Erfahrens, aber auch nur dort, findet die mathematische „Idee der Isomorphie" ihre Erfüllung.

Die Theorie einer *Sozialwissenschaft* hingegen kann niemals ein „hypothetisch-deduktives System" für mehrere „isomorphe" Gegenstandsbereiche sein. Denn den Sozialwissenschaften ist *Wesenserkenntnis* gegenüber den Tatbeständen des Zusammenlebens nicht nur möglich, sondern *sie können gar nichts anderes betreiben!* Die Tatbestände des Zusammenlebens und ihre Zusammenhänge sind sinnhafte Willenstatbestände, die den schöpferischen Begriff, nach dem sie gestaltet sind und an dem sie sich immer wieder ausrichten, in sich tragen, und den die Sozialwissenschaften nur herausheben und klären können. Hier hat die Rede vom „Wesen" also einen ganz bestimmten Sinn: *im schöpferischen Begriff ist das „Wesen" eines sinnhaften Tatbestandes erfaßt.* Der schöpferische Begriff ist der lebendige Kern in jedem Tatbestand, in jeder Gestaltung des Zusammenlebens. In ihm begreift die Gestaltung sich selber, hält sie sich vor, was sie sein kann. Die Klärung des schöpferischen Begriffes einer Gestaltung und seine tatmäßige Durchsetzung im Zusammenleben ist die treibende Kraft in der Geschichte einer Gestaltung. Solange sich die Tat unter den schöpferischen Begriff einer Gestaltung stellt, ihn aufnimmt in ihren Willen, solange „ist" überhaupt die Gestaltung. Ob es ein

Staat oder eine Volkswirtschaft ist, ob eine Kirche oder eine Herrenkaste, ob eine Zunft oder eine Gewerkschaft, ob Unternehmung oder Haushalt, ob Vorrat, Stellung oder Anlage, welche Tatbestände des Zusammenlebens man auch nennen mag, sie alle tragen ihren schöpferischen Begriff, ihre „Idee", in sich, und ihr Geschick im Zusammenleben hängt entscheidend auch davon ab, daß die gestaltende Tat ihre schöpferischen Begriffe trägt und daß die Besinnung — auch die wissenschaftliche — sie ständig läutert. Die schöpferischen Begriffe bilden eine Art von Begriffen, die der Mathematik und den Naturwissenschaften grundsätzlich fremd bleiben muß. Man muß aber von ihnen wissen, und überhaupt von den Möglichkeiten sozialwissenschaftlichen Erkennens, wenn man die Reichweite mathematischen Denkens in „hypothetisch-deduktiven Systemen" beurteilen will[91]).

Die sozialwissenschaftlichen Theorien kennen nicht das Erkenntnisziel, dem Erfahrenen eindeutig Zeichen beizulegen, für die Zeichen Ausdrucksweisen zu finden, und sie sind als Theorien auch nicht „hypothetisch-deduktive Systeme". Was man in der nationalökonomischen Theorie Deduktion nennt, hat keinerlei Ähnlichkeit mit der echten, mathematisch-naturwissenschaftlichen Deduktion. Die Sozialwissenschaften nehmen sich das Zusammenleben als sinnhaften Tatbestand zum Vorwurf und sind diesem Vorwurf in grundsätzlich anderer Art verbunden als die Naturwissenschaften ihrem sinnfreien Erfahrenen. Ihre Gedankengänge sind nicht deduktive Ableitungen, Beweise, sondern Aufweise von Tatbeständen: die Sozialwissenschaften erfassen die Tatbestände und ihre tatmäßigen Zusammenhänge wie sie im Leben selber gemeint sind. In den Sätzen der sozialwissenschaftlichen Theorie spricht sich die Besinnung auf Willenstatbestände aus. Diese Besinnung ist eine gänzlich andere geistige Haltung als das Betrachten und Ausdrücken des sinnfrei Erfahrenen. Sie wächst aus der gestaltenden Tat auf, die Besinnung ist die Erwägung der Tat, in ihr weiß der Wille sich selbst. Auch noch in den Aussagen des Sozialwissenschafters ist die Besinnung lebendig. So deduziert der Sozialwissenschafter auch nicht, er „expliziert" keinen Satz, hält nicht mehrere Sätze zusammen, um einen „Schluß" zu ziehen, sondern er folgt dem „vernunftmäßig

Selbstverständlichen" (v. Gottl-Ottlilienfeld) an den Tatbeständen und fügt so Aufweis an Aufweis! — Da die sozialwissenschaftlichen Theorien nicht deduktiv sein können, hat auch das Losungswort von der „axiomatischen Methode" für sie keinen Sinn. „Die axiomatische Methode", so lesen wir bei *H. Weyl*, „besteht einfach darin, die Grundbegriffe und Grundtatsachen, aus denen sich die sämtlichen Begriffe und Sätze einer Wissenschaft definitorisch bzw. deduktiv herleiten lassen, vollständig zu sammeln[92])." Nur bei einem deduktiven Gedankengang muß man zunächst genau festlegen, welche Grundsätze man benutzen darf: nur sie darf man dann verwenden, sie muß man aber auch alle ins Spiel bringen. Im Axiomensystem sammelt man die Grundsätze: man trägt Sorge, daß es keinen Widerspruch enthält, vollständig ist usw., Bemühungen, denen die Sozialwissenschaften von vornherein enthoben sind, da sie ihre Tatbestände *aufzeigen gestalthaften Zusammenhängen entlang*[93]).

Die Lehren von „Begriff", „Urteil", „Schluß", den Bestand der alten und der neueren „formalen" Logik, müssen die Sozialwissenschaften *von Grund auf umbilden*, um damit überhaupt erst zu einer Logik zu gelangen, die fruchtbar ist für die Sozialwissenschaften. Dies kann man von der „formalen" Logik eben nicht sagen; sie ist gar nicht so „formal" wie sie vorgibt, *sondern insgeheim ist sie immer am Denken über das sinnfrei Erfahrbare ausgerichtet gewesen*. So war es nur folgerichtig, aber auch bezeichnend, daß Mathematiker und Erkenntniskritiker der Naturwissenschaften sie erneuerten und zur Wissenschaftslehre der Mathematik und Naturwissenschaften ausbildeten[94]).

5.

Die Ergebnisse unseres Gedankenganges wollen wir noch zusammenfassen und sehen, welche Folgerungen wir daran knüpfen können. Wir sind ausgegangen von dem Aufweis spezifischer Geschehensarten, des wirtschaftlichen (bedarfsdeckenden), des technischen und des naturwissenschaftlich entdeckten Geschehens. Es hat sich dann gezeigt, daß das Größendenken, das auf der naturwissenschaftlichen, sinnfreien Erfahrensweise aufbaut, von Grund

auf anders geartet ist als das wirtschaftliche. Die Wissenschaft aber der Nationalökonomie muß, das war zu betonen, den Geist des Größendenkens, wie der Wirtschaftsgestalter selber es übt, bewahren. Sie kann sich nicht in beliebigen „Auffassungen" ergehen, die ein „Wissenschaftsideal" nahelegt, sondern die Mengen und Größen haben im Leben selber ihr „Wesen" bekommen, die Wissenschaft erfaßt es, oder sie vergreift sich.

Wir haben dann nach dem Verhältnis der Mathematik zu den Erfahrungswissenschaften gefragt: sind die mathematischen Denkweisen so „formal", daß sie das „logische Gerüst" jedes Größendenkens bilden können? Diese Frage haben wir verneint: die Mathematik bildet eine „Logik" für ein Größendenken über sinnfrei Erfahrenes aus; ein „reines Quantitatives", das auf keine spezifische Seinsweise hinwiese, gibt es nicht, und der Gestaltungsgehalt, ohne den die wirtschaftlichen Größen nicht sind, ist dem mathematischen Denken unfaßbar. Um mathematische Operationen mit wirtschaftlichen Größenausdrücken auszuführen, muß man diese erst umbilden, muß sie ihres Gestaltungsgehaltes berauben. Sie werden dann zu bloßen Zahlen. Auch hier zeigt sich, daß die mathematische Denkweise dem wirtschaftlichen Größendenken ursprünglich fremd ist. — Wo allein aber ist solches Abstreifen des Gestaltungsgehaltes erlaubt? Nur dort, wo der sinnhafte wirtschaftliche Belang der Rechnung von vornherein gesichert ist, wo also die Wirtschaftsgestaltung selber die Ansätze der Rechnung liefert, Sinn und Zweck der Rechnung bestimmt und ihr Ergebnis sofort gestalthaft erfaßt. Die Rechnung selber ist dann nur ein Zwischenstück im erwägenden Gedankengang des Wirtschaftsgestalters; Rechentechniker führen sie aus. Bei dieser Rechnung, aber auch nur bei der Rechnung dieses Sinnes, kann man sich mathematischer Denkformen bedienen. Es sind, wie schon erwähnt, die Methoden der Versicherungsmathematik, der Tarifmathematik, der Finanzmathematik und überhaupt aller Rechnung, die den Sinn der Zwischenrechnung hat.

Von dieser sinnvollen mathematischen Rechnung sind aufs schärfste zu unterscheiden Bemühungen der Theorie, die die wirtschaftlichen Mengen und Größen von Grund auf und im gedanklichen Ansatz schon mathematisch erfassen wollen.

Während von jenen Zwischenrechnungen die gestalthaften Größen- und Mengentatbestände der Wirtschaft unberührt bleiben, da sie überhaupt außerhalb der Rechnungen bleiben, und nur ihr technisches Darstellungsmittel, die Zahl, in die Rechnung eingeht, so beruhen dagegen jene theoretischen Bemühungen auf der Voraussetzung, daß die mathematischen Denkweisen der Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen gerecht werden. Wenn man „mathematische Wirtschaftstheorie" treiben will, muß man, stillschweigend oder ausgesprochen, die Ansicht vertreten, daß die wirtschaftlichen Mengen und Größen im Grunde mathematisch sind; sonst verzichtet man darauf, mit seiner Theorie Entscheidendes über diese Tatbestände auszumachen. Man hat die Frage nach der Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen bisher nicht eindringlich genug untersucht. Hier nun ist ein Versuch unternommen worden auf der Grundlage eines Sehens der Wirtschaft, das näher als bisher an die Tatbestände des Lebens heranzukommen weiß. Der Gedankengang hat aber ergeben, daß jene stillschweigende Voraussetzung jeder „mathematischen Wirtschaftstheorie" nicht zutrifft; die wirtschaftlichen Mengen und Größen sind als Tatbestände hinsichtlich ihres Seins von einem ganz anderen geistigen Verhalten entworfen als es das mathematische ist, von der Gestaltung zu Zusammenleben nämlich, von vernunftgebundener Willenstat. So ergibt sich die Folgerung, daß es „mathematische Wirtschaftstheorie", die dieses Namens wert wäre, gar nicht geben kann. Die Folgerung ist vielleicht hart gegenüber manchem ehrlichen, geistvollen und scharfsinnigen wissenschaftlichen Streben, aber sie ist notwendig!

Aber hat es einen Sinn, die Unmöglichkeit wissenschaftlicher Bemühungen nachweisen zu wollen, die es mindestens seit hundert Jahren gibt und die heute anscheinend in vollster Blüte stehen? Wir werden die vorhandene „mathematische Wirtschaftstheorie" als Wirtschaftstheorie noch würdigen.

Wir haben uns dann noch mit einer Ansicht auseinandergesetzt, die sich an die neuere Entwicklung der Mathematik knüpft, mit der Ansicht nämlich, die Mathematik sei eine „logische Methode", an keinen besonderen sachlichen Gehalt gebunden, eine Art Sprache, die berufen sei, die Sprache der wissenschaftlichen

Theorien überhaupt zu werden. Wir haben auch diese Ansicht verwerfen müssen, nachdem wir von den abstraktesten Teilen der Mathematik, dem „Aussagenkalkül" der „Logistik" eingesehen haben, daß auch sie nur in den Wissenschaften vom sinnfrei Erfahrbaren fruchtbar werden können, also keineswegs von der Allgemeinheit sind, die man ihnen zudenkt. — „Die Logik des Physikers" nennt ein Physiker unserer Tage die Mathematik[95]). „Logik" des Nur-noch-erkennens von Sinnfreiem ist die Mathematik, indem sie seine Denkmöglichkeiten entwirft und ständig tiefer begründet. Diesen Gedanken drückt auch das oft angeführte Wort Kants aus: „Ich behaupte aber, daß in jeder besonderen Naturlehre nur soviel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist[96])."

Vierter Teil

Wirtschaftliche Mengen und Größen nach der „reinen" Theorie

A. Gütermenge, Tausch und Preis

I.

Die „reine" Theorie, insbesondere in Gestalt der „mathematischen" Wirtschaftstheorie, will hauptsächlich eine Größenlehre sein. Wir wenden uns darum an sie mit der Frage, wie sie Mengen und Größen der Wirtschaft erfaßt.

Ein grundlegender Teil der „reinen" Theorie ist die Lehre vom „naturalen" Tausch. Als sein einfachster Fall gilt der Tausch mit zwei Güterarten unter zwei Tauschenden. Sein „Mathematical Groundwork of Economics" (Oxford 1924) z. B. beginnt A. L. Bowley so: „Consider first the problem of two persons A and B interchanging two commodities X and Y". Den Tausch beschreibt B. in dieser Weise:

„A and B start with a_1 and b_1 of X and a_2 and b_2 of Y.
A receives x of X from B in return for y of Y.
After exchange A has
$_1\xi_1 = a_1 + x$ and $_1\xi_2 = a_2 - y$,
and B has $_2\xi_1 = b_1 - x$ and $_2\xi_2 = b_2 + y$." (S. 5).

Wir fragen nun, wie sind hier die Tauschenden, die Tauschgüter und der Tausch verstanden?

Wir wissen, daß die Tauschenden nur Soziale Gebilde und deren „repräsentative" Stellungen, z. B. die Wirtschafter, sein

können. Das gilt grundsätzlich, d. h. es gehört zur Seinsweise des Tausches; da gibt es nichts mehr „aufzufassen", davon kann man nicht „absehen", „abstrahieren", sondern das hat man anzuerkennen als „konstitutiv" für den Tausch, bei Strafe des Irrtums im Grundsätzlichen. Es kann nie einen wirklichen Tausch geben, bei dem nicht Soziale Gebilde und nur sie als Tauschende nachweisbar sind. — Die Tauschenden sind bei Bowley „two persons A and B". Über die Seinsweise der A und B sagt Bowley nichts. Daß er an Wirtschaftsgebilde denkt, kann man kaum annehmen; vielleicht meint er mit den A und B leiblich-seelische „Individuen". Sie aber kann man nicht als Tauschende anerkennen, da sie im Zusammenleben von Wirklichkeit sind nur als Ausfüller von Stellungen in Sozialen Gebilden. Die wahrscheinlichste Antwort vom Boden der „reinen" Theorie aus ist diese: der Gedankengang sei so allgemein, eben mathematisch „formal" gehalten, daß es gleichgültig sei, was man unter den A und B verstehe. Sie seien nur aus Gründen der Darstellung eingeführt, seien selber aber als Tatbestände unwesentlich; wichtig seien nur die größenhaften Beziehungen unter den Gütermengen, die die Gleichungen ausdrückten. — Sicherlich ist ein theoretischer Gedankengang „abstrakt". Es gibt aber für die Theorie einer Erfahrungswissenschaft — und um eine solche handelt es sich hier doch — eine grundsätzlich festliegende Grenze der „Abstraktion", die man niemals überschreiten darf. Die Theorie einer Erfahrungswissenschaft muß mit ihren Verallgemeinerungen immer auf dem Boden eines spezifischen Erfahrens bleiben. Von den Grundzügen der spezifischen Seinsweise eines Erfahrbaren kann sie nicht mehr absehen, ohne sachleer, gegenstandslos zu werden. Z. B. kann man von der Unternehmung „Siemens und Halske" verallgemeinernd weiterdenken zu der Vorstellung eines deutschen Elektrounternehmens, über mancherlei Zwischenstufen weiter zur Unternehmung überhaupt, zum Wirtschafts- und zum Sozialgebilde, auch zum „Subjekt" des Zusammenlebens, wenn man sich noch der spezifischen Seinsweise dieses „Subjektes" bewußt ist. Man verläßt aber den Boden des Erfahrens grundsätzlich, wenn man sich dessen nicht mehr bewußt ist, daß man hier ein Soziales Gebilde vor sich hat, oder wenn man gar ausdrücklich davon absehen will. Wenn man

die Grundzüge ihrer Seinsweise im Denken fortläßt, greift man den wirtschaftlichen Tatbeständen als etwas Wirklichem ans Mark! Über wirtschaftliche Tatbestände kann man nur erfahrungswissenschaftlich denken; das schließt in sich, daß das theoretische Denken auch noch beim „abstraktesten" Gedankengang die spezifische Seinsweise seiner Gegenstände beachtet. Sonst vernichtet sich das Denken selbst als erfahrungswissenschaftliches. Es sinkt herab zu einem Ausdenken von „etwas", das man wohl noch „Personen A, B" usw. nennen kann, dessen Seinsweise aber nicht mehr angebbar ist. Die Zeichen A, B usw. bezeichnen dann nichts in der Wirklichkeit Aufweisbares mehr, weil unter diesen Zeichen nichts gedacht ist, das eine Anweisung auf eine bestimmte Seinsweise gäbe. Das hier Gesagte gilt von jeder Verallgemeinerung in erfahrungswissenschaftlichen Theorien. Aber auch von den mathematischen Vorstellungen haben wir eingesehen, daß man sie angemessen und Erkenntnis fördernd nur auf dem Boden eines spezifischen Erfahrens anwenden kann, des sinnfreien nämlich, daß die Mathematik also die zwar verselbständigte aber spezifische „Logik" des sinnfreien Denkens ist.

Bowley führt zwei „commodities X and Y" ein. Sinnvoll ist es nur, dabei an das Verfügbare zu denken, dessen Seinsweise wir dargelegt haben. Es ist aber unwahrscheinlich, daß Bowley das Verfügbare, wie der Wirtschaftsgestalter es erfaßt, vor Augen hat. Meint er nun wieder ein unspezifisches „Irgend-etwas" mit den X und Y, so schlägt das oben über „Abstraktion" Gesagte ein. In der Einleitung aber spricht Bowley von „the physical quantity of goods", woraus hervorgeht, daß er die „commodities" hinsichtlich ihrer Seinsweise auch als sinnlich Wahrnehmbares und gar physikalisch Bestimmtes auslegt. In diesem Falle verkennt er also „naturalistisch" die Seinsweise des Verfügbaren.

In welcher Beziehung stehen die so gemeinten Gütermengen zu den „persons A and B"? Es heißt bei Bowley nur: A „has" . . ., B „has" . . . Es gehört nun zum Grundsätzlichen an dem Verfügbaren als solchem, daß es sich immer in einer bestimmten Gestaltungslage zu einem Wirtschaftsgebilde befindet: z. B. dies Feld ist eine der Gedeihflächen eines Bauernhofes und ist von ihm gepachtet, jener Zaun ist eine Anlage zu dem

und dem Zweck, jener Holzstapel ist ein Vorrat an Scheiten für den Backofen usw. In welcher Gestaltungslage man ein Verfügbares vorfindet, davon kann man absehen, aber nicht davon, daß jedes Verfügbare sich in irgendeiner Gestaltungslage zu einem Wirtschaftsgebilde befindet. Der Ausdruck „A has . . .“ zeugt aber nicht von dem Wissen um jenen Sachverhalt der Gestaltungslage, der Verfassung des Verfügens. Wie soll denn auch dies „has“ grundsätzlich und spezifisch wirtschaftlich sacherfüllt sein, da es die Beziehung zwischen einem „Irgend-etwas“, genannt A, und einem naturwissenschaftlich bestimmten Körper bezeichnen soll!

Die Gütermengen sind bei Bowley vertreten durch ihre Maßzahlen a_1, x, b_1, usw. Den Tausch beschreibt Bowley durch eine Addition bzw. Substraktion unter diesen Zahlen. Zwei Zahlen werden addiert bzw. subtrahiert, eine Gütermenge hat sich rechnerisch verändert, damit soll gesagt sein, was z. B. auf der Seite des A geschehen ist durch den Tausch. Grundsätzlich gilt aber folgendes über den Tausch, wenn man ihn von nur einem der beteiligten Sozialen Gebilde her sieht. Man muß das Wirtschaftsgebilde über eine bestimmte Habe verfügend sehen, einiges davon ist ihm feil, anderes aber nicht. Jeder Tausch, also jede Mehrung der verfügbaren Habe in einem Teil, ihre Minderung in einem anderen, geht zurück auf eine Verfügung, die durch den Tausch das erfüllende Geschehen im Gebilde besser zusammenzuordnen sucht. Eine Fortgestaltung am Gebilde geschieht durch den Tausch, nach der das Gebilde als Lebendes „anders dasteht“ als vorher. Aber durch eine Addition und eine Subtraktion von Maßzahlen kann man die veränderte Verfügungslage nach dem Tausch nicht darstellen, denn dieser ist kein Umgang mit physikalisch verstandenen Tatbeständen. Jene Rechenvorgänge betreffen nur die Zahlen als technische Hilfsmittel, über eine Menge des Verfügbaren auszusagen. Eine Menge des Verfügbaren erfaßt man als solche noch nicht zureichend, wenn man nur ihre Zahl nennt, sondern dieser Zahlausdruck will erst noch als Kennzeichen der Gestaltung verstanden sein. Es ist also in der Theorie unmöglich, von den Verfügungen über Gütermengen wie Kauf, Tausch, Vorratbildung usw., die Gestaltungsvorgänge sind, nur die Rechenvorgänge abzuheben,

und die beteiligten Zahlen gar noch als physikalische Maßzahlen zu meinen[97]).

Wie sich die „reine" Theorie den Tausch, die Tauschenden und das Getauschte denkt, so gibt es die Tatbestände dieses Namens in der Wirklichkeit der Wirtschaft nicht. Das heißt nicht, daß die Theorie von zufälligen Einzelheiten an den Tatbeständen abgesehen hätte — das muß eine Theorie allemal — nein, hier ist etwas ganz anderes geschehen: die Theorie hat abgesehen von den spezifischen Seinskennzeichen, die die genannten Tatbestände allererst zu etwas Wirklichem machen in der Wirtschaft. Der Gedanke hat nicht etwa nur einen besonders hohen Grad der „Abstraktion" erreicht, sondern es ist etwas ausgedacht, konstruiert, das seiner Art nach in der Wirtschaft gar nicht vorkommen kann. Das aber gilt für die „reine" Theorie des Tausches als solche! Denn in dem hier vorgeführten Beispiel einer Tauschtheorie dürfen wir nicht Bowleys „persönliche Ansicht" sehen, sondern ein echtes Stück „reiner" Theorie, das allen Vertretern dieser Richtung als „elementare" und als „selbstverständliche" Einsicht gelten dürfte.

2.

Wir wollen insbesondere untersuchen, wie die „reine" Theorie die Gütermengen und ihre Veränderungen erfaßt. Ganz allgemein führt man in dieser Richtung der Theorie Gütermengen durch Zahlen ein, a, b, m, n usw., die man auch als Punkte auf Koordinatenachsen versteht, und die Veränderungen der Gütermengen beschreibt man durch die Addition bzw. Subtraktion dieser Zahlen. Sind damit die Gütermengen und ihre Veränderungen wahrhaft erfaßt als das, was sie im Wirtschaftsleben sind?

Eine Gütermenge ist die Menge eines Verfügbaren. Ist ihre Mächtigkeit durch eine Zahl bestimmt, so ist dieser Zahlausdruck nur von der Gestaltung her zu verstehen. Daß ein Bauer z. B. über soundso viele Stücke Rindvieh verfügt, das versteht man wirtschaftlich in echter Weise erst, wenn man in die Gestaltung des Hofes hineindenkt. Die Mächtigkeit solcher Mengen kann

geradezu kennzeichnend sein für die ganze Wirtschaftsführung: z. B. steht es in den Niederungen, in der Marsch, mit der Größe der Viehherde anders als in Heide- und Waldgegenden. Von der Eigenschaft, durchsichtig zu sein für die jeweilige Gestaltung, kann man grundsätzlich bei keiner Gütermenge absehen: es gibt keine Gütermenge, von der aus man nicht in die Gestaltung eines Gebildes hineindenken kann. Das technische Ausdrucksmittel aber für die Mächtigkeit einer Menge, die Zahl, besagt zunächst gar nichts; sie ist geradezu unverständlich zum mindesten „auf Anhieb" und für „jedermann". Erst wer mitlebt in dem betreffenden Kreis der Gestaltung, wer also in eigener Sache mit diesem Ausdrucksmittel umzugehen gelernt hat, kann „etwas anfangen" mit diesen Zahlausdrücken. Jede Zahl aus der Wirtschaft, aus dem Zusammenleben überhaupt, muß man erst aus der Gestaltung erläutern, aus der sie stammt.

Diesen grundsätzlichen und für ihre Lebensechtheit entscheidenden Zusammenhang mit der gebildlichen Gestaltung verliert die Zahl unwiederbringlich in der „reinen" Theorie. Hier erfaßt man nur das Zahlzeichen oder geometrisch den Punkt auf der Koordinatenachse. Nach der Art der Mathematik versteht man die Zahlen als geordnete Stellenzeichen, an denen also nichts wesentlich ist als ihre rechnerischen Beziehungen, und nur diese rechnerischen Verhältnisse bringt man auch ins Spiel, wenn man die Veränderung der Gütermengen beschreibt. — Wir wissen aber bereits, daß nur für ein Erkennen auf Grund sinnfreien Erfahrens, für das Naturerkennen, die Zahl nichts als ein Stellenzeichen ist. Das Erkennen dieser Art kann mit seinem Erfahrenen eben weiter gar nichts machen, als es einheitlich und eindeutig unter gewissen Gesichtspunkten zu bezeichnen. Dazu bedarf es eines Bestandes an Zeichen, der seinen Forderungen genügen kann. Der Bereich der reellen Zahlen z. B. auf der Koordinatenachse liefert die Zeichen, die man den als „stetig" begriffenen Naturvorgängen zuordnet. — Dem geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen gegenüber ergibt sich diese Erkenntnisaufgabe überhaupt nicht. Seine Veränderungen sind nicht damit zu erfassen, daß man in einem Zahlenbereich fortschreitet, auf einer Koordinatenachse also von einem Punkt zu einem anderen. Sondern umgekehrt ist jede Zahlenänderung im Zu-

sammenleben als das, was sie ist, erst aus den Gestaltungsänderungen am Geschehen zu erfassen. Diese letzteren sind die Veränderungen des Geschehens, und wenn man sie nicht erfaßt, sind die rechnerischen Veränderungen an den Zahlen nichts, sind in keiner Weise „Ausdruck" für das, was eigentlich vor sich gegangen ist.

Die Zahlen sind im Zusammenleben lediglich die technischen Hilfsmittel, über Gestaltungen Auskunft zu geben, und sind außerhalb eines Bereiches einheitlicher Gestaltung, außerhalb z. B. einer Volkswirtschaft, nicht mehr ohne weiteres verständlich. Kann man sich nun schon nicht allein an diese technischen Ausdrucksmittel halten, ohne in die Gestaltung verstehend einzudringen, so entfernt sich die „reine" Theorie um noch einen Schritt weiter von der Lebenswirklichkeit wirtschaftlicher Größenausdrücke. Wenn diese Theorie lediglich die Zahlzeichen aufgreift, die den Punkten auf den Koordinatenachsen zugeordnet sind, so würdigt sie die Zahlen nicht einmal mehr als technische Ausdrucksmittel für spezifisch wirtschaftliche Größenverhältnisse. Sie hat es nur noch mit der mathematischen Zahl zu tun, sie hat im Denken jede Berührung mit dem Wirklich-sein der Gütermengen verloren. Man spielt nur Worte und Zeichen aus, wenn man von Gütermengen a, b, m usw. spricht und durch seinen Gedankengang nicht zu erkennen gibt, daß man an das Verfügbare mit seiner spezifischen Seinsweise denkt. Die Mächtigkeiten von Gütermengen kann man als das, was sie in der Wirtschaft sind, nicht auf Koordinatenachsen abtragen.

Die „reine" Theorie verkennt grundsätzlich die wirtschaftlichen Gütermengen, wenn sie sich an die reinen Zahlen (Koordinatenpunkte) hält. Etwas ganz anderes aber liegt vor, wenn der Wirtschafter ein Diagramm entwirft in der Zwischenrechnung zu seinem erwägenden Gedankengang. Der Wirtschafter hat die Gütermengen so vor Augen, wie sie im sinnhaften, gestalteten Geschehen stehen; dafür ist er der Gestalter. Wenn er etwas statistisch auszählt, so nur auf Grund seines Wissens um die Gestaltung und um tiefer in die Gestaltungsverhältnisse größeren Umkreises einzudringen. Nur für den technischen Vollzug des Zählens streift er die gestalthaften Zusammenhänge von

dem Gezählten ab; er kann sie aber jederzeit wieder aufnehmen. Nach der Zählung kann er sich die Ergebnisse, die Zahlen, noch veranschaulichen in einem Diagramm; er erleichtert sich damit die Übersicht in der Zwischenrechnung. Aber er ist sich als Gestalter dessen sehr genau bewußt, daß er sich hier nur Zahlen veranschaulicht, daß er aber nicht Gütermengen „graphisch dargestellt" hat. Die Zwischenrechnung bleibt für den Wirtschafter immer sinnvoll, weil er in den Ansatz der Rechnung wirtschaftliche Tatsachen aufnimmt, die er ausdrücklich in ihrer spezifischen Art, wirtschaftliche Tatsachen zu sein, beläßt und die er nicht von vornherein „denaturiert", so daß sie keiner spezifischen Wirklichkeit mehr angehören. — In dieser Zwischenrechnung, aber auch nur in ihr, kann man mathematische Hilfsmittel wie z. B. Diagramme verwenden, denn sie ist immer umrahmt von dem Denken in Gestaltungen, und sie dient diesem Denken. Sie ist nur ein technischer Einschub in den erwägenden Gedankengang des Wirtschafters. Die „reine" Theorie aber weiß nichts von dem Gestaltungsdenken des Wirtschafters und weiß darum auch nichts von der Wirklichkeit der wirtschaftlichen Gütermengen: die Mächtigkeit der nur in der Willenswelt des Zusammenlebens wirklichen Gütermenge wird schon im Ansatz der „reinen" Theorie, wo es doch um Erkenntnis geht, zu einer reinen Zahl von Einheiten, die man wohl Gütereinheiten nennt, die man aber hinsichtlich ihrer Seinsweise entweder unbestimmt läßt oder sogar physikalisch verkennt. Die mathematischen Hilfsmittel, deren sich der Wirtschafter in seiner Zwischenrechnung wohl bedienen kann, weil er hier von der spezifischen Seinsweise der wirtschaftlichen Größen absehen darf, hält die „reine" Theorie für von Grund auf angemessene Denkweisen über wirtschaftliche Größen. Die „reine" Theorie vernichtet in ihrem Denken die wirtschaftlichen Größen als solche und macht sie zu wirtschaftlich belanglosen Zahlen. Ob sie diese dann auf Koordinatenachsen abträgt oder sonst etwas mit ihnen macht: mit Größen als wirtschaftlichen Tatbeständen hat das alles nichts mehr zu tun.

Die graphische Darstellung als gültige Darstellung eines erkennenden Größendenkens gibt es nur in den Wissenschaften auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens. Hier ordnet

man den entdeckten Zuständen Zahlen als Zeichen zu oder, in graphischer Darstellung, Punkte im Koordinatensystem. Das Erkenntnisziel sind die bleibenden rechnerischen Abhängigkeits- bzw. Lagebeziehungen unter den Zahlen (Punkten). Die Größenausdrücke in den Wissenschaften auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens sind nichts als diese Zeichen, d. h. Zahlen oder Punkte im Koordinatensystem. Da aber die wirtschaftlichen Größenausdrücke für das nationalökonomische Erkennen Gestaltungssachverhalte besagen, gibt es für sie keine graphische Darstellung. Die reine Zahl ist nicht der wirtschaftliche Größenausdruck selbst, sondern ist in ihm nur das technische Hilfsmittel, den gemeinten Gestaltungssachverhalt zu verlautbaren, zu veröffentlichen usw. Alle Kurven in der Statistik, in der Konjunkturforschung usw., in die nur die reinen Zahlen eingehen können, sind angesichts der vollen wirtschaftlichen Größenausdrücke lediglich Schaubilder, sinnvoll und brauchbar in allen Rechnungen von der Art der wirtschaftlichen Zwischenrechnungen, aber scharf zu unterscheiden von der graphischen Darstellung, die z. B. in der Physik erschöpfender Erkenntnisausdruck ist. Die physikalische Erkenntnis spricht sich zureichend aus in der graphischen Darstellung, die nationalökonomische Erkenntnis hingegen muß an mehr denken bei den wirtschaftlichen Größenausdrücken, als in den Schaubildern der wirtschaftlichen Zwischenrechnung niedergelegt ist.

3.

Wenn im „naturalen Tausche" ein Sozialgebilde etwas Verfügbares hingibt gegen ein anderes, z. B. ein Fell gegen eine Menge Hirse, so kann man sagen, für dies Gebilde sei das Fell der Preis der Hirse. Wir wollen nicht in die nationalökonomische Theorie des Preises eintreten, sondern uns an dem Beispiel des „Naturaltausches" einige Grundzüge der Seinsweise des Tatbestandes deutlich machen, der Preis heißen kann. Preis kann nur das Verfügbare werden, das dem Wirtschafter „feil" ist, über das er also dahin verfügt hat, daß es bereit liegt für mögliche Tauschfälle; ausdrücklich liegen da schon Verfügungen zugrunde. Preis wird das Verfügbare nun durch den

Entscheid des Wirtschafters, daß er auf seine Verfügbarkeit verzichten will, um die Verfügung über ein anderes zu erlangen. Als Preis ist etwas noch nicht damit erfaßt, daß man es „beobachtet", wie „jemand" es hingibt gegen ein anderes, sondern man muß es seiner Seinsweise nach verstehen als Verfügbares von bestimmter Gestaltungslage gegenüber den beteiligten Gebilden. Denn diese Gebilde und ihre Gestalter verstehen sich gestaltend auf den Preis und nicht anders, allerdings mehr oder weniger ausdrücklich. — Die Menge des als Preis hingegebenen Verfügbaren wird nur in der Erwägung und dem Entscheid des Wirtschafters zugänglich als das, was sie ist, und sie ist niemals ein nur „Beobachtbares". Dasselbe gilt für den Preis beim Kauf, der Geldrechnung und Geldgebrauch einschließt, und für die „Wirtschaftliche Dimension". Im Gegensatz zum hier gemeinten Preise als dem fallweise gezahlten Geldbetrage „gilt" die „Wirtschaftliche Dimension" für die Einheit eines Gutes auf dem Markte und wird für die binnengebildlichen Gestaltungen wie für die zwischengebildlichen Vorgänge des Kaufverkehrs zur Richtschnur, als „Richtgröße". Die Höhen beider Größen aber werden allein der gestaltenden Tat oder der Besinnung auf diese zugänglich, sie sind etwas Wirkliches für die Gestaltung aller am Markt beteiligten Gebilde und des Marktes selber als Gebilde.

Für die Seinsweise des Tatbestandes Preis ist die „reine" Theorie blind. Sie sieht nichts vom gebildlichen Zusammenleben, von den Vernunftordnungen des Wollens, die allererst den Preis als Wirkliches erfassen lassen. Sie sucht nicht einmal den Tatbestand des Preises herauszuarbeiten, geschweige, daß sie nach der Seinsweise dieses Tatbestandes fragte. Ihr ist nur wichtig, welche Höhe der Preis annimmt; „wie bestimmt sich der Preis", so fragt sie, wobei noch unklar bleibt, ob mit „dem Preis" die Wirtschaftliche Dimension, als Richtgröße, oder der fallweise gezahlte Preis gemeint ist. Nachdem sie den Tatbestand des Preises so verschnitten hat, nimmt es nicht wunder, daß die „reine" Theorie die Höhe des Preises, die technisch allerdings durch eine Zahl ausgedrückt wird, nun selber mit einer reinen Zahl verwechselt. Preis heißt bei ihr eine reine Zahl (Koordinatenpunkt), die so, wie die Theorie sie denkt, gar nicht im Wirt-

schaftsleben vorkommt. Diese Art „Preistheorie" ist ein Schulbeispiel dafür, wie weit sich die „reine" Theorie von der Lebenswirklichkeit der wirtschaftlichen Tatbestände entfernt. Den willensmäßigen Tatbestand des Preises setzt die Theorie von vornherein beiseite, den durch die Gestaltung bestimmten Tatbestand der Höhe des Preises ebenfalls, und die als technisches Ausdrucksmittel für die Höhe verwendete Zahl hält sie für die „reine" Zahl, das mathematische Zeichen. Wir wollen auch hier bemerken, daß damit nicht mehr eine erlaubte theoretische Verallgemeinerung vorliegt, sondern daß man damit über jeden spezifischen Seinsbezirk hinausgesprungen ist im Denken.

Ein Beispiel „reiner" Preistheorie entnehmen wir den „Untersuchungen über die Theorie des Preises" von R. Auspitz und R. Lieben[98]), die nach dem Urteil Schumpeters „das weitaus wichtigste Werk dieser Richtung in deutscher Sprache" sind[99]). Auspitz und Lieben untersuchen, was „den Preis eines Artikels" bestimmt. Das Ergebnis ist folgender Satz: $\operatorname{tg}\vartheta = \frac{ac}{0a} = \frac{\text{Umsatz}}{\text{Absatz}}$ = Preis, wobei ac und 0a, die beiden Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks, den „wirklichen Jahresumsatz in Geld" und den „wirklichen Jahresabsatz unseres Artikels" ausdrücken sollen. — Jener Satz erheischt ohne Zweifel Achtung, besonders wenn man ihn so ausspricht: „die Richtung der parallelen Tangenten der Kostenkurve und der Nützlichkeitskurve bestimmt den Preis"[100]). Sehen wir ihn uns zunächst auf seinen sachlichen Gehalt an. Der wirkliche Jahresumsatz ist die Geldsumme, die die Käufer im Laufe des Jahres für die gekauften Mengen des Artikels ausgegeben haben. Es ist ein Produkt: die Anzahl der abgesetzten Einheiten des Artikels ist multipliziert mit dem für die Einheit jeweils gezahlten Preis. Wenn man dies Produkt dividiert durch die Anzahl der abgesetzten Einheiten („wirklicher Jahresabsatz"), so kommt natürlich wieder der Preis der Gütereinheit heraus, der schon im Umsatz steckt, genauer der Jahresdurchschnitt der für die Einheit gezahlten Preise. Der Satz ist also nur eine Tautologie und eine unsägliche Plattheit.

Aber weniger auf den unmittelbaren sachlichen Gehalt von ihr kommt es uns hier an als vielmehr darauf, ob die „reine"

Theorie grundsätzlich das Wirklich-sein der wirtschaftlichen Tatbestände „im Griff" hat; und das ist offenbar nicht der Fall. Solange die Theorie die Willenswelt der Sozialen Gebilde nicht sieht, mag sie immerzu Preis, Umsatz usw. sagen; was sie denkt bei den p_1, p_2, p_3 . . ., bei den Katheten, den trigonometrischen Funktionen usw., das trifft grundsätzlich nicht wirtschaftliche Tatbestände in ihrem Wirklich-sein.

Betrachten wir noch ein anderes Beispiel „mathematischer Tauschtheorie". L. Walras beginnt seinen Gedankengang damit, daß er sich ein Land „vorstellt", „in welchem in bestimmten Mengen gewisse Produktions-Elemente oder Dienste gegeben sind, nämlich Grund und Boden, Menschen und Kapitalien", und in welchem „freie Konkurrenz" herrscht [101]). Es würde dann, so meint Walras, gewisse Güterarten in bestimmten Mengen geben, alle diese Gütermengen würden bestimmte Preise haben wie auch alle „Produktions-Elemente". Die Aufgabe der „mathematischen Theorie des Tausches" könne man dann so aussprechen: „Gegeben sind die Quanta der Waren; gesucht wird das System der Gleichungen, deren Wurzeln die Preise dieser Waren sind" [102]).

Preise als Wurzeln von Gleichungen — das können wieder nur reine Zahlen sein, nicht einmal die Höhen der Preise und diese selber schon gar nicht als gestalthafte Tatbestände. Dasselbe gilt von Walras' „Quanta der Waren", auch sie sind reine Zahlen. Sie sollen in Gleichungen zusammenhängen, aus Gleichungen „sich bestimmen". Gleichungen aber sind Sätze, in denen Größenausdrücke rechnerisch zusammenhängen — eine Art des Zusammenhanges, die den wirtschaftlichen Größenausdrücken fremd ist. Diese ergeben sich aus der Gestaltung, die in sich, aber ungrößenhaft, zusammenhängt: jedes Geschehen in und zwischen den Gebilden ist in seinem Gestaltungssinn auf anderes bezogen. Nach bleibenden rechnerischen Abhängigkeitsbeziehungen (Gleichungen) unter wirtschaftlichen Größenausdrücken zu suchen, ist ein grundsätzlich verfehltes Beginnen. Die Gleichung ist die spezifische Aussageform der exakten Naturwissenschaften, deren Erkenntnisaufgabe es ist, das Erfahrene durch Maßzahlen zu bezeichnen und unter diesen bleibende rechnerische Verknüpfungen zu finden; und dies

ist nur ihre Erkenntnisaufgabe. Die Höhen der wirtschaftlichen Größen aber „bestimmen sich" nicht rechnerisch auseinander, sondern gehen aus der Lösung von Gestaltungsaufgaben hervor: Wirtschaftsgebilde haben sich darauf verstanden, ihr Dasein zu führen bei den und den Preisen, Umsätzen usw. Die volle Existenz der Sozialen Gebilde ist die ursprüngliche Erfahrensweise, die die Höhen wirtschaftlicher Größen, diese selber und überhaupt die wirtschaftlichen Tatbestände angemessen zugänglich macht.

„Gegeben sind die Quanta der Waren" — was heißt das? Es ist sehr leicht zu sagen, sie seien „gegeben", und darüber zu schweigen, wie sie „gegeben" sind, wie wir sie erfahren, von welcher Seinsweise sie sind. Das ist eine Erkenntnisaufgabe, die vorweg gelöst sein will. Der Satz: „gegeben sind . . ." hat keinen wirtschaftlichen Sinn, solange man nicht die spezifische Art der Gegebenheit der wirtschaftlichen Güter kennt. Wir haben einen Teil unserer Untersuchung dieser Aufgabe gewidmet, wir wissen, jedenfalls in den Grundzügen, wie die wirtschaftlichen Güter gegeben sind. Sie sind Verfügbares für Wirtschaftsgebilde, und wir wissen, was die Seinsweise des Verfügbaren bedeutet. Wir reden nicht mehr ins Leere hinaus: „gegeben sind . . .", sondern wir können begrifflich angeben, in welcher Weise dieser Acker hier für den Bauern da-ist. Es gibt für eine Erfahrungswissenschaft keine Erkenntnisaufgabe, die entscheidender wäre als die, die Seinsweise des Erfahrenen „in den Griff" zu bekommen. Die „reine" Theorie weiß gar nichts von dieser Aufgabe. Darum kommt es zu Mißverständnissen wie diesen: wo es dem Wirtschafter darum geht, die Existenz seines Gebildes zu behaupten mit seinen Entscheiden über die Mächtigkeit von Gütermengen, über die Höhen von Preisen usw., da glaubt die „reine" Theorie, es handle sich um eine mathematische Aufgabe entsprechend der eines Schülers, der etwa ein Dreieck konstruieren soll und dem dazu gewisse Bestimmungsstücke „gegeben" sind, während er die anderen suchen muß. Und wenn der Wirtschafter in Gestaltungen denkt, dann kann die Wissenschaft von der Wirtschaft nicht so tun, als müsse sie mathematische Aufgaben lösen; sie kann den Gedankengang des Wirtschafters nur wiederholen in seinen Grundzügen, ihn

zu Ende denken: die Wissenschaft von der Wirtschaft kann nur die grundlegende und abschließende Besinnung sein auf die gestaltende Tat des Wirtschafters, der theoretische Gedanke ist grundsätzlich kein anderer als der, der in der gestaltenden Tat selber lebendig ist.

4.

Das Angebot auf dem Markte gilt der „reinen" Theorie als Gütermenge, die Nachfrage glaubt sie „gemessen" durch die „Geldmenge", die die „Individuen" insgesamt aufzuwenden bereit sind. Und zwar hat die Theorie wieder die ihr gemäße „Auffassung" von diesen Güter- und Geldmengen: sie hält sich an die Zahl der Einheiten und glaubt, sie auf Koordinatenachsen abtragen zu können. So schlägt hier ein, was wir oben über das Erfassen der Gütermengen durch die „reine" Theorie gesagt haben.

Aber auch wenn man Angebot und Nachfrage als die angebotenen und nachgefragten Gütermengen versteht und diese Gütermengen lebensecht als Mengen von Verfügbarem, so ist damit den Tatbeständen auf dem Markte, die Angebot und Nachfrage heißen können, noch nicht Genüge getan. Ausgehen muß man von dem Bedarf der Wirtschaftsgebilde. Das ist der Bedarf nach einem Verfügbaren, das im Gebilde gewisse Erfüllungen bieten soll. Den Bedarf kann das Gebilde in verschiedener Weise decken: z. B. durch eigene Erzeugung, durch „Okkupation", durch Tausch auf dem Markte. Der Bedarf kann sich gegen den Markt wenden, sich dort mit Bedarfen gleichen Inhalts aber vieler Gebilde zusammenfinden als Nachfrage, an beliebige Verfügende gerichtet. So liegen die Dinge aber nicht, daß da zunächst die „Einzelnachfragen" der „Individuen" sind, die sich dann zur „Gesamtnachfrage" addieren, und der ganze Vorgang wäre „exakt" erfaßt als die Addition von Zahlen, sondern Wirtschaftsgebilde entwickeln das Hegen von Bedarfen in einer bestimmten Richtung fort, wenn sie am Markt die Nachfrage bilden. Als Nachfrage treten die Bedarfe vieler Gebilde vereinheitlicht am Markte auf. Wie nun der Bedarf nicht als solcher größenhaft ist — nur der Inhalt des Bedarfes, z. B. soundso

viele Laib Brot die Woche, kann größenhaft bestimmt sein — so auch nicht die Nachfrage. Wie der Bedarf ist die Nachfrage eine Willenshaltung der Gebilde. Sie zeigt sich längst nicht eindeutig in jener „Geldsumme", die die Beteiligten zusammen bereit wären auszugehen; man muß schon in die Willensbildung der Gebilde vordringen und alle einschlägigen Tatbestände ihrer Seinsweise nach richtig erfassen. Gänzlich verkannt wird die Seinsweise dieser Tatbestände aber, wenn man von jener als Nachfrage vermeinten Geldsumme nur noch die Zahl aufgreift. — Die am Markt angebotene Ware ist ihrer Seinsweise nach auch nicht mehr das Verfügbare, wie wir es bisher untersucht haben als Verfügbares schlechthin im Wirtschaftsgebilde. Ware ist der Unternehmung das Verfügbare als das Feilgehaltene, es sind also Verfügungen bestimmter Art über das Verfügbare ergangen, die es erst zur Ware machen. Diese Verfügungen darf man nicht übersehen und das Angebot als eine Summe von Gütern einer Art „auffassen", die man „Waren", „Artikel", Gütermengen nennt, aber hinsichtlich ihrer Seinsweise unbestimmt läßt. Erst dann erfaßt man die wirtschaftlichen Tatbestände richtig, wenn man Gebilde, etwa Unternehmungen und Haushalte, am Markte als Anbietende und als Nachfragende sieht, wenn man sieht, wie sie ihre Gestaltung gegen- und miteinander durchzusetzen trachten im „Preiskampf", wie z. B. der Haushalt als Gebilde sich so zu stellen sucht, daß Bedarf und Deckung in ihm zu dauerndem Einklang gelangen, die Unternehmung wieder anders, und wie daraufhin erst alle fallweisen Preise und die „geltende" Wirtschaftliche Dimension von Güterart zu Güterart sich ergeben. — Dies Geschehen der Größenbildung ist für seinen Teil noch wieder zusammengeordnet zum Markt, den neuere Fälle von Wirtschaft als Zweckgebilde in vielen Spielarten ausgebildet haben. Technisch ruht das Gebilde des Marktes auf mancherlei Vorkehrungen wie Anlagen und Stellungen, rechtlich ist es gefestigt in Marktordnung und -recht. Gerade auch der Markt als wirtschaftliches Zweckgebilde hat seinen Anteil daran, daß in der ganzen Runde der beteiligten Gebilde dem Bedarf seine Deckung verbürgt wird im Wege des Tausches, daß jener Gestaltungszustand erreicht wird, den die „reine" Theorie nur in der Sprache der Mechanik als „Gleich-

gewicht" auszusagen weiß. Diesen Gestaltungszustand verkennt sie wieder grundsätzlich, wenn sie ihn als rechnerische Gleichheit zweier Zahlen (Angebot und Nachfrage) „auffaßt". Die Ordinate des Schnittpunktes einer „Nachfrage-" und einer „Angebotskurve" soll dann den „Gleichgewichtspreis" darstellen. Vom Markt als Gebilde findet sich in der „reinen" Theorie nicht eine Spur, er ist nur redensartlich anwesend. Die nationalökonomische Theorie ist immer mehr oder minder ausschließlich „Markt- und Preislehre" gewesen. Gerade darum aber, weil sie die ungrößenhafte Gestaltung des Wirtschaftslebens nicht gesehen hat, hat sie auch die Größen im Markt und diesen selber nicht so aufgreifen können, wie sie im Wirtschaftsleben von Wirklichkeit sind.

Welche „Größen" sich die „reine" Theorie denken mag unter den Namen Angebot und Nachfrage, und was sie überhaupt an Tatbeständen erfassen mag oder nicht, unabhängig davon denkt der Mann der gestaltenden Tat das Marktgetriebe durch als gebildliches Geschehen. Er verwechselt z. B. am Effektenmarkt Angebot und Nachfrage in einem Papier nicht mit reinen Zahlen, sondern er sucht allemal und soweit wie möglich in die Gestaltungszusammenhänge des Geschehens um ihn einzudringen. Er forscht etwa nach den Nachfragenden und weiß die Lage ganz verschieden zu beurteilen, je nachdem es sich um „Anlage suchendes Publikum" oder um „die beruflichen Kreise" handelt usw. Er weiß auch, daß dieser als Börse hochentwickelte Markt sich nachdrücklich tätig zu behaupten sucht in der „Kursbildung", als Schöpfer gleichsam von Wirtschaftlicher Dimension. All dies Wissen und Verhalten der Männer der Praxis beruht auf einem vorgängigen, mehr oder weniger ausdrücklichen Verstehen der Seinsweise aller einschlägigen Tatbestände. Die „reine" Theorie aber hält es für besonders „wissenschaftlich", die Seinsverfassung der gestalthaften Tatbestände, insbesondere der wirtschaftlichen Größen, zu mißachten, ja geradezu abzuleugnen und sich nach einem vermeintlich allgemeingültigen „Ideal" von „exakter" Wissenschaft ihre eigene Welt zu bauen!

B. Die Lehre vom „subjektiven Wert"

I.

Die Gedankengänge der „reinen" Theorie, die wir jetzt betrachten wollen, versuchen, eine „Erklärung des wirtschaftlichen Handelns" zu geben. Vorerst wollen wir uns selber an das wirtschaftliche Gestalten erinnern, vor allem an seinen geistigen Kern, an die Wirtschaftliche Erwägung. Von Grund auf hat v. Gottl-Ottlilienfeld sie dargelegt (vgl. Anm. 21) in theoretischer Absicht; mit dem Aufrollen der streng vernunftgemäß vorgenommenen Wirtschaftlichen Erwägung bietet die nationalökonomische Theorie einen Einblick in die tieferen Zusammenhänge der Wirtschaft. Wir heben an der Wirtschaftlichen Erwägung nur das hervor, was wir gegenüber der „reinen" Theorie betonen müssen.

Nach dem Umblick über die Gesamtlage des Wirtschaftsgebildes hinsichtlich seiner Bedarfe und des ihm Verfügbaren handelt es sich bei der Wirtschaftlichen Erwägung darum, das in der „Wirtschaftsperiode" Verfügbare an Gütern, Leistungen und Nutzungen auf die Bedarfe aufzuteilen. Da die Bedarfe — die Forderungen, Verfügung zu erlangen — stets über das tatsächlich Verfügbare hinausgehen, kann der Wirtschafter nicht alle Bedarfe decken und die einzelnen nicht vollständig: er muß eine Auslese aus ihnen treffen. — Zunächst setzt er sich — allerdings immer mit dem Blick auf das Verfügbare — mit den Bedarfen auseinander. Sie bieten sich dem Wirtschafter als ihn umdrängende Forderungen dar, sei es, daß gefühlsmäßige Antriebe hinter ihnen stehen oder vernunftmäßige; dies ist das dem Wirtschafter Gegebene an den Bedarfen. Aber davon wendet sich der Wirtschafter ab, um streng vernunftgemäß eine Rangordnung unter den Bedarfen zu erarbeiten, nach der er sie decken kann. Was er als besonders wuchtiges Begehren hinter einem Bedarf empfindet, kann den Wirtschafter höchstens veranlassen, die Deckung dieses Bedarfes früher zu erwägen, kann ihn aber nicht im Entscheid bestimmen. Die Entscheide über die Rangordnung der Bedarfe und ihre Deckung fallen ganz anders: der Wirtschafter denkt an die Erfüllungen, die er über die Deckung der Bedarfe hin-

über dem mannigfachen Wollen gewährt; er denkt vor allem an das lebensförderlichste Zusammenspiel der Erfüllungen. Zu fördern aber es gilt für den Wirtschafter das Leben des Sozialen Gebildes, dessen Gestalter er ist. Je besser die Wirtschaft bedeutende Ordnung im Gebilde durchgesetzt ist und je besser das Gebilde seiner Umwelt eingepaßt ist im Hinblick auf seinen Bestand, desto lebensförderlicher ist jenes Zusammenspiel für das Gebilde. Der dahin ausgerichteten Bestgestaltung strebt der Gestalter nach, etwas Ungrößenhaftem also, während das ihm Verfügbare und ebenso der Inhalt eines Bedarfes mengen- und größenhaft sein kann. Dieser erste, bedarfsklärende Teil der Wirtschaftlichen Erwägung endet damit, daß der Wirtschafter eine Reihe von Bedarfen in bestimmtem Umfang für deckungswürdig erklärt, weil er das hinter ihnen stehende Wollen für erfüllungswürdig befunden hat. — Es ist danach zu beachten, welchen Aufwand jeder bedarfsdeckende Vorgang technisch erfordern würde. Die bedarfsdeckenden Vorgänge müssen technisch richtig, also mit dem vergleichsweise mindesten Aufwand, verlaufen, und sie dürfen nichts Verfügbares unverwendet lassen. In diesem Sinne ergibt sich als Richtschnur für den zweiten, den deckungsbedachten Teil der Erwägung die erschöpfende Auswertung alles Verfügbaren. Darüber erst rückt sich die Rangordnung der Bedarfe endgültig zurecht; in zweimaligem Anlauf also erarbeitet der Wirtschafter diese Rangordnung. Hinterher kann man dann sagen, die in der Rangordnung obersten Bedarfe seien die „dringlichsten", die nachfolgenden seien „weniger dringlich" usw., ohne daß man damit sonderlich viel sagt.

Aus der Erwägung scheiden von vornherein der Zwangsbedarf, den fremdes Wollen dem Gebilde aufgezwungen hat, und der Pflichtbedarf aus. Alleinig um den Rest an Bedarf, um den Kürbedarf, handelt es sich noch in der Wirtschaftlichen Erwägung. Dabei geht der Wirtschafter von der Deckung des Notbedarfes aus, jener engsten Runde von Bedarfen, die er überhaupt decken muß, oder das Gebilde müßte zugrunde gehen. Die Erwägung, wie das Zusammenspiel der Erfüllungen im Gebilde sich lebensförderlicher, d. h. den Bestand des Gebildes besser verbürgend, gestalten läßt, ist erst möglich auf Grund einer

bestimmten Deckung des Notbedarfs. Einen Bedarf dann nach dem anderen erwägt der Wirtschafter hinsichtlich seines Einbezuges in den Kreis der zu deckenden Bedarfe; wobei der neu hinzutretende Bedarf den Notbedarf verstärken oder verfeinern oder ergänzen kann. Von zwei Bedarfen bezieht der Wirtschafter immer den ein, dessen Einbezug das Zusammenspiel der Erfüllungen — soweit es bisher erreicht ist — lebensförderlicher zu gestalten verspricht als der Einbezug des anderen. Den Einbezug von Bedarfen setzt der Wirtschafter solange fort, bis er das Verfügbare restlos erschöpft hat, immer unter der Voraussetzung, daß der einzelne bedarfsdeckende Vorgang nicht mehr des Verfügbaren beansprucht als technisch notwendig ist.

Die Wirtschaftliche Erwägung ist ein Stück Willensleben; das Hegen von Bedarfen, das Fordern, Verfügung über etwas zu erlangen, wird im Laufe der Erwägung von der wirtschaftlichen Vernunft in die Zucht genommen. Ein Willensvorgang läuft hier ab, der in Entscheiden endet, daß diese und jene bedarfsdeckenden Vorgänge in Gang kommen sollen. Die Wirtschaftliche Erwägung ist kein Erkennen; das Wissen um Welt und Menschen und vor allem technische Einsichten können sie nur begleiten.

2.

Wenn die „reine" Theorie daran geht, das „wirtschaftliche Handeln" zu „erklären", so geht sie aus vom „Wirtschaftssubjekt" und von den „menschlichen Bedürfnissen"[103]. Wir wissen bereits, daß diese Theorie das „Wirtschaftssubjekt" hinsichtlich seiner Seinsweise im dunklen läßt oder es höchstens als leiblich-seelische Person auslegt, es aber niemals erfaßt als Stellung im Sozialen Gebilde. Das Bedürfnis erläutert die Theorie auch heute noch meistens mit jener Wendung, die einstens F. B. W. v. Hermann dafür gefunden hat: es sei das „Gefühl eines Mangels mit dem Streben ihn zu beseitigen"[104], doch gibt es noch viele andere Erklärungen[105]. An die Definition knüpft man in den ausführlicheren Darstellungen noch mancherlei begriffliche Unterscheidungen[106] und Auseinandersetzungen mit den Definitionen anderer Forscher, aber die grundlegende Frage, wer

Bedürfnisse hegt, wie dieser Bedürfnis Hegende seiner Seinsweise nach auszulegen sei, diese Frage wird weder ausdrücklich gestellt noch beantwortet. Es heißt nur obenhin, „der Mensch" oder „die Menschen" oder „wir" hätten Bedürfnisse. Weil man nur unbewußt, unter nicht übersehbaren geistigen Einflüssen das Sein der Bedürfnis Hegenden auslegt, so bleibt der Tatbestand unter dem Namen „Bedürfnis" verschwommen; die Definitionen aber werden notwendig desto vielfältiger. Anders wird die Lage für das Denken erst, wenn man — mit v. Gottl-Ottlilienfeld — die leiblich-seelischen Einheiten, die Personen, ihrer Seinsweise nach trennt von den eigentlichen „Subjekten" des Zusammenlebens, von den Sozialen Gebilden. Dann kann man sich, abseits aller mehr oder minder heillosen Psychologie, auf einige wenige erlebbare Tatbestände besinnen. Als leiblich-seelische Einheiten hegen wir mancherlei Begehren, z. B. das Begehren nach dem Genuß eines Bades, das Begehren nach Sättigung usw. Wir wenden uns nun den Begehren zu, die nicht ein bloßes Wünschen, sozusagen nur ein Einfall, eine Laune des Wollens bleiben, sondern die ihre Erfüllung durchzusetzen und die nach der Erfüllung wiederzukehren trachten. Daß sie wiederkehren und schließlich „chronisch" werden, hängt noch daran, daß wir von uns aus die Gewöhnung an sie aufkommen lassen, daß die Bedingungen der Umwelt sie zulassen und daß wir sie immer wieder erfüllen auf Grund wirtschaftlicher Entscheide [107]). Die Wiederkehr der Begehren ist also auch immer schon wirtschaftlich gutgeheißen. Die „chronisch" gewordenen Begehren nun heißen Bedürfnisse. Wenn wir wissen, was technisch geeignet ist, ein Bedürfnis zu befriedigen, so fordern wir, über dies Geeignete Verfügung zu erlangen, wir hegen Bedarf nach dieser Sache, genauer gesagt, wir bürden dem Sozialgebilde, dessen Stellungen wir ausfüllen, Bedarf auf; denn das Gebilde muß für seine Deckung aufkommen. Als leiblich-seelische Einheiten also hegen wir neben sonstigen Begehren namentlich „Bedürfnisse" im soeben erläuterten Sinne, die Sozialen Gebilde aber belasten sich mit Bedarfen.

Bedürfnisse sind also wohl ein wichtiger Anlaß für Bedarfe, aber sie sind nicht der einzige Anlaß; es gibt noch Anlässe für Bedarf, die nicht im Leben der Personen liegen. Es sind das,

wie v. Gottl-Ottlilienfeld gezeigt hat, vernunftmäßig erfaßte Notwendigkeiten des Zusammenlebens, und daneben erfahrungsmäßige Erfordernisse des bedarfsdeckenden Handelns, schließlich auch äußerer Zwang. Diese Anlässe liegen also im gebildlichen Zusammenleben oder sie sind technisch-sachlicher Art. Aus Notwendigkeiten des Zusammenlebens entspringt z. B. der gewaltige Bedarf, den Volk und Staat nach Wehr und Waffen hegen; an technischen Erfordernissen hängt es, wenn überaus viel Bedarf einheitlich umschlägt zum Bedarf nach Erdöl oder Steinkohle oder Eisenerz. Es heißt das Leben der Sozialen Gebilde wie Volk, Staat, Volkswirtschaft, Haushalt, Unternehmung usw. ableugnen, wenn man vermeint, jene Bedarfe ließen sich letzten Endes doch wieder auf „Bedürfnisse" von Personen zurückrechnen. In einer gewaltsamen gedanklichen Konstruktion verbiegt man damit gegen alle Erfahrung das gebildliche Zusammenleben zu einem Beisammen von leiblichen „Individuen"! — Gerade hierauf aber beruht ein wichtiges Lehrstück der „reinen" Theorie, die Lehre von den „Güterordnungen". Als Güter erster Ordnung gelten die „Konsumgüter" für die „Individuen", die höheren Ordnungen enthalten die „Produktionsgüter", technisch gestaffelt. Man ist dann der Ansicht, die Güter höherer Ordnung würden letztlich doch nur „begehrt", weil die Güter erster Ordnung zur „Bedürfnisbefriedigung" der „Individuen" nötig wären [108]), eine Ansicht, die eben auf der Blindheit gegenüber den Sozialen Gebilden beruht. Statt also von dem — seiner Seinsweise nach dunklen — „Wirtschaftssubjekt" oder dem „Individuum" auszugehen und von dem — nur psychologisch umschriebenen — Bedürfnis und statt darauf dann eine Gütermetaphysik aufzubauen, kann hingegen die nationalökonomische Theorie an ihrem Ausgangspunkt allemal die Sozialen Gebilde und den Tatbestand des Bedarfes erfassen, kann seine verschiedenen Anlässe sehen, von denen das — seiner Seinsweise nach ausgelegte — Bedürfnis nur einer ist. Dann kann sie auch wahrhaft hineinblicken in das große Ringen um die Verfügung in der Welt, um die Deckung des Bedarfes, wie sie das ganze Zusammenleben mit in Bewegung erhält, vom kleinsten Haushalt bis zu ganzen Ländern und Völkern. — Somit ist bereits der Ausgangspunkt der „reinen"

Theorie fragwürdig. Doch das ist längst gezeigt[109]), und wir brauchten es hier nur zu streifen, um die Prüfung einzuleiten, die das Erfassen von wirtschaftlichen Mengen und Größen durch die „reine“ Theorie betreffen soll.

3.

Wir haben gesehen, daß die „reine“ Theorie das „Wirtschaftssubjekt“ seinem Sein nach gar nicht auslegt, daß somit der Bedürfnisträger unbestimmt bleibt und das Bedürfnis selber. Erst wenn man die leiblich-seelischen Einheiten, die Personen, ihrem Sein nach klar scheidet von den Sozialen Gebilden, kann man einen Tatbestand erfassen, der „Bedürfnis“, und einen anderen, der „Bedarf“ heißen muß. Während sie aber diese grundlegenden Verhältnisse so wenig geklärt hat, hat die „reine“ Theorie anscheinend doch eine Größenlehre vom Bedürfnis ausgebildet. Erstaunlich ist dies nicht nur insofern, als hier in den Grundlagen noch alles schwankt, sondern auch darum, weil man in der Richtung auf das seelische Erleben der Personen am allerwenigsten größenhafte wirtschaftliche Tatbestände vermutet. Aber sehen wir zu, was die Theorie aufzeigt.

„Um die Gestaltung seiner Bedürfnisse für einen bestimmten Zeitraum zu übersehen, muß das Wirtschaftssubjekt — die Erlebnisse verschiedener Zeitabschnitte synchronisierend — die einzelnen Bedürfnisse der Größe ihrer Intensität nach veranschlagen und ordnen[110]).“ Allem Anschein nach ist hier von einer intensiven Größe die Rede. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn wir bei einem anderen Vertreter der „österreichischen Schule“ lesen: „Verzeichnet man sämtliche innerhalb ein und derselben Bedürfnisart unterscheidbaren Teilbedürfnisse mit Vergleichszahlen ihrer Intensität (Wichtigkeit), so erhält man die Intensitäts- oder Wichtigkeitsskala dieser Bedürfnisart[111]).“ Hier haben wir anscheinend, was wir allerdings erwarten können: zu einer intensiven Größe gehört eine Skala. Unser Gewährsmann beschreibt die festen Punkte der Skala, wenn er fortfährt: „Ihr Höchstpunkt ist gegeben durch jene Intensität, mit der das Wirtschaftssubjekt die erste Befriedigungseinheit eines völlig unbefriedigten Bedürfnisses begehrt (z. B. der dem Verhungern

nahe die erste Ration eines Nahrungsmittels), dann folgen die Punkte stufenweise abnehmender Intensität, mit welchen die folgenden Teilbefriedigungen bzw. die folgenden Verwendungseinheiten des Befriedigungsmittels begehrt werden, bis hinab zum Sättigungs- oder Nullpunkt der Skala."

Wir müssen vermuten, daß die „reine" Theorie auf Grund des Begriffes einer intensiven Größe von „Bedürfnisintensitäten" spricht. Wir haben z. B. am Begriff einer physikalischen intensiven Größe, am Begriff der Temperatur, gesehen, was alles dazu gehört, ihn auszubilden; E. Mach hat die Geschichte dieser Begriffsbildung geschrieben, die zeigt, wie mühselig man zu dem Begriff der Temperatur durchgefunden hat. Wirtschaftliche Größenvorstellungen entstehen sicherlich anders als physikalische; aber auch sie wollen erarbeitet sein, und so fragen wir die „reine" Theorie, welche Erfordernisse für den wirtschaftlichen Tatbestand der „Intensität des Teilbedürfnisses" sie aufzeigt. Von Intensitäten kann man in einer Erfahrungswissenschaft nicht verbindlich sprechen, ehe man den zugehörigen Größenbegriff entwickelt und dabei alle Erfordernisse beachtet hat. Aber ganz beiläufig nur und immer gleich zu Anfang des Gedankenganges spricht man davon, die Bedürfnisse seien von verschiedener Intensität, als sei dies allgemein bekannt und verstanden. Die „reine" Theorie weiß offenbar nicht, daß sie hier einen Größenbegriff vollständig ausgebildet haben müßte, um von einer „bestimmten Intensität" sprechen zu können. Dem Physiker können wir irgendwelche Wärmezustände vorlegen: weil er den Begriff der intensiven Größe „Temperatur" erarbeitet hat, ordnet er jenen Zuständen „bestimmte Intensitäten" zu, eben Temperaturzahlen. Wir haben früher das Erarbeiten des Temperaturbegriffes darum ausführlich geschildert, um zu zeigen, wie viele einzelne Denkschritte, experimentelle Zurüstungen usw., kurz, wieviel Erfahrungsarbeit nötig ist, um überhaupt erst Zustände als etwas „Objektives" zu sichern. Der Physiker redet nicht nur von gleichen oder ungleichen Wärmezuständen, sondern er zeigt Zustände auf, die er gleich oder ungleich nennt. Die sicherlich anders geartete aber entsprechende Erfahrungsarbeit zur Sicherung wirtschaftlicher Tatbestände fehlt der „reinen" Theorie hier gänzlich; sie hat

nur geredet von der „bestimmten Intensität" eines Teilbedürfnisses.

Zu einer intensiven Größe, wie z. B. die Temperatur eine ist und das Bedürfnis eine sein soll, gehört eine Skala. Gewissen Zuständen, die man eindeutig aufzeigen und wiederherstellen kann, z. B. dem Schmelzen des Eises und dem Sieden des Wassers, legt man verabredungsgemäß gewisse Zahlen bei, den Abstand zwischen den beiden Marken teilt man in eine verabredete Anzahl gleicher Teile. Eine Skala ruht also auf festen Punkten, die man gewissen eindeutig und verbindlich aufgewiesenen Sachverhalten zugeordnet hat. Ist nun die „Intensitätsskala der Teilbedürfnisse einer Bedürfnisart" wirklich eine Skala? Die angegebenen Grenzzustände, der Zustand des „völlig unbefriedigten Bedürfnisses" und der „Sättigung" sind nicht eindeutig und verbindlich aufweisbar. Zunächst einmal wären diese Zustände — auch nach der Meinung der „reinen Theorie" — für jedes „Individuum" andere. Wir hätten dann eine Größenart vor uns, für die es ebensoviele — weitgehend unvergleichbare — Skalen gibt wie Untersuchungsgegenstände, bei der also ein wichtiges Zubehör, eben die Skala, „Privatsache" der ihrer Seinsweise nach höchst zweifelhaften „Individuen" bliebe. Sodann, welche verbindlichen Erfahrenswege gibt es, die jene Grenzzustände, z. B. die Sättigung, als spezifisch wirtschaftliche Sachverhalte erfassen lassen? Die oben angeführten Grenzzustände, das Verhungern und die Sättigung, sind hier zufällig physiologisch verstanden; wir hegen aber doch nach sehr viel mehr Dingen Bedürfnisse als nach Essen und Trinken! Wenn wir gar, wie der Wirtschafter es tatsächlich tut, an die Bedarfe denken, an die Bedarfe z. B. nach Erdöl, nach Polizeischutz, nach Mitteln für die Steuerzahlung: was heißt da „Sättigung"? Spezifisch wirtschaftlich erfahrbare Zustände der Bedarfsdeckung müßten jene Grenzzustände sein; sie kann man aber nur als Gestaltungen erfassen, die man nicht in eine Skala bringen kann im Dienste eines Größendenkens. Wenn man also an die erfahrbaren Tatbestände herangeht, entfällt das vermeintliche Ziel, nämlich eine Skala für ein Größendenken aufzustellen. — Das „Verzeichnen" schließlich der Teilbedürfnisse mit „Vergleichszahlen ihrer Intensität" ist auch leichter gesagt als getan, wenn

noch alle Voraussetzungen für die Ausbildung einer intensiven Größe fehlen. Man kann allerdings alles mögliche, das man halb aufzeigt, halb sich ausdenkt, mit irgendwelchen Zahlen bezeichnen; aber das geht niemanden etwas an; nicht einmal der, der es macht, kann damit etwas anfangen. Denn eine Folge der Größe nach geordneter Zahlen ist noch längst keine Skala im Dienste eines verbindlichen Größendenkens. Auf die Vergleichszahlen kommen wir noch an anderer Stelle zurück.

Sind die „Intensitäten der Teilbedürfnisse einer Bedürfnisart" nicht erfahrungswissenschaftlich gesichert, so fallen auch die übrigen „Bedürfnisskalen". Man denkt sich nämlich jene „Intensitäts- oder Wichtigkeitsskala der Teilbedürfnisse" für mehrere Bedürfnisarten aufgestellt. Jede der Skalen hätte ihren Höchstpunkt, und nach diesen Höchstpunkten könne man eine „Rangordnung der Bedürfnisarten" herstellen [112]). Da aber jene Höchstpunkte als Intensitäten nur ausgedacht, aber nicht aus der Erfahrung verbindlich erarbeitet sind, ist es nichts mit dieser Rangordnung. Sie soll auch nicht ausschlaggebend sein für die Güterverwendung. Da müsse vielmehr eine Intensitätsskala von Teilbedürfnissen verschiedener Bedürfnisarten heran. Wie es aber um die Intensitäten der Teilbedürfnisse steht, wissen wir bereits. So ist denn auch die „Regel der Güterverwendung", zu der H. Mayer das sog. Zweite Gossensche Gesetz umbildet, leerer Schall: „keine Teilmenge des verfügbaren Gesamtgütervorrates zur Befriedigung eines minder intensiven Teilbedürfnisses zu verwenden, solange damit ein Teilbedürfnis höherer Intensität befriedigt werden kann . . . [113])".

Nur von schnellfertigem Denken bewegt, zugleich aber getrieben vom Ehrgeiz, „exakte" Wissenschaft zu sein, malt sich die „reine" Theorie die Wahngebilde der Bedürfnisskalen aus, die jedem „Individuum" anders zukämen. In der Wirklichkeit des Wirtschaftslebens aber handelt es sich nicht um verschwommene, nur vulgärpsychologisch umschriebene Bedürfnisse, sondern um die Bedarfe, die als Forderungen, Verfügung zu erlangen, scharf als Tatbestände erfaßlich sind. Nicht das seiner Seinsweise nach dunkle „Individuum" hat mit ihnen zu tun, sondern der Wirtschafter, als die Gestalterstellung im Wirtschaftsgebilde. Um eine Rangordnung der Bedarfe geht es dem Wirtschafter,

bei der er sich an etwas Ungrößenhaftem ausrichtet; aber er sucht nicht nach einer Skala im Dienste eines Größendenkens und überhaupt nicht nach einer Größenordnung.

4.

Der Wirtschafter erarbeitet eine Rangordnung der Bedarfe, der Forderungen also, Verfügung zu erlangen. Nach dieser Ordnung wird er die Bedarfe decken; aber sie ist in keiner Weise eine Größenordnung. Größenhaft können nur die Inhalte der Bedarfe sein, das, wonach Bedarf besteht. Um die Bedarfe zu ordnen, blickt der Wirtschafter auf das Zusammenspiel der Erfüllungen, die sich an die Bedarfsdeckung anschließen. Daß ein Zusammenspiel der Erfüllungen zustande kommt, das dem Bestehen des Sozialgebildes am besten frommt, darum geht es dem Wirtschafter, im Hinblick darauf baut er die Ordnung der Bedarfe auf. Das Leben des Sozialgebildes hat der Wirtschafter letztlich vor Augen, etwas grundsätzlich Durchschaubares also, das er für seinen Teil im einzelnen kennen muß, und das zu erkennen der ganzen nationalökonomischen Theorie obliegt.

Das Spiel von Bedarf und Deckung, darin Wirtschaft durchzusetzen ist, überspringt die Theorie des „subjektiven Wertes". Mit ihren Ausführungen über die Bedürfnisse bleibt sie gleichsam vor jenem Spiel stehen; Bedarf ist ihr nur die „Menge der Befriedigungsmittel"[114]. Mit der „Bedürfnisbefriedigung" ist sie aber schon über die Bedarfsdeckung hinausgesprungen: nach allem, was sie darüber vorbringt, meint sie mit der „Bedürfnisbefriedigung" teils den Verzehr, teils die Erfüllung von Wollen, was beides sich an die Bedarfsdeckung nur anschließen kann. Wenn die Theorie des „subjektiven Wertes" nun aber schon gleich die „Bedürfnisbefriedigungen", d. h. die Erfüllungen, betrachtet, so entgeht ihr dabei doch gänzlich jener soeben erwähnte entscheidende Sachverhalt, daß der Wirtschafter die Erfüllungen und danach die Bedarfe beurteilt im Hinblick auf das bis ins einzelne durchschaubare Leben des Sozialgebildes. Wie denkt die „reine" Theorie statt dessen über die „Bedürfnisbefriedigungen" und ihre Beurteilung durch das „Individuum"?

Nach Fr. v. Wieser sind „alle Bedürfnisbefriedigungen ohne Ausnahme miteinander nach dem Grade ihrer Wichtigkeit vergleichbar“ [115]). Das ist eine anscheinend sehr gehaltreiche und entscheidende Aussage der Theorie: den Bedürfnisbefriedigungen kommt je ihre Wichtigkeit zu, nach deren Grad sie sich abstufen sollen, und dieser Grad der Wichtigkeit soll doch auch wohl entscheidend dafür sein, mit welcher Bedürfnisbefriedigung das „Individuum“ beginnt, mit welcher es fortfährt usw. [116]). Zu welchem anderen Zweck sollte es sonst die Bedürfnisbefriedigungen nach dem „Grade ihrer Wichtigkeit“ vergleichen? — C. Menger hat die Frage gestellt: „Inwiefern die Befriedigung verschiedener concreter Bedürfnisse für die Menschen eine verschiedene Bedeutung hat?“ Er antwortet: „Was nun vorerst die Verschiedenheit der Bedeutung anbelangt, welche die einzelnen Bedürfnisbefriedigungen für uns haben, so ist es eine Tatsache der gewöhnlichsten Erfahrung, daß jene Bedürfnisbefriedigungen für die Menschen von der höchsten Bedeutung zu sein pflegen von welchen die Erhaltung ihres Lebens abhängt, und daß das Maß der Bedeutung der übrigen Bedürfnisbefriedigungen sich für dieselben je nach dem Grade (Dauer und Intensität) der Wohlfahrt abstuft, welche von denselben abhängig ist [117]).“ „Die Größe der Bedeutung, welche die verschiedenen concreten Bedürfnisbefriedigungen . . . für uns haben, ist eine ungleiche und das Maß derselben liegt in dem Grade ihrer Wichtigkeit für die Aufrechterhaltung unseres Lebens und unserer Wohlfahrt [118]).“ In einer der neusten Darstellungen der Theorie der Bedürfnisse lesen wir, es gebe unter den Theoretikern des „subjektiven Wertes“ eine Richtung, die finde „den Bestimmungsgrund und das Maß für die subjektive Wichtigkeit der verschiedenen Bedürfnisbefriedigungen bzw. den Wert der Befriedigungsmittel in der Größe des subjektiven Wohlfahrtszuwachses, der durch die Befriedigung herbeigeführt wird, d. i. in letzter Linie in der Größe der dadurch erzeugten Lust bzw. beseitigten Unlust“ [119]).

Wir haben mit Absicht Äußerungen der „reinen“ Theorie zusammengestellt, die sich über einen Zeitraum von ungefähr fünfzig Jahren verteilen, und wir sehen, daß die Theorie in diesen entscheidenden Gedankengängen keineswegs den großen Fortschritt aufzuweisen hat, mit dem sie so gerne auftrumpft.

Es ist hier alles noch beim alten: unsere Wohlfahrt, der Wohlfahrtszuwachs, der Wohlfahrtsgewinn, danach soll das „Individuum" die Bedürfnisbefriedigungen beurteilen, soll ihre Wichtigkeit „schätzen" und endlich seine wirtschaftlichen Handlungen einrichten. Was heißt aber „unsere Wohlfahrt", wie sind die „Wohlfahrtsgewinne" oder „-zuwächse" gegeben? „Unsere Wohlfahrt" bleibt als eine völlig unaufgelöste Vorstellung jenseits des Denkens der Theorie stehen. Dies undurchdachte Irgendetwas wird auch weder klarer noch „exakter" erfaßt, wenn die so gerne quantifizierende Theorie es wachsen und abnehmen läßt. Tatsächlich aber erarbeitet der Wirtschafter mit Hilfe der inhaltlich angegebenen Richtschnüre eine große Zahl von klaren Gründen dafür, daß er einen Bedarf vor einem anderen deckt. Bei seinen Entscheiden sieht er letztlich auf das Leben des Sozialgebildes, das er mit gestaltet, auf etwas bis ins Letzte Durchschaubares, und ganze Wissenschaften, die Sozialwissenschaften nämlich, sind aufgeboten, es zu durchschauen. Wenn der Wirtschafter einen Bedarf deckt vor einem anderen, so sieht er vor sich einen besseren Stand der Gestaltung des Gebildes als im anderen Falle, und die Kennzeichen für den besseren Stand der Gestaltung hat bereits die echte Theorie ausgearbeitet. Die „reine" Theorie aber macht aus dem Gestaltungsunterschied einen „Zuwachs an Wohlfahrt", denkt also irgend etwas als „Wohlfahrt", das irgendwie größenhaft steigen und fallen soll. Das bleiben alles unausgewiesene Redewendungen, gerade so, wie das „Schätzen der Wichtigkeit" dunkel bleibt. — Hier zeigt sich sehr deutlich der Unterschied zwischen dem gebildtheoretischen Denken und der „reinen" Theorie. Das erstere weiß wahrhaft aufzuzeigen, um was es dem Wirtschafter geht, die letztere aber mutet ihm eine dunkle Rechnerei mit „Wohlfahrtszuwächsen" und ähnlichem zu. Die Gebildtheorie läßt die Wirklichkeit sehen und läßt in sie eindringen, die „reine" Theorie denkt sich etwas aus und deckt damit die Tatbestände zu!

Was hat es nun mit den Redewendungen auf sich, diese Bedürfnisbefriedigung sei von größerer Wichtigkeit, von höherer Bedeutung als jene? Können sie etwas für die Theorie leisten? — Wenn der Wirtschafter in der Wirtschaftlichen Erwägung die Bedarfe ordnet, gemäß den angegebenen Richtschnüren, und

wenn er dabei ständig auf Gedeih und Bestand seines Gebildes hinsieht, so hat er in jedem Falle, wo er einen Bedarf vor einem anderen zu decken sich vornimmt, eine ganze Reihe klar erfaßter Gründe dafür. Das Leben seines Gebildes ist ihm aufgeschlossen, die Richtschnüre für die Erwägung führen ihn einen sicheren Weg in dies Leben hinein, bis ins einzelne kann er jeden seiner Entscheide begründen. Nachdem er nun die Reihenfolge der Bedarfe, in der er sie decken will, erarbeitet hat, kann er wohl sagen, jene in der Reihenfolge ersten Bedarfe seien die Bedarfe von der „größten Wichtigkeit“, von der „höchsten Bedeutung“. Aber sagt er damit noch etwas Sonderliches? Er überspricht mit solchen Redewendungen obenhin das Ergebnis der Vernunfterwägung, auf keinen Fall aber haben solche Redewendungen schon bei der Erwägung selber eine Rolle gespielt! Sie kommen post festum, nachdem alles aus vielen guten, aufgedeckten Gründen entschieden ist. Es wäre ein Selbstbetrug des theoretischen Denkens, wenn es annähme, der Wirtschafter habe diese und jene Bedürfnisbefriedigungen an die Spitze gestellt, weil er sie als die wichtigsten „geschätzt“ hätte. Es liegt umgekehrt: weil sie aus tausend guten Gründen gemäß den Richtschnüren an die Spitze zu stellen waren, darum kann man sie nachträglich die wichtigsten nennen! Also um eine Nennung handelt es sich und um eine überflüssige noch dazu; ehe er noch die Erwägung angestellt hat, sind jene Redewendungen von der Wichtigkeit usw. überhaupt nichtssagend für den Wirtschafter. — Die „reine“ Theorie begeht gerade jenen Selbstbetrug: sie traut den Redewendungen, vom Ordnen gemäß Wichtigkeit, Bedeutung usw., mit denen man nicht einmal mehr das Ergebnis der Erwägung zu übersprechen braucht, einen Gehalt zu; die nach ihrer Wichtigkeit abgestuften Bedürfnisbefriedigungen sollen dem Wirtschafter vor Augen stehen, und gemäß dieser Wichtigkeit soll er sie vergleichen und über sie entscheiden. — Für die Entscheide des Wirtschafters ist gar nichts damit gesagt, daß diese Bedürfnisbefriedigung wichtiger sei als jene. Damit sind keineswegs die Gründe für den Vorzug aufgedeckt, sondern sie sind im Gegenteil bis zur Unsichtbarkeit verdeckt. Das kommt eben daher, daß man hinter Redewendungen, mit denen man allenfalls Ergebnisse der Erwägung nichtssagend

überſprechen kann, Sachverhalte vermutet, die am Anfang der Erwägung ſtehen könnten und ausſchlaggebend für ſie ſein könnten. So läuft es nur auf hohle Redensarten hinaus, wenn die Theorie die Bedürfnisbefriedigungen nach ihrer Wichtigkeit oder Bedeutung vergleichbar und abſtufbar ſein läßt und ſie täuſcht ſich, wenn ſie in den angeblichen „Wichtigkeitsſkalen" einen Anhalt für die wirtſchaftlichen Entſcheide zu erblicken glaubt.

Bei älteren Vertretern der Theorie des „ſubjektiven Wertes" gelten die Bedürfnisordnungen oder Wichtigkeitsſkalen noch als Anhalt für das Handeln des Wirtſchafters. Die heutigen Vertreter der Theorie indeſſen denken ſich dem Wirtſchafter gegenüber in der Rolle des „Beobachters"; ſie meinen, gegeben ſei ihnen nur das „Verhalten von Menſchen". So ſagt L. Miſes: „Gegeben ſind für uns die Handlungen, das Verhalten." Die Redewendungen über die Wichtigkeit uſw. dienen dann nur noch dazu, das Verhalten zu überſprechen. „Alles bewußte Verhalten von Menſchen ſtellt ſich als Vorziehen eines a einem b gegenüber dar. Es iſt ein Wählen zwiſchen ſich bietenden Möglichkeiten. Dieſe Wahlakte allein, dieſe in die Außenwelt hinauswirkenden inneren Entſcheidungen ſind uns gegeben. Wir erfaſſen ihren Sinn, indem wir den Begriff der Wichtigkeit ſetzen. Wenn ein Individuum a dem b vorzieht, dann ſagen wir, daß ihm im Augenblicke des Wahlaktes a wichtiger (wertvoller, begehrenswerter) erſchien als b[120])." — Hier drücken die Reden von der Wichtigkeit nur noch etwas Geſchehenes aus: wir beobachten eine Wahl und wir ſagen dann . . . Die Bedürfniſſe und ihre Wichtigkeit ſind hier nicht mehr das erſte, nach dem das „Individuum" ſeine Handlungen einrichtet, ſie ſind nicht mehr ſelbſtändig ermittelt etwa auf „pſychologiſchem" Wege, ſondern ſie ſind durch die Definition der Handlungen eingeführt. J. Fiſher hat dafür den Satz geprägt: „Each individual acts as he desires"[121]). Wir werden zu dieſer Wendung der Theorie, die man unternahm, um von aller Pſychologie unabhängig zu werden, Stellung nehmen, wenn wir die entſprechende „tautologiſche" Faſſung des Begriffes „Nutzen" betrachten.

5.

„Die Veranschlagung der Bedürfnisse bildet die erste gedankliche Phase der Wirtschaftsrechnung: es treten zunächst nur die Bedürfnisregungen auf, noch ohne Vorstellung davon, welche Güter zu deren Befriedigung geeignet wären, ohne jede Beziehung zu den Abhilfsmitteln der Außenwelt. Erst in der zweiten Phase der Wirtschaftsrechnung kommt die Vorstellung der zur Bedürfnisbefriedigung geeigneten Güter hinzu. Damit überträgt das Wirtschaftssubjekt jene Wichtigkeit, die es dem Bedürfnisse zumißt, auf das Mittel seiner Befriedigung: der Wichtigkeitsgröße des Bedürfnisses entspricht die Nutzengröße des zu seiner Befriedigung geeigneten Gutes. Der Nutzenbegriff bezieht sich also auf den Zustand gedachter Bedürfnisbefriedigung und ist der Ausdruck der einem Gute zugeschriebenen Eigenschaft, der Leistungsfähigkeit des Gutes zur Erfüllung seines Zweckes: der Bedürfnisbefriedigung[122])."

Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie die „reine" Theorie den Begriff des „Nutzens" einführt. Sie geht aus vom „Zustand gedachter Bedürfnisbefriedigung". Sie denkt dann dem Gute eine Leistungsfähigkeit für die Bedürfnisbefriedigung zu; diese von Gut zu Gut vergleichbare Leistungsfähigkeit nennt sie den Nutzen, die Nutzengröße, und denkt dabei an eine Vergleichszahl. Wer gewöhnt ist, sich immer in einem Gegenstandsbereich von ausdrücklich ausgelegter Seinsweise denkend zu bewegen, kann in jenem Gedankengang nicht nationalökonomische Theorie erkennen. Denn seiner Seinsweise nach ausgelegt ist da gar nichts: nicht das Gut, nicht die Bedürfnisbefriedigung, nicht die dem Gute zugerechnete Leistung und Leistungsfähigkeit. — Um nun zu sehen, welche Sachverhalte sich von der Bedürfnisbefriedigung abheben lassen, was man dem Gute zudenken kann und was nicht, erinnern wir uns an unsere Seinsauslegung des erfüllenden Geschehens; denn dies ist es, wonach die „reine" Theorie mit ihrer Vorstellung von Bedürfnisbefriedigung tastet. Wir haben dann Geschehen des Zusammenlebens vor uns, Geschehen des Lebens Sozialer Gebilde, an dem immer viele Gebilde „beteiligt" sind, und das je zusammengeordnet ist um seiner Wiederkehr willen. In der Richtung auf Wirtschaft erfassen wir

es als zusammengeordnet gemäß dauerndem Einklang von Bedarf und Deckung, so daß wir durch das Zusammenspiel der Erfüllungen hindurch das Wirtschaftsgebilde bestehen sehen. Um so besser ist eine Erfüllung das, was sie sein kann, je besser im Zusammenspiel der Erfüllungen das Dasein des Gebildes gesichert ist. Wenn es etwas für eine Erfüllung zu leisten gibt, so übernimmt dies die Gestaltung, die Zusammenordnung des Geschehens. An der wirtschaftlich verstandenen „Bedürfnisbefriedigung" ist aber kein Tatbestand erfaßlich, den man als Leistung oder Leistungsfähigkeit von dem Gute aussagen könnte. Es bedeutet keinen Aufweis eines Tatbestandes, sondern ein Ausdenken, wenn man von dem seiner Seinsweise nach nicht ausgelegten Gut auf etwas kommt, was sich abstufen soll von Gut zu Gut, den für sich selbst schon fragwürdigen „Wichtigkeitsgrößen der Bedürfnisse" entsprechend. Nur diese Behauptung der „reinen" Theorie: „der Wirtschafter legt den Gütern je ihren Nutzen bei", nichts weiter steht für die Sachhaltigkeit des „Nutzenbegriffes" ein; jene Behauptung ist aber lediglich eine gedankliche Konstruktion. Wenn die Rede vom Beilegen eines abgestuften Nutzens auch nur heißen sollte, daß der Wirtschafter „die Güter ordnet", so bleibt die Rede leer, solange man nicht die Vernunftgründe für solches Ordnen angeben kann. In Wahrheit aber kennt der Wirtschafter jenen theorienläufigen „Nutzen" gar nicht, bei dem Ordnen der Bedarfe folgt er den früher erwähnten Richtschnüren, und jene Redewendung vom Nutzen gebraucht er allenfalls nach seinen Entscheiden, die er aus guten Gestaltungsgründen vorgenommen hat. Um wirtschaftliches Geschehen und seine Zusammenordnung geht es dem Wirtschafter und um das Zusammenspiel der Erfüllungen dahinter, das sind die Tatbestände, die man hier aufzeigen und ihrer Seinsweise nach erfassen kann. Ein Gut und seine Eigenschaften kommen hier nicht in den Blick; man muß das erfüllende Geschehen schon technisch durchdenken und seiner Seinsweise nach auslegen, dann entdeckt man das Gut als Verwendbares und seine Brauchbarkeiten, kann in dieser spezifischen Weise auch Größenbegriffe ausbilden. Das Gut jedoch, das die Theorie des „subjektiven Wertes" meint, soll mit seinem „Nutzen" ausdrücklich in der Wirtschaft vorkommen.

Durchgehends führt man übrigens den Nutzen einfacher ein; es heißt dann, das Gut stifte oder gewähre einen Nutzen. So schreibt z. B. Fr. v. Wieser: „Im engsten Zusammenhange mit dem Begriff des Bedürfnisses steht für die Wirtschaftstheorie der Begriff des Nutzens. Auch diesen Namen gebraucht sie abweichend vom gemeinen Sprachgebrauche, sie erweitert ihn und bezeichnet mit ihm jeden Zustand erreichter Bedürfnisbefriedigung. Jeder Akt der Bedürfnisbefriedigung ist ein Nutzakt. Das Nahrungsmittel gibt uns durch seine Verzehrung Nutzen, aber auch das Kunstwerk gibt Nutzen. So wie alle Bedürfnisbefriedigungen ohne Ausnahme miteinander nach dem Grade ihrer Wichtigkeit vergleichbar sind, so ist auch der Nutzen aller Dinge ohne Ausnahme in seiner Größe vergleichbar[123])." Hier ist mit dem Nutzen offenbar die Erfüllung von Wollen gemeint, die sich an den Verzehr oder an den Gebrauch eines Verfügbaren anschließt. Aber wie der so verstandene Nutzen, also die Erfüllung, von Fall zu Fall „in seiner Größe vergleichbar" sein soll, ist gänzlich unverständlich. Die Erfüllung von Wollen ist wohl der Tatbestand, an dem man am allerwenigsten Größenhaftes entdecken kann. Sicherlich vergleicht der Wirtschafter Erfüllung mit Erfüllung; aber er vergleicht sie doch ausschließlich im Hinblick darauf, wie sie im Zusammenspiel aller Erfüllungen den Bestand des Gebildes sichern helfen. Wie der Wirtschafter da mit lauter für ihn offenliegenden Tatbeständen umgeht, die aber sämtlich ungrößenhaft sind, haben wir mehrfach dargelegt.

6.

„Die Größe des einem Gute beigelegten Nutzens wird mit der Verwendungsweise der Güter durch die Gesamtdisposition bestimmt; die einzelnen Nutzengrößen — einmal ermittelt — sind für das Wirtschaftssubjekt Indizes, die die zweckmäßigste Verwendungsauswahl der Güter anzeigen; an diesen Indizes ist das gesamte wirtschaftliche Handeln orientiert, dessen Ziel die Erreichung des Maximums an Nutzen ist[124])." „An den Einzelnutzen orientiert der Wirtschafter sein wirtschaftliches Handeln. Sollen diese Nutzgrößen für ihn — wie behauptet — die Indizes

der zweckmäßigsten Gutsverwendung darstellen, so müssen sie irgendwie bestimmbar und erfaßbar sein: die Art dieser Bestimmbarkeit ist also aufzuzeigen. — Ein konkreter Nutzen für sich allein ist zunächst isoliert nicht erfaßbar; dies ist auch für die Praxis nicht erforderlich. Veranlassung zu einer Nutzenschätzung liegt nämlich nur bei der Erwägung vor, ob eine Verfügungsänderung zweckmäßig sei; in diesem Falle werden zwei Nutzen miteinander verglichen: der Nutzen bei vorgenommener Verfügungsänderung mit dem Nutzen ohne die betreffende Verfügungsänderung, wobei es lediglich festzustellen gilt, ob der eine größer, gleich groß oder kleiner als der andere ist. Dies ist für die Zwecke der Wirtschaftsrechnung vollkommen ausreichend. Eine Messung der Nutzen ist weder möglich noch nötig. Die Nutzen sind einer exakten quantitativen Erfassung unzugänglich; sie können nicht gemessen werden, da sie keine homogenen Größen sind und sich auf keine Einheit beziehen lassen. Sie sind Qualitäten (intensive Größen) und nicht Quantitäten (extensive Größen). Man kann ihren Größenvergleich noch etwas weiter ziehen und feststellen, daß der Unterschied zwischen zwei Nutzen größer, gleich groß oder kleiner ist als der Unterschied zwischen zwei anderen Nutzen ($N_1 - N_2 \gtreqless N_3 - N_4$), aber man kann auch da nicht feststellen, um wieviel größer oder kleiner der Nutzungsunterschied ist. Man hat nur ‚ein Distanzgefühl für die Größe des Abstandes' (Wieser: Th. d. ges. W.)[125])." Nach O. Morgenstern kann man die einzelnen Nutzen in das Schema bringen: $N_1 > N_2 > N_3 > N_4 \ldots$; eine Messung sei nicht möglich und nicht nötig[126]).

Beginnen wir mit der letzten Behauptung. Der Wirtschafter soll von zwei Nutzen wissen, welcher von beiden der größere ist; sie sollen in der Beziehung „größer als" stehen können, also in einer asymmetrischen transitiven Beziehung. Dazu gehört aber wieder mehr, als die „reine" Theorie sich vorstellt. An erfahrbaren Zuständen muß man feststellen, daß sie in einer asymmetrischen transitiven Beziehung stehen. Wir haben am Beispiel der Ausbildung des Temperaturbegriffes gesehen, daß vorerst die Tatsache des Wärmeausgleichs gesichert sein muß, daß man Thermoskope gefunden haben muß, die durch ihre Volumausdehnung Gleichheit und Verschiedenheit von Wärmezuständen

anzeigen. Dann erst hat es einen Sinn, Wärmezustände zu ordnen. Solche Arbeit des Erfahrens — die allerdings in der Nationalökonomie grundsätzlich anders aussähe als in der Physik, ihr aber doch entsprechen würde — an wirtschaftlichen Tatbeständen hat die „reine" Theorie auch hier nicht aufzuweisen. Lediglich eine gedankliche Konstruktion von dem — hinsichtlich seiner Seinsweise unbestimmten — Gute her hat sie vorgenommen. Sie hat bei der Einführung der Nutzenvorstellung den Boden des Erfahrbaren nicht so berührt, wie es ihr als Erfahrungswissenschaft zukäme — sonst wäre sie auf die ungrößenhafte Erfüllung gestoßen, die die Verwendung des Verfügbaren gewährt — und darum kann sie ihre Nutzengröße nicht einmal hinsichtlich Größengleichheit und -verschiedenheit sichern.

Die Nutzen sollen „Qualitäten", intensive Größen sein im Gegensatz zu extensiven Größen. Nicht Maßzahlen sollen die „Nutzengrößen" sein, sondern „Indizes". Mit „Vergleichszahlen" arbeitet die „reine" Theorie auf diesem Gebiet. Sie sind uns auch schon dort begegnet, wo die „Intensität (Wichtigkeit) von Teilbedürfnissen" mit ihnen bezeichnet werden sollte. C. Menger hat derartige „Vergleichszahlen" zu dem allbekannten Schema zusammengestellt, um das Vorgehen des Wirtschafters bei der „Bedürfnisbefriedigung" zu beschreiben[127]). Hierher gehören auch die „indices de l'ophélimité", mit denen V. Pareto in seiner Theorie der „Wahlhandlungen" die „Indifferenzlinien" versieht[128]). Die statistischen Vergleichszahlen, die auf, durch die Erfahrung gegebene, absolute Zahlen zurückweisen, sind allerdings etwas anderes als jene von der Theorie vergebenen Zahlen; und die echten wirtschaftlichen Größen überhaupt sind weder intensive noch extensive Größen, als Ausdrücke für Gestaltungsverhältnisse stehen sie jenseits dieser Vorstellungswelt.

Nach jenen Indizes, so meint man, richtet das „Wirtschaftssubjekt" seine Handlungen aus. Wenn der Wirtschafter sich aber nach einer Zahl richten soll und wenn diese Zahl auch nur etwas Bestimmtes bezeichnen soll, so muß sie mehr sein als die „Vergleichszahl", die die Theorie des „subjektiven Wertes" beschreibt. Die Intensität einer „Qualität" hat man noch nicht zureichend durch eine reine Zahl bestimmt, sondern diese Zahl muß noch bezogen sein auf eine echte Skala mit ihren auf Grund von

Erfahrung festgelegten Punkten. Es müßte, wenn es überhaupt so etwas geben könnte, eine Skala sein, die den Vergleichszahlen einen bestimmten, in der wirtschaftlichen Erfahrung entwickelten Sinn gibt.

Was zu einer echten Intensitätszahl gehört, wollen wir uns noch von P. Duhem an Beispielen klarmachen lassen[129]). „Ebenso erfahre ich, wenn man mir bloß sagt, daß die Temperaturen verschiedener Körper durch die Zahlen 10, 20 und 100 dargestellt seien, nur, daß der erste Körper weniger warm als der zweite und dieser weniger warm als der dritte sei. Aber ist der erste warm oder kalt? Bringt er das Eis zum Schmelzen oder nicht? Wird mich der letzte verbrennen? Wird er bewirken, daß ein Ei hart wird? Das weiß ich nicht, solange man mir nicht die Thermometerskala, auf die diese Temperaturen 10, 20, 100 bezogen sind, angibt, d. h. ein Verfahren, welches mir ermöglicht, in konkreter Weise die Wärmeintensitäten, welche durch die Zahlen 10, 20, 100 bezeichnet sind, zu realisieren. — — Ebenso, wie eine Größe nicht einfach durch eine abstrakte Zahl, sondern nur durch eine Zahl in Verbindung mit einer Maßeinheit definiert ist, ebenso ist die Intensität einer Qualität nicht vollkommen durch ein numerisches Symbol dargestellt; mit diesem Symbol muß zugleich ein konkretes Verfahren angegeben werden, das geeignet ist, die Skale der Intensitäten herzustellen. Nur die Kenntnis dieser Skale ermöglicht es, daß wir den algebraischen Lehrsätzen, die wir in bezug auf die Zahlen, die die verschiedenen Intensitäten der studierten Qualität darstellen, aussprechen, einen physikalischen Sinn geben.“

Um zu einer echten Skala zu kommen, hat man die Größenart aber vor allem „metrisch“ zu definieren, hat man also vor der Erfahrung zu rechtfertigende Abmachungen über den Nullpunkt, über die Größeneinheit und über die Skalenform zu treffen. Von dieser Definition des Nutzens hat die „reine“ Theorie nun selber schon abgesehen; sie dürfte auch in keiner Weise gelingen. Zwar kennt die Werttheorie „Nutzenskalen“; die „Nutzenskala der Teilmengen einer Güterart in mehreren Verwendungsarten . . . ist die am meisten gebräuchliche und für die Wirtschaftstheorie ausreichende“[130]). Aber diese „Skalen“ sind nur ein Stück der gedanklichen Konstruktion der

Nutzen vom Gute her mit Hilfe der täuschenden Reden von der „Wichtigkeit“ der Bedürfnisse; die Wichtigkeitsgrade der Bedürfnisse sagt man als Nutzengrade der die Bedürfnisse befriedigenden Güter aus. Hat man sich erst die den Gütern zukommenden größenhaften Nutzen ausgedacht, so kann man weiter leichthin sagen: „ordnet man die einzelnen Nutzen ihrer Größe nach, so ergeben sich die Nutzenskalen ...“[131]). So können also die von der „reinen“ Theorie beschriebenen „Vergleichszahlen“ dem Wirtschafter gar nichts sagen. Über das „Distanzgefühl“ aber für die „Abstände“ unter den Nutzen brauchen wir nach der Kritik, die v. Gottl-Ottlilienfeld an dem gefühlsmäßigen „Schätzen“ geübt hat, nichts mehr zu sagen[132]).

Nicht mehr wie im ersten Überschwang will man die Nutzen messen, sondern nur noch „skalieren“, will ihnen nicht Maßzahlen, sondern Vergleichszahlen beigelegt wissen. Aber wir wissen jetzt, daß die „reine“ Theorie dies Rückzugsgefecht von vornherein verloren hat: Vergleichszahlen können nichts Bestimmtes besagen ohne eine echte Skala; diese setzt aber gerade voraus, was die „reine“ Theorie nach eigenem Eingeständnis nicht leisten kann. — Der ganzen „Nutzenrechnung“ der „reinen“ Theorie liegt nichts zugrunde als der unglückselige Glaube, man könne, ja müsse sich über die Entscheide des Wirtschafters aussprechen mit der Redewendung von „dem Nutzen“, den der Wirtschafter den Gütern „beilege“. Diese Vorstellung ist eine gedankliche Konstruktion, mit der man den Boden der erfahrbaren wirtschaftlichen Tatbestände verläßt, um ihn auch nie wieder zu erreichen. An dieser Konstruktion baut man nämlich weiter: die Nutzen sind von verschiedener Größe, man kann sie nach der Größe ordnen, der Wirtschafter sucht den höchsten „Gesamtwirtschaftsnutzen“ zu erreichen[133]) usw. Wo aber die „reine“ Theorie die Änderung von redensartlichen „Indizes“ der wahnhaften Größe „Nutzen“ konstruiert, da ändert sich in Wahrheit die gestalthafte Verfassung eines Wirtschaftsgebildes in der Richtung auf die Bestgestaltung, deren Kennzeichen echte Theorie Auge in Auge mit der Wirklichkeit erfaßt. Der Durchbruch des Denkens zu „den Sachen selbst“ der wirtschaftlichen Erwägung läßt mit einem Schlage den Spuk der „Nutzenrechnung“ der „reinen“ Theorie verschwinden.

7.

Unsere Behauptung, daß die „reine" Theorie die Begriffe der Nutzengleichheit und -verschiedenheit nicht so eingeführt habe und auch nicht einführen könne wie es einer Erfahrungswissenschaft zukommt, wird anscheinend widerlegt durch das Vorgehen J. Fishers[134]). Gleichheit und Ungleichheit zweier Nutzen definiert er folgendermaßen:

„(1) For a given individual at a given time, the utility of A units of one commodity or service (a) is equal to the utility of B units of another (b), if the individual has no desire for the one to the exclusion of the other."

„(2) For a given individual, at a given time, the utility of A units of (a) exceeds the utility of B units of (b) if the individual prefers (has a desire for) A to the exclusion of B rather than for B to the exclusion of A. In the same case the utility of B is said to be less than that of A."

Der Wirtschaftstheoretiker soll das Verhalten des „Individuums", seine Wahlhandlungen, nur „beobachten"; zieht es eine Gütermenge einer anderen vor, so sagt der Theoretiker, jene Gütermenge hat den größeren Nutzen; bleibt das „Individuum" unentschieden, so sagt der Theoretiker, die Nutzen der beiden Güter sind gleich. J. Fisher weist durch mehrere Beispiele darauf hin, daß man die Gleichheit und die Ungleichheit mathematisch-physikalischer Größen genau so einführe. Auch an dem von uns selbst betrachteten Beispiele haben wir gesehen, daß der Physiker zwei Körpern, die keine Volumänderung aneinander erfahren (Wärmegleichgewicht), die gleichen Zahlen zuordnet usw.; die Zahlen nennt er Temperaturen. Ganz entsprechend sollen auf Grund gewisser Beobachtungen zwei Gütern gleiche oder ungleiche Nutzen zugeordnet werden, und geradeso will, wie wir gesehen haben, L. Mises die „Wichtigkeiten" der Güter einführen.

Aber ist denn das Beobachten der Wahlhandlungen des „Individuums" ein echtes nationalökonomisches Erfahren? Ist die Nationalökonomie auf diese Art Beobachtung angewiesen, hat sie keine anderen Möglichkeiten? Ist das überhaupt ihre Art, an die Wirklichkeit heranzugehen? Wir verneinen diese Fragen auf

Grund unserer bisherigen Untersuchungen und können uns hier kurz fassen. — Der Nationalökonom beobachtet nicht verstehenslos seine Gegenstände, sondern ist grundsätzlich schon immer verstehend in sie eingedrungen, er kann ihren „schöpferischen Begriff", den sie in sich tragen, erfassen usw. Zu dem „Beobachten", das die „reine" Theorie sich vorstellt, kann die Nationalökonomie sich nicht herbeilassen, ohne ihre ureigensten Möglichkeiten zu verkennen. Jenes Beobachten ist ein kümmerlicher Ersatz für echte nationalökonomische Erfahrung, den die „reine" Theorie sich nur ausgedacht hat, in flüchtiger und schiefer Analogie zum naturwissenschaftlichen Erfahren. Daß der Theoretiker ein Verhalten lediglich beobachten will, ist aber nicht etwa eine möglicherweise erlaubte „Auffassung" vom nationalökonomischen Erfahren, sondern er verkennt damit grundsätzlich die Seinsweise des wirtschaftlichen Geschehens. — Es gibt für die Nationalökonomie auch gar nicht die entsprechende Erkenntnisaufgabe des Nur-noch-ausdrückens von „Beobachtetem", wie die „reine" Theorie es vorhat. Die Reden vom Nutzen, von der Wichtigkeit oder Bedeutung usw. und vor allem die darauf aufgebauten Theoreme vom Grenznutzen usw. sollen solche Ausdrucksweisen sein, „Formelapparate", „Problemlösungsmaschinen" (Schumpeter), durch die man das Beobachtete — nach dem Vorbilde der Physik — „darzustellen" hofft. Nur die Naturwissenschaften üben ein verstehensloses Beobachten, auf dem Grunde des reinen sinnlichen Vernehmens nämlich, und nur vom Boden des naturwissenschaftlichen Beobachtens aus ergibt sich die Aufgabe, das mannigfaltige Beobachtete unter Größenbegriffen durch Zahlen zu bezeichnen, den Körpern und Zuständen also Länge, Temperatur, Elastizität usw. beizulegen um willen des eindeutigen und einheitlichen Ausdrückens, des Voraussagens usw.

So liegt der Art, wie J. Fisher die Begriffe der Gleichheit und Ungleichheit der Nutzen einführt, ein grundsätzliches Verkennen der eigenen Erkenntnismöglichkeiten der Nationalökonomie zugrunde. Hier liegt der Grund dafür, daß die Aussagen über den so eingeführten Nutzen nichtssagend sind angesichts des wirtschaftlich Erfahrbaren, also die Reden vom Maximum des Nutzens, von der besten Verwendung der Güter, die die Nutzenindizes anzeigen sollen usw. Das „Wirtschafts-

subjekt", das sich die „reine" Theorie auch nur ausgedacht hat, mag sein Auslangen finden mit jenen Indizes und Nutzenskalen. Der Wirtschafter, wie er als Stellung im Gebilde wirklich ist, weiß von all diesen Dingen nichts!

8.

Wir müssen uns klar werden über die Einflüsse, die die „reine" Theorie in ihren Vorstellungen von den Bedürfnissen, dem Nutzen usw. bestimmen. Sicherlich haben Moralphilosophie, Psychologie, das Zeitbewußtsein und auch Gesinnung hineingespielt[135]), den Grund aber zu jenen Vorstellungen hat etwas viel Urtümlicheres gelegt, das Denken nämlich, das in unseren alltäglichen Ausdrucksmitteln lebendig ist. Es ist ein Denken, das nur schwer zu fassen ist, weil wir es immer unbewußt üben, das darum aber desto zwingender Gewalt üben kann über unser bewußtes, wissenschaftliches Denken. So liegen den besprochenen Grundvorstellungen der „reinen" Theorie etwa die Redewendungen zugrunde: dies hat große Bedeutung für mich, dies ist von größerer Wichtigkeit, von größerem Wert als das, von diesem habe ich mehr Nutzen als von jenem usw. Die Ausdrücke der Lehre vom „subjektiven Wert" sind zum großen Teil auch solche, mit denen wir uns im Alltag über Seelisches äußern: zu meiner großen Befriedigung erfahre ich . . ., hiervon habe ich mehr Genuß, dies hat mir große Freude bereitet usw. Das Denken nun, das uns im Alltag diese Wendungen wählen läßt, um tausenderlei an Erlebnissen und Entscheiden zu übersprechen, dasselbe Denken baut mit an den Vorstellungen der Lehre vom „subjektiven Wert". Mehr oder weniger glaubt die Theorie auch, an diesen Alltagsreden schon einen Anhalt dafür zu haben, daß man Größenabstufungen nach der Wichtigkeit usw. vornehmen könne, daß man sogar über seelisches Erleben ohne weiteres in Größen denken könne, ja, daß der Alltag ihr darin schon vorgedacht habe. Wir müssen untersuchen, was diese Reden im Alltag wirklich leisten und was sie nicht leisten können.

Reine Aussagen, Erkenntnisaussagen, liegen mit den angedeuteten alltäglichen Äußerungen über Seelisches ursprünglich

nicht vor. Wenn wir jemandem z. B. sagen, sein Vortrag sei ein großer Genuß gewesen, so drücken wir ihm damit unsere Anerkennung oder gar ein Lob aus und machen nicht eine theoretische Aussage über größenhaftes „Psychisches". Es handelt sich also nicht eigentlich um reine Aussagen, sondern um Stellungnahmen von Willen zu Willen, von Gefühl zu Gefühl. Einmalige Geschehenslagen des gestimmten Willenslebens sind es allemal, in denen wir Stellung nehmen, aus denen heraus wir uns äußern in Reden gleich denen vom hohen Genuß, der großen oder tiefen Befriedigung usw. Was entzöge sich auch eher aller Vergleichbarkeit von Fall zu Fall als gerade das seelische Geschehen. Notgedrungen aber sprechen wir uns über dies Geschehen einförmig aus, wir müssen immer wieder diese, verschiedenste Erlebnisse einflachenden Reden von Freude, Genuß, Lust usw. verwenden. Die Sprache — nur als Bestand von Ausdrücken gemeint — kann unmöglich der Fülle der Geschehenslagen gerecht werden. Da greift sie zu dem Mittel, abstufende Redewendungen einzuführen, läßt von größerem Nutzen, von tieferer Befriedigung hier als dort sprechen usw. — Was sind aber diese abstufenden Redewendungen anderes als bildliche Ausdrücke? Auch hier entnimmt die Sprache ihre Bilder vorwiegend dem Gesehenen, dem anschaulich Räumlichen, wie sie es bekanntlich überhaupt so hält. Eine Willens- oder Gefühlslage vor einer anderen hervorzuheben, das bewerkstelligt die Sprache dann so, daß sie an die am einfachsten zugänglichen Unterschiede erinnert, eben an die, die „in die Augen fallen", die räumlichen Größenunterschiede. So erklären sich die Wendungen von der Höhe, Tiefe, Größe, Kleinheit des Genusses, der Befriedigung usw., und keinesfalls deuten sie auf ein Größendenken, das schon der Alltag gegenüber dem seelischen Erleben übte.

Etwas anders steht es um Reden, in denen wir einer Sache eine größere Wichtigkeit oder Bedeutung beimessen als einer anderen, ihr einen höheren Wert zusprechen. Ausdrücke wie Wichtigkeit, Wert usw. sind selber schon bildliche Wendungen, von urtümlichen Verhältnissen abgenommen wie dem „verd" (Lösegeld) oder vom Erleben des Gewichtes einer Masse. Sie sind aber längst verblaßt als Bilder, sind so abgegriffen, daß sie in

jeder Lage dienen können, irgend zwei Dinge gegeneinander abzustufen oder in „Beziehung" zu setzen. v. Gottl-Ottlilienfeld hat in seiner Wertkritik darauf hingewiesen, wie sich die Sprache ihrer bedient[136]). Willensentscheide werden dann stets als eine Wahl hingestellt. Die Reden von der Wichtigkeit, der Bedeutung, dem Wert usw. legen es nahe, zu meinen, der Wirtschafter z. B. müsse zwei Dinge abstufen nach der Wichtigkeit usw., einem müsse er dabei den Vorzug geben; die „reine" Theorie aber hat dies, was nur die Ausdrucksweise des Alltags ist, für eine sachliche Auskunft gehalten, hat daraus eine grundsätzliche „Auffassung" entwickelt, indem nach ihr das Wirtschaften überhaupt ein Wählen sein soll. In Wahrheit verhüllt die Vorstellung von der zweifältig möglichen Wahl gemäß einer Wichtigkeit vollständig die Entscheide und ihre tatsächlichen Gründe; das haben wir bereits dargelegt. Dieser Redewendungen, die nichts aufdecken und nichts erklären, kann man sich nur dann bedienen, wenn das eigentliche Geschehen und seine Gründe bekannt sind und man nur obenhin etwas Einschlägiges dazu mitzuteilen braucht. In der Tat wenden sich die Reden, die wir im Alltag über unser Tun und Lassen führen, nicht wie die der Wissenschaft an jeden, der überhaupt eine Sache überdenken will, sondern sie werden geführt und verstanden immer unter irgendwie schon Bekannten, und darum eben können sie kurz durchfahren. Wenn wir etwa sagen, dies Haus habe für uns einen größeren Wert als jenes und wir hätten es darum gekauft, so versteht dies niemand als der Bekannte, der unsere wirtschaftlichen Verhältnisse kennt und dem trotz der „formalen" und an sich nichtssagenden Rede vom Wert die vielfältigen, ganz bestimmten Beweggründe vor Augen stehen, die zu dem Entscheid geführt haben. — Sind die vorhin besprochenen bildlichen Wendungen Sprachbehelfe, so kann man die Wendungen gleich denen vom Wert, von der Bedeutung und Wichtigkeit Kunstgriffe der Alltagsrede nennen, mit denen sie über verwickelte Dinge kurz zu sprechen erlaubt. Unser alltägliches Reden kann es sich leisten, von Fall zu Fall gänzlich verschiedene Gründe für unser Handeln immer mit der gleichen Rede vom größeren oder geringeren Wert usw. zu übersprechen, da jeder der Beteiligten sich in der jeweiligen Lage mehr

oder weniger auskennt. Das ist das Eigentümliche der genannten Redewendungen, daß sie immer wieder einspringen können, um welche Sache es sich auch handeln mag, und daß sie erst in der bestimmten Geschehenslage verständlich werden; sie stehen darum weit ab von den Fachausdrücken der Wissenschaft. Hinter einem Fachausdruck hat ein verbindlich aufgewiesener Tatbestand zu stehen und nur einer! Das ist der Sinn des „terminus technicus" in einer Erfahrungswissenschaft.

Die Alltagsrede drückt Stellungnahmen aus in Geschehenslagen, in denen alle Beteiligten sich vorweg mehr oder minder gut auskennen. Darauf beruht es, daß sie kurz durchfahren kann und doch brauchbar bleibt für uns als Handelnde. Als solche wissen wir eben immer schon, „was gespielt wird", kennen wir mehr oder weniger die tatmäßigen Zusammenhänge und erwarten nicht erst von den Reden grundlegende Belehrung darüber. Die Reden können darum ruhig einförmig ausfallen, können Sprachbilder sein, von unseren Stellungnahmen zum anschaulich Räumlichen hergenommen, sie brauchen schließlich nur Kunstgriffe zu sein. Für das Erkennen aber sind sie nichtssagend! Wollte man nach dem vermuteten größenhaften Tatbestand hinter den Redewendungen suchen, als nach Größen wie Befriedigung, Genuß und Lust usw., so würde man nichts derartiges finden; oder wollte man sich nach Wert, Wichtigkeit usw. richten beim Handeln, so stünde man im Dunkeln, geschweige daß man in der Erkenntnis mit der Vorstellung einer Wahl gemäß höherem Wert usw. das Grundsätzliche an unserem Handeln aufdecken könnte[137]). Die Alltagsrede hat geradezu eine eigene Apparatur des Ausdruckes ausgebildet, ein Schema der Ausdrucksweise, das eigentümlich losgelöst ist von den wirklichen Vorgängen bei unseren Entscheiden. Wie diese Trennung möglich ist, hat die Besinnung auf die Aufgabe der Alltagsrede gezeigt. Wenn jedoch die Wissenschaft Gebrauch davon macht, wo es den Dingen auf den Grund zu dringen gilt, dann begeht sie damit wirklich nur eine „Notlüge der Erklärung" (v. Gottl-Ottlilienfeld).

9.

Als einen der ersten Antriebe, unter denen die Lehre vom „subjektiven Wert“ steht, mußten wir eine „Psychologie“ feststellen, die die Voraussetzungen für die erfahrungswissenschaftliche Sicherung z. B. von „Intensitäten“ nicht genügend beachtet. Entscheidender noch dürfte der unbewußte Einfluß sein, den die Kunstgriffe der alltäglichen Ausdrucksweise üben. Ihr Einfluß geht vor allem auch dahin, daß die Theorie sich den Aufweis größenhafter Tatbestände leicht macht; scheint doch schon der Alltag überall über Größenhaftes vorgedacht zu haben, wenn er von größerem oder geringerem Nutzen oder Wert usw. spricht. Ein übriges hat dann die „Methodologie“ unseres Faches getan, die fast ausschließlich von oberflächlich verstandener Naturwissenschaft abgezogen ist. Sie unterstützt jene Vorstellungen von einem „Beobachten“, läßt die nationalökonomische Theorie sich als „Problemlösungsmaschine“ (Schumpeter) verstehen, als „Formelapparat“, mit dem das Beobachtete einheitlich auszudrücken wäre. Und dabei steht die Nationalökonomie vor dem Zusammenleben, in das sie — grundsätzlich — beliebig weit verstehend eindringen kann. In der Nationalökonomie muß sich das Denken besinnen, das in den Gestaltungen, also in den Gegenständen selber der nationalökonomischen Erkenntnis lebendig ist. Aber in jener dreifachen Art zum mindesten verschüttet als „reine“ Theorie die nationalökonomische Theorie die Quellen ihrer Kraft. — In der Folge davon, daß die Theorie ihre eigenen Möglichkeiten verkennt, muß sie sich etwas ausdenken, was gegen die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände verstößt, während sie doch ein Sehen der Wirklichkeit sein könnte, gesichert durch eine Seinslehre von der Wirtschaft und eine Wissenschaftslehre. Aber gerade diese unentratbare Vorarbeit bleibt die „reine“ Theorie sich selber schuldig. Die „reine“ Theorie muß auch in der einmal eingeschlagenen Richtung immer weiter gehen; zurück kann sie nicht mehr, sie müßte sich denn selber aufgeben. So bildet sie die Kunstgriffe der alltäglichen Ausdrucksweise, die sie nicht als solche erkennt, immer feiner aus, an dem Wortnetz, das schon die Alltagsrede über die Tatbestände wirft, knüpft sie eifrig weiter, statt es zu

zerreißen und zu den Tatbeständen selber vorzudringen.

Nur ein Weiterdenken an der Alltagsrede übt die „reine" Theorie z. B. mit ihren Vorstellungen von einem „Grenznutzen". An die Vorstellung vom Nutzen, der einem Gute zurechenbar wäre, knüpft sie die von der verschiedenen Wichtigkeit der Nutzen, die ein „Gütervorrat" gewährt in den verschiedenen Verwendungsweisen, und faßt nun die Vorstellung von dem Nutzen mit der geringsten Wichtigkeit, den das „Individuum" gerade noch einheimst. Man geht weiter zu der — wie wir gezeigt haben — erfahrungswissenschaftlich nicht gesicherten Vorstellung von einer Nutzengleichheit, man spricht von „gleichen Grenznutzen" in verschiedenen Verwendungen des Gutes, um dann das „Gesetz" vom „Ausgleich des Grenznutzenniveaus" auszusprechen. Seine geschichtliche Wurzel liegt in dem redensartlichen Rechnen H. H. Gossens mit „Größe des Genusses", „Summe des Lebensgenusses", die ein Maximum werden soll, „Wert des letzten bei jedem Genuß geschaffenen Atoms" und ähnlichen wahnhaften „Größen". Fr. v. Wieser lehnte das Gesetz ab und schlug dafür die Wendung vor: „kein kleinerer Nutzen auf Kosten eines größeren". Ob man es annimmt oder durch die Wiesersche Wendung ersetzt oder es „mathematisch" faßt, immer liegt dieselbe gedankliche Konstruktion der Nutzen von verschiedener Wichtigkeit zugrunde, der größeren und kleineren Nutzen, der Nutzenindizes und -skalen, letzten Endes also das Scheinwissen der Alltagsrede!

Das „Grenznutzenprinzip" ist der Satz, der „Formelapparat", mit dem die „reine" Theorie die Wirtschaftliche Erwägung ersetzt. Der Theoretiker denkt sich, er „beobachte" z. B. auf einem Bauernhof alle Mengen an Vorräten, die Größe der Anlagen usw., und er glaubt, er müsse ein „Prinzip" finden, mit dem er diese Ergebnisse des wirtschaftlichen Handelns einheitlich ausdrücken könne. So sagt er dann, der Bauer habe in allen Richtungen der Bedürfnisbefriedigung den gleichen Grenznutzen angestrebt. Wir wissen, daß diese Nutzenrechnung die Seinsweise der Tatbestände, die in der Wirtschaftlichen Erwägung mitspielen, verfehlt, daß sie also nicht „abstrakt", sondern grundsätzlich sachleer ist und dem Bauern darum nicht das Geringste

darüber sagen kann, welche Vorräte er halten soll usw. Der Satz ist auch darum nicht echte nationalökonomische Theorie, weil die ihm zugrunde liegende Vorstellung davon, was Theorie der Wirtschaft zu leisten hat, die eigentlichen Möglichkeiten dieser Theorie verkennt. Echte Theorie legt die Grundgedanken dar, die den Wirtschafter leiten bei seinen Entscheiden, die Richtschnüre, nach denen der Wirtschafter sein Wollen in die Zucht nehmen kann. Dies kann die nationalökonomische Theorie leisten, sie muß es darum leisten und sie hat es auch schon geleistet mit den Untersuchungen v. Gottl-Ottlilienfelds über die Wirtschaftliche Erwägung. Die Richtschnüre der Erwägung sind nicht mehr leere Redensarten post festum, sondern sie führen als Willensbesinnung die gestaltende Tat des Wirtschafters[138]).

Mit den Sätzen vom Grenznutzen baut die „reine" Theorie an der die wirtschaftlichen Tatbestände verdeckenden Wortapparatur des Alltags weiter und muß darüber zu einem Ausdenken werden. Mit dem Ausdenken meinen wir aber nicht das, was man als „Gedankenexperiment" in der „reinen" Theorie für erlaubt hält und womit wir uns hier nicht befassen wollen, sondern ein Ausdenken haben wir immer ein Denken genannt, das die Seinsweise seines Gegenstandes verfehlt. Die Gedankengänge der „reinen" Theorie sind so ein Ausdenken, weil man versäumt hat, sich vorweg der Seinsweise seines Gegenstandes zu vergewissern. Man mag sie noch so geistreich und „elegant" ausführen, jenes Versäumnis macht man damit nicht wieder gut, und die Theoreme gleichen Gebäuden, die man auf Flugsand gebaut hat.

10.

„Die Aufstellung des Wirtschaftsplanes hat die Auswahl der zweckmäßigsten Verfügungen über die Güter zum Ziel. Da alle Verfügungen, die die einzelnen Güter betreffen, untereinander in einem engen Zusammenhang stehen, der durch die psychische und technische Komplementarität der Güter bedingt ist, so muß ihre Auswahl systematisch einheitlich bestimmt werden. Die Gesamtheit der Verfügungen über die Güter, die sich im Hinblick

auf eine wirtschaftliche Situation als zweckmäßig erweisen, stellt ‚die wirtschaftliche Gesamtdisposition' dar[139])."

In diesen Ausführungen sind einige Gedanken enthalten, die die „reine" Theorie als ihre neusten Fortschritte anspricht: die „psychische und die technische Komplementarität der Güter", die „Komplementarität der Nutzen" und die „wirtschaftliche Gesamtdisposition". Sehen wir zu, welche wirtschaftlichen Tatbestände sie damit in den Blick bekommen hat. — Die Lehre von der „Komplementarität der Nutzen" beruht nach unserem Gewährsmann auf „genauer Analyse des Bedürfnissystems": die Bedürfnisse stehen in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander, „sei es, daß die Befriedigung eines Bedürfnisses Voraussetzung für das Entstehen eines anderen ist, sei es, daß sie die Intensität eines anderen Bedürfnisses verstärkt oder abschwächt"[140]). Diese Ergebnisse dürftigster „eigen produzierter Psychologie" werden auf die „Güternutzen" übertragen und als deren „psychische Komplementarität" ausgesagt. Aber weder mit dieser noch mit der „technischen Komplementarität" ist etwas von dem tatmäßigen, gestalthaften Zusammenhang gesehen, der tatsächlich an den wirtschaftlichen Tatbeständen erfaßbar ist. Bleiben die erwähnten Abhängigkeiten hinsichtlich ihres von der Theorie gemeinten Gehaltes schon recht dunkel, so zeigen sie doch bestimmt nicht die Seinsweise gestalthafter Zusammenhänge, die allein wirtschaftliche heißen können. Die Fortschritte in der „Analyse des Bedürfnissystems" müssen wir also erheblich niedriger veranschlagen; die „reine" Theorie ahnt da wohl etwas von Tatbeständen, die sich als „Allwechselbezug des Wollens", dann auch als „Verbundenheit der Bedarfe" (v. Gottl-Ottlilienfeld) erfassen lassen. Aber wegen des Mangels eines Wissens um die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände bleibt der Griff der „reinen" Theorie unsicher.

Auch hinter der Rede von der „wirtschaftlichen Gesamtdisposition" steht kein zureichend aufgewiesener Tatbestand. Von der „Gesamtheit der Verfügungen über die Güter" läßt sich leicht sprechen; aber man hat damit noch nichts gesagt, wenn man nicht die — nach ihrer Seinsweise voll ausgelegten — Tatbestände des Gutes und der Verfügung aufzuzeigen weiß. Das weiß die „reine" Theorie aber wirklich nicht, darum hat sie sich nie

ausdrücklich bemüht. Wo sie von der „wirtschaftlichen Gesamtdisposition" nur spricht, da ist in der Wirklichkeit des Lebens die Wirtschaftsgestaltung erfaßbar als Zusammenordnung von bedarfsdeckendem Geschehen um seiner Wiederkehr und um des Bestandes von Wirtschaftsgebilden willen. Hinter jedem der hier verwendeten Fachausdrücke stehen wieder bis ins einzelne aufzeigbare Tatbestände. Dies Sehen von Tatbeständen im einzelnen, das heißt erfahrungswissenschaftlich denken, und es ist wahrlich nicht mit dem Aussprechen eines gelehrt klingenden Wortes getan: „wirtschaftliche Gesamtdisposition".

Viel tut sich die „reine" Theorie zugute auf die Entdeckung der „Interdependenz der wirtschaftlichen Erscheinungen", insbesondere der Größen. Man findet aber nicht den leisesten Versuch, die „Interdependenz" hinsichtlich ihrer Seinsweise als wirtschaftlichen Tatbestand auszulegen. Man begnügt sich mit groben Hinweisen z. B. darauf, daß die Nachfrage nach einem Gut sich ändere, wenn sein Preis steige, daß auf diese Änderung der Nachfrage wieder andere Veränderungen folgen, und am liebsten weist man dabei auf Größenänderungen hin. Mit solchen Hinweisen auf Zusammenhänge, die alle mehr oder weniger fragwürdig sind, und gar mit dem Anruf dessen, was doch jedermann wisse, sehen wir wirtschaftliche Tatbestände nicht erfahrungswissenschaftlich gesichert. Entscheidend aber bleibt immer die Auslegung ihrer Seinsweise, und da haben wir im Dritten Teil den Zusammenhang in der Wirtschaft als einen spezifischen nachweisen können, der sich grundsätzlich unterscheidet z. B. vom physikalischen Zusammenhang. Dies Erfassen des wirtschaftlichen Zusammenhanges überhaupt und seine Seinsauslegung fehlt der „reinen" Theorie, und so bleibt die „Interdependenz" ein „rettendes Wort" (v. Gottl-Ottlilienfeld), hinter dem die echte Erfahrungs- und Denkarbeit fehlt.

Sicherlich wieder in aufrichtigem Streben nach klarem Denken hat man versucht, die „Interdependenz" als mathematische Funktionalbeziehung zu begreifen. Das ist allerdings eine Seinsauslegung des Zusammenhanges, denn die Funktion ist eine spezifische und angebbare Art Zusammenhang. Es fragt sich nur, ob es eine dem wirtschaftlichen Zusammenhang angemessene Auslegung ist. Wir kommen darauf noch zurück.

II.

„Der Grundgehalt der subjektiven Werttheorie liegt darin, daß die Entscheidung über die Verteilung des Einkommens auf die einzelnen Güterarten auf eine individuelle Rangordnung der Bedürfnisse zurückgeführt wird. Die Schwierigkeit besteht nun darin, daß sich die ‚Ursache‘ der beobachtbaren Verteilung ihrerseits nicht beobachten läßt. Um die sich der Beobachtung entziehende Größe zu fassen, stellt man sich nach der Methode der algebraischen Analysis vor, die gesuchten Größen wären bekannt, und man formuliert dann die Beziehung, die zwischen ihnen und den beobachtbaren Wirkungen bestehen müßten. Kehrt man nun das Schlußverfahren um, d. h. löst man die sich ergebenden Gleichungen nach den gesuchten Größen auf, so hat man diese als Funktion der bekannten Größen, in diesem Falle als Funktion der Gütermengen. Ob man bei diesem Verfahren den gesuchten Größen selbst Maßzahlen beilegt, oder ob man bestimmten Zuständen, die von Relationen dieser Größen abhängen, Indizes zuordnet, berührt offenbar die Voraussetzung nicht, daß diese subjektiven Momente mit im Spiele sind. Berücksichtigt man sie, so treibt man Werttheorie, man mag wollen oder nicht[141]).“

Hier hat H. Peter Dichten und Trachten der Theorie des „subjektes Wertes“ kurz zusammengefaßt. Da ist sie, mit ihrem Ausgangspunkt und ihrem Ziel, mit ihrer Meinung über sich selbst und ihrer snobbistischen Anbiederei an Mathematik und Naturwissenschaften[142])! Vom Bedürfnis geht die Theorie aus, das sie auf Grund fragwürdiger „Psychologie“ mit ein paar Definitionen abtut: ein schlechter Ersatz für den erfahrungswissenschaftlichen Aufweis eines Tatbestandes. Indessen kann die nationalökonomische Theorie eine ganze Reihe echter wirtschaftlicher Tatbestände erarbeiten, wo die Lehre vom „subjektiven Wert“ dunkel von Bedürfnissen spricht. Da kann sie das Soziale Gebilde als Wirtschaftsgebilde sehen, den Wirtschafter als die Stellung des Gestalters darin, die Personen, die die Stellungen in den Gebilden ausfüllen; da läßt sich der Tatbestand des Bedarfes als Forderung, Verfügung zu erlangen, da lassen sich seine Anlässe aufdecken im Zusammenleben, im persönlichen Leben und in technischen Erfordernissen. Jetzt erst läßt sich auch

ein Tatbestand sicher aufzeigen, der Bedürfnis heißen kann, und zugleich erkennt man, wie verschwommen und bruchstückhaft der Lehre vom „subjektiven Wert" diese Tatbestände in den Blick kommen, über die sie beim Einsatz ihres Gedankenganges volle Klarheit haben müßte.

Der Wirtschafter soll die Bedürfnisse ordnen nach ihrer „Wichtigkeit" oder „Bedeutung": ein undurchführbares Ansinnen, weil es so etwas nicht gibt wie Wichtigkeit oder Bedeutung, wonach er sich richten könnte. Mit den Reden von der Wichtigkeit oder Bedeutung kann man nur die fertige Rangordnung noch obenhin übersprechen, aber man kann diese nicht aufstellen gemäß einer Wichtigkeit usw. In der Vorstellung vom Ordnen gemäß Wichtigkeit liegt ein Denkfehler, zu dem die Alltagsrede die „reine" Theorie verleitet. Statt dunkel vom „Schätzen" der Wichtigkeit, der Bedeutung oder des Wertes einer Bedürfnisbefriedigung zu reden, kann die nationalökonomische Theorie das Zusammenspiel der Erfüllungen erfassen, das der Wirtschafter so zu gestalten sucht, daß seinem Gebilde am besten der Bestand verbürgt ist. Mit dem Blick auf das Gebilde, das er gestaltet, das er nach seinem Aufbau und seinen Lebensbedingungen im einzelnen kennt, erfaßt er, welches Wollen vor einem anderen erfüllungswürdig ist und welche Bedarfe darum vor anderen deckungswürdig sind. Die Theorie kann in das Geschehen des Willenslebens eindringen, kann erfassen, wie das Wollen in Gestalt der Bedarfe in die Zucht genommen wird. Da braucht nichts dunkel zu bleiben, wenn nur die Theorie sich selber recht versteht als Besinnung auf Willenstatbestände und wenn sie dabei das Werkzeug zu handhaben gelernt hat, das v. Gottl-Ottlilienfeld ihr mit der „Kausation kraft Verstehen" zur Verfügung gestellt hat[143]).

Auf einen anderen Punkt weist H. Peter dann sehr deutlich hin: der „reine" Theoretiker weiß sich in der Rolle des „Beobachters". Was er „beobachtet", ist wieder sehr bezeichnend: Gütermengen, wie sie auf die verschiedenen Verwendungsarten verteilt sind, oder Gütermengen, die das „Wirtschaftssubjekt" nachfragt. Es ist letztlich der Hang zum Sinnfälligen, zum vermeintlich allein „objektiv" Erfaßlichen, was die „reine" Theorie zur Vorstellung von der „Beobachtung" führt! Was sie nicht „beob-

achten" kann, glaubt sie „denkhaft erfinden" (E. Schuster) zu müssen als „subjektive Momente" (Peter). Daß das verstehenslose „Beobachten" für sie gar kein gültiges Erfahren ist, sondern die „naturalistische" Verkennung ihrer eigensten Möglichkeiten, kommt ihr nicht in den Sinn. Hat sie den sinnhaften Willenszusammenhang hinweggedacht und hat sie damit die Mannigfaltigkeit der Gütermengen vor sich, so bleibt ihr allerdings nichts weiter übrig, als auch weiterhin der Naturwissenschaft nachzuahmen, also „Prinzipien", „Formelapparate" usw. zu entwerfen, mit denen sie die „beobachteten Gütermengen" nach ihren Größenverhältnissen einheitlich ausdrücken möchte. Den Zusammenhang zwischen Beobachtung des Sinnfälligen und gedanklicher Konstruktion spricht z. B. Schumpeter sehr deutlich aus: „Wertfunktionen und Gütermengen, das ist alles, was es auf unserem Untersuchungsgebiete gibt, alles, woraus sich unser Bild der Wirklichkeit zusammensetzt. Nur die letzteren sehen wir, die ersteren konstruieren wir hinzu[144])." Daß sie mit ihrer Beschränkung auf das „Sehen" alles nicht-sinnfällige Verfügbare, wonach wir Bedarf haben, wegstreicht, macht auf die „reine" Theorie weiter keinen Eindruck; sie glaubt vielmehr auf diese Weise „exakt" und „objektiv" zu sein. Daß sie damit aber auch nicht einmal das körperdingliche Verfügbare als Verfügbares, mithin als wirtschaftlichen Tatbestand, erfaßt, weiß sie nicht, da sie nach der Seinsweise von wirtschaftlichen Tatbeständen nicht fragt. Weil hier die Denkansätze überall grundsätzlich verfehlt, d. h. der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände unangemessen sind, kommt die „reine" Theorie auf die Konstruktion von Scheingrößen wie „Nutzen", „subjektiver Wert" („ophélimité") usw., die Funktionen von Gütermengen sein sollen. Ein oberflächliches Verständnis von Naturwissenschaft läßt sie schnellfertig von Maßzahlen, Intensitäten, Funktionen usw. sprechen, lauter Dinge, deren spezifischen Ansprüchen man aus dem wirtschaftlich Erfahrbaren grundsätzlich nicht genügen kann. Die Vorstellungen der „reinen" Theorie von dem Erfahren wirtschaftlicher Tatbestände, von ihrer Aufgabe als Theorie, von dem, was sie suchen müßte als das Entscheidende für den Wirtschafter bei der Erwägung, alle diese Vorstellungen sind eine einzige bodenlose Phantasie[145]).

Das Denken der nationalökonomischen Theorie kann niemals „denkhafte Erfindung" von „Interdependenz" (E. Schuster) (vgl. Anm. 145), „Konstruktion" (Schumpeter) „subjektiver Momente" (H. Peter) sein, sondern ein Aufdecken sinnhafter Tatbestände und ein Verfolgen ihrer willensmäßigen Zusammenhänge derart, daß sie dem Wirtschafter, also dem Gestalter selber, die Leitfäden in die Hand gibt, an denen er zu den Gründen seiner Entscheide vordringen kann. Als Willensbesinnung ist das nationalökonomische Denken von grundsätzlich anderer Art als das Ausdenken, das die „reine" Theorie betreibt auf Grund verfehlter Ansätze und nach mißverstandenen Vorbildern. Den Bedarf z. B. zu erfassen als Forderung, Verfügung zu erlangen, das Gestalten als Zusammenordnen von erlebtem Geschehen zu Dauer und Bestand, das Soziale Gebilde als Zusammengeordnetheit dieses Geschehens zu sehen, Anlage, Vorrat, Stellung als Maßregeln über die Art des Verfügens zu verstehen usw., das alles ist nationalökonomische Willensbesinnung, von dieser Art sind die Gedankengänge echter sozialwissenschaftlicher Theorie, die den Gestalter am Zusammenleben wahrhaft zur Tiefe seiner Tat führen, ihn erfassen lassen, was er ist und sein kann.

Wie steht es mit der oft geäußerten Ansicht[146]), man müsse Werttheorie treiben angesichts gewisser Fragen, ob man wolle oder nicht? Dieser Ansicht wie der Lehre selber vom „subjektiven Wert" liegt das richtige Gefühl zugrunde, daß man da einen gewissen Fragenkreis nicht umgehen kann. Es ist der Fragenkreis der Wirtschaftlichen Erwägung, der in der Tat nicht zu umgehen ist. Es war ohne Zweifel verdienstlich, zu ihm vorzustoßen, nachdem man sich in der „objektiven Werttheorie" ausschließlich um den Fragenkreis des „Marktpreises", des „objektiven Tauschwertes", der Wirtschaftlichen Dimension — wie wir heute sagen — bemüht hatte. Die Erwägung des Wirtschafters schwebt der Lehre vom „subjektiven Wert" vor, und darin hat sie recht, daß dort etwas zu erforschen ist. Sie ist dabei aber gescheitert, und daß man den Fragen so nachgehen müsse, wie die Lehre vom „subjektiven Wert" es unternommen hat, mit all den Verkennungen der Seinsweise der Tatbestände, mit den schiefen Vorstellungen von den Aufgaben der Theorie

usw., kann man nicht im Ernst behaupten. Die Fragen der Wirtschaftlichen Erwägung muß die nationalökonomische Theorie allerdings behandeln, aber nicht in der Denkhaltung der Theorie vom „subjektiven Wert". Diese Theorie und ihre Denkweise sind überwunden, seitdem wir die Lehre von der Wirtschaftlichen Erwägung haben, die v. Gottl-Ottlilienfeld vorgelegt hat; jene Theorie ist überwunden, wie eine Theorie in der Wissenschaft überhaupt nur überwunden werden kann: nicht durch Kritik allein, sondern dadurch, daß etwas Besseres an ihre Stelle getreten ist.

Die wirtschaftlichen Größen, wie sie im Leben von Wirklichkeit sind als „geltende" Richtgrößen und als Kennzeichen der Gestaltung, verkennt die „reine" Theorie grundsätzlich, indem sie sie zu reinen Zahlen umdenkt; an den mengen- und größenhaften Tatbeständen des Wirtschaftslebens gibt es vieles zu erfassen, wovon die „reine" Theorie nichts weiß. Aber dafür berichtet sie uns ja von manchen „Größen", die das Wirtschaftsleben nie und nirgends aufzuweisen hat und die dem Wirtschafter auch verborgen bleiben müssen.

C. „Mathematische" Wirtschaftstheorie

I.

Wir betrachten die sog. klassische mathematische Richtung der „reinen" Theorie. Sie befaßt sich nicht wie eine andere mathematische Schule mit statistischem Zahlenmaterial, sondern die Grundsätze nationalökonomischen Denkens sucht sie mathematisch auszudrücken. Die wirtschaftlichen Mengen und Größen — und was sie dafür hält — wie den Preis, die Nachfrage und das Angebot, die Gütermenge und den Nutzen usw. führt sie als Variable ein und die wirtschaftlichen Zusammenhänge als Funktionalbeziehungen. Sie geht wie die nicht-mathematische Theorie von gewissen Grundsätzen aus, sucht sie mit Hilfe mathematischer Denkmittel schärfer zu fassen und mehr ins einzelne durchzudenken. Wir wollen an Beispielen untersuchen, was sie erreicht. Zunächst prüfen wir die Begründungen für diese Art „mathematischer Ökonomie".

Man will nicht eigentlich die Anwendung der Mathematik begründen, sondern nur dazu aufmuntern, wenn man auf das Vorbild der Naturwissenschaften (Physik) hinweist und sagt, sie wären nicht dorthin gekommen, wo sie heute stehen, wenn sie nicht mathematisch zu denken gelernt hätten. Also, folgen wir in der Nationalökonomie dem Vorbilde der Naturwissenschaft! Zur Unterstützung dieser Ansicht führt man gern J. H. v. Thünen an, der sich so ausgesprochen hat[147]). — Der Hinweis auf die Naturwissenschaften ist nichtssagend. Wenn eine Wissenschaft ein Verfahren einführt und gut dabei fährt, so folgt daraus für andere Wissenschaften gar nichts. Was Thünen betrifft, so ist der große Anreger der Standortsfragen und des landwirtschaftlichen Rechnungswesens der Nachwelt wichtiger geworden als der Schöpfer der Lohnformel, wie immer er selber über seine Leistungen gedacht haben mag.

Eine Begründung für die „mathematische Methode“ in der Wirtschaftslehre lautet so: nur die mathematischen Wissenschaften sind eigentliche Wissenschaften; wenn die Nationalökonomie eine Wissenschaft sein will, muß sie mathematische Wissenschaft sein. So urteilt z. B. W. Launhardt ohne weitere Untersuchung, daß „die Volkswirtschaftslehre nur durch mathematische Behandlung zu einer vollgültigen Wissenschaft werden könne“[148]). W. St. Jevons führt aus: „It seems perfectly clear that Economy, if it is to be a science at all, must be a mathematical science“[149]). Die Ansicht Launhardts entspringt einer einseitigen, mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung, die in Fragen der Wissenschaftslehre nun einmal nicht zureicht. Übersetzt man „science“ mit Wissenschaft schlechthin, so gilt für Jevons' Ansicht dasselbe. Denkt man aber daran, daß für den Engländer „a science“ gewöhnlich eine exakte Wissenschaft ist nach dem Vorbilde der Physik, so muß man fragen: soll denn die Nationalökonomie „a science“ in diesem Sinne sein? Was eine Wissenschaft sein kann und soll, darüber kann man keine Entschlüsse fassen gemäß irgendeinem „Wissenschaftsideal“, sondern das hat man zu erforschen aus der Seinsweise dessen, was sie zu erkennen sucht.

Die weitaus häufigste Begründung ist diese: überall, wo es sich um „Quantitäten“ handelt, um ein Weniger oder Mehr,

muß Mathematik heran[150]). Dieser Gedanke löst sich aber auf, wenn man danach fragt, was denn das heiße, mengen- und größenhaft zu sein. Dann kommt man nämlich darauf, daß es vom Mengen- und Größenhaften ein grundsätzliches Mehrerlei geben kann; wir haben das wirtschaftlich, das physikalisch und das mathematisch Größenhafte gegeneinandergehalten. Es ist sinnlos, von der „quantitativen Methode" in der Nationalökonomie zu sprechen und dabei an die „mathematische Methode" zu denken. Denn weder handelt die Mathematik ausschließlich von Größen noch ist Mengen- und Größenhaftes ausschließlich mathematisch zu behandeln.

Auf die Erfahrung will sich eine Begründung stützen, die sagt: die wirtschaftlichen Größenausdrücke stehen in straffem Zusammenhang untereinander; dafür hat die Mathematik den Funktionalbegriff ausgebildet, und nur dieser Begriff wird dem Zusammenhang in der Wirtschaft gerecht, wenn man seine Straffheit, seine Verästelung und die ständige Veränderung der Größen bedenkt[151]). Auch diese Begründung ist nicht stichhaltig: mit den Vorstellungen der mathematischen Variablen und der Funktion verkennt man die Änderung der wirtschaftlichen Größen als solche, ebenso die Seinsweise des willensmäßigen Tatzusammenhanges und des historisch-gesellschaftlichen Geschehens überhaupt. Es ist keine echte nationalökonomische Erfahrung, an den wirtschaftlichen Größen nur die Zahlen aufzugreifen, ihre Veränderungen zu „beobachten". Die wirtschaftlichen Veränderungen und Zusammenhänge sind an ganz anderer Stelle aufzusuchen, in der Gestaltung nämlich. Man denkt im Geiste jener Pseudoerfahrung weiter, wenn man darüber hinaus „Hypothesen" aufstellen will über den Funktionalzusammenhang, „subjektive Momente" konstruieren will, aus denen die Zahlen sich „erklären" sollen. Vom menschlichen Zusammenleben und seiner Gestaltung, die durchlebt und durchlitten wird in Entscheid und Tat, davon weiß die „reine" Theorie grundsätzlich nichts, sie hat es ausgestrichen und ersetzt durch ihre „Erfindungen" wie das „interdependente System der Güterquanten", die „Nutzenfunktionen", „Bedürfnisskalen" usw.

Als Grund für die Anwendung von Mathematik führt man auch die besonderen Vorzüge dieser Wissenschaft an: durch sie

könne man den Gedankengang erst streng durchführen, könne man leicht Unbestimmtes im Ansatz aufdecken. Auch die Vielfältigkeit eines Zusammenhanges könne man besser erfassen, die Vielzahl der gegenseitig abhängigen Tatsachen usw. Zudem könne die Mathematik nichts Falsches bringen, da sie nur eine „logische Methode", ja sogar nur eine strengere Sprache sei[152]). — Jene Vorzüge der mathematischen Form des Gedankenganges können ins Gewicht fallen, wenn dieser eine Deduktion ist. Aber die Gedankengänge der nationalökonomischen Theorie sind keine Beweise, sondern ein Aufzeigen von Tatbeständen und deren willensmäßigem Zusammenhang. Wir wissen auch schon, daß die Mathematik keine Sprache, sondern eine spezifische Sachlogik ist, nämlich die des sinnfreien Erkennens.

Schließlich meint man, die Anwendung der Mathematik in der nationalökonomischen Theorie könne nur fruchtbar sein, da man die wunderbarsten Dinge wie Brücken, Schiffe usw. mit ihrer Hilfe baue. Der Gedanke ist für das Alltagsdenken einleuchtend; aber das Alltagsdenken weiß zweierlei nicht, was erst die Forschung beigebracht hat. Erstens ist die Technik nicht, wie der Alltag denkt, nur eine „Anwendung" von Naturwissenschaft und Mathematik, sondern hat, vor und neben ihrer geistigen Läuterung durch Mathematik und Naturwissenschaften, durch die Jahrtausende hindurch die Arbeitserfahrung ausgebildet[153]), so daß man unmöglich jene Leistungen der Technik ohne weiteres der Anwendung von Mathematik zurechnen kann. Zweitens ist das in den technischen Verfahren Hergestellte von grundsätzlich anderer Seinsweise als die wirtschaftlichen Gestaltungen — wir haben nur hier und da etwas davon andeuten können — und es läßt sich nachweisen, daß Mathematik und Naturwissenschaften lediglich das technische Vorgehen läutern können, weil sie letztlich überhaupt nur auf dem Boden des technischen Denkens und zwar des realtechnischen wachsen[154]). Wenn der Techniker zusätzlich, neben der technischen Arbeitserfahrung der Jahrtausende, Mathematik anwendet, so folgt daraus gar nichts für die Aufgabe der nationalökonomischen Theorie, wirtschaftliche Tatbestände angemessen zu erfassen.

In den besprochenen Begründungen lebt teils das Alltagsdenken, teils guter Wille zur Wissenschaft und Begeisterung für sie, aber allen ist gemeinsam, daß sie nicht von einer eindringenden Forschung getragen sind.

2.

Wenn man die Vorstellung von „Bedürfnisintensitäten" faßt und ihnen „Vergleichszahlen" zugeordnet „denkt", ist es nur ein kleiner Schritt dahin, daß man die „Intensitäten" etwa als Ordinaten im Koordinatensystem abträgt und sie von der verzehrten Gütermenge oder von der Zeit des Genusses abhängen läßt. Es ist klar, daß man damit den fehlenden Aufweis größenhafter Tatbestände und das Erarbeiten echter Größenbegriffe weder nachholt noch ersetzt[155]). — Die Art der erwähnten Abhängigkeit gibt das „Erste Gossensche Gesetz" an: „Die Größe eines und desselben Genusses nimmt, wenn wir mit Bereitung des Genusses ununterbrochen fortfahren, fortwährend ab, bis zuletzt Sättigung eintritt"[156]). Eine neuere Form des Satzes ist z. B. diese: „Das Bedürfnis zeigt einen großen Grad von Intensität, wenn die Befriedigung einsetzt, einen geringeren nach der Zufuhr einer Gütereinheit, dann abermals einen geringeren, bis es schließlich gesättigt ist"[157]). Das soll zweifellos ein „Gesetz" in einer Erfahrungswissenschaft sein. Dann muß es erarbeitet sein im Wege der Verallgemeinerung aus massenhafter, in jedem einzelnen Fall verbindlicher Erfahrung. Diesen Ansprüchen genügt der Satz nicht. Er beruht nicht auf spezifischen, fachwissenschaftlichen Erfahrungen. Er steht überhaupt nicht am Ende einer ausdrücklichen Erfahrungsarbeit, sondern er *ist gleich da als allgemeine Aussage* und beruft sich dem Alltagswissen gegenüber auf ein paar grobe physiologische Erfahrungen.

Man gibt dem Gossenschen Satz die Form einer mathematischen Funktion; *Gossen* selber hat dies schon getan. Über diese Funktion („Bedürfnisintensität") ist nichts weiter bekannt auf Grund jener Pseudoerfahrung, als daß sie abnimmt, mag man sie schon von dem Genuß der zweiten Gütereinheit an abnehmen oder zunächst noch ansteigen lassen. Jede der mathematischen Kurven aber, die man zur Veranschaulichung oder gar Darstellung

dieses „Gesetzes" einfach aus freier Hand hinzeichnet, hat eine bestimmte Gleichung. Selbst wenn man davon absieht, enthält die verwendete mathematische Funktion viel mehr an Voraussetzungen, als die „reine" Theorie aus ihrer Pseudoerfahrung rechtfertigen kann. Alle vier Formen z. B., die Gossen[158]) für die Funktion anführt, enthalten die Voraussetzung, daß die Funktion stetig ist. Wie will man den im Begriff der Stetigkeit liegenden mathematischen Ansprüchen aus den „Erfahrungen" jener Allerweltsphysiologie genügen? In einer Erfahrungswissenschaft kann man eine „Annahme", wie z. B. die der Stetigkeit, nur machen auf Grund von Erfahrungen und auf Grund ihrer Leistung für die Erfahrung. Wo aber, wie bei der „Bedürfnissättigungsfunktion", bei der „Nutzenfunktion", diese Erfahrungsarbeit fehlt und fehlen muß, wird aus der „Annahme" die leere Fiktion. — Gossen gibt auch zu, daß hinter seinem Satz nicht die verbindliche Einzelerfahrung steht[159]). Aber er meint, sie sei auch nicht nötig; denn die Lehrsätze der Geometrie würden auch ohne sie aufgefunden. Dieser Hinweis ist abwegig: denn die Mathematik ist keine Erfahrungswissenschaft. Der Satz Gossens aber muß ein Erfahrungssatz sein, wenn er überhaupt etwas sein will; und das ist er unbedingt nicht.

Man mag den Genuß auch unstetig abnehmen lassen, das „Gesetz" bleibt ein Allerweltssatz, der in keiner spezifischen Erfahrung als Zusammenhang unter echten Größen erarbeitet ist. Die von links nach rechts fallende Kurve ist nur das Bild dafür, daß man von einem Abnehmen von irgend etwas, genannt „Genuß", redet. Und mit der Kurve wird hier soviel und sowenig dargestellt oder veranschaulicht wie überall dort, wo man auch von einem Sinken oder Abnehmen sprechen kann. Das „Erkalten einer Freundschaft" mit der Zeit z. B. und andere bildliche Wendungen für unser Erleben haben genau soviel und sowenig Bezug zu einer mathematischen Kurve wie jener Satz von der Genußabnahme. Echten Gebrauch von einem mathematischen Denkmittel macht man im Falle der „Genußkurven" nicht. Sie sind eine pseudomathematische Einkleidung von etwas, davon man wohl reden kann, das aber nicht erfahrungswissenschaftlich gesichert ist. Scherzhaft allerdings kann man alle

möglichen Vorkommnisse des Lebens „mathematisch ausdrücken". Wenn man aber nicht über seiner Spielerei steht, sondern sie im Ernst für ein fachwissenschaftliches und mathematisch gefaßtes Gesetz nimmt, so erweist man sich damit als Dilettant.

3.

A. L. Bowley führt eine Funktion U (x, y . . .) ein, wobei die x, y . . . Maßzahlen sein sollen, die „the physical quantity of goods" bezeichnen. Bowley denkt also mit Hilfe des mathematischen Funktionsbegriffes zu einer Größe U weiter, die er am Ende seines Gedankenganges „utility" nennt, und es scheinen weiter gar keine Einflüsse, weder Psychologie noch sonst etwas, bei dieser Einführung des „Nutzens" mitzuwirken. Kurz darauf aber sagt B. von einzelnen „Nutzenfunktionen": sie seien „functions expressing the utility . . . respectively of the possession or consumption of . . . units of the commodities . . ."[160]). Also hinter jener mathematischen Funktion steht auch nur die Redewendung: „ein Gut gewährt einen Nutzen". Dieser Satz schwebt B. vor, diese halb bildliche Wendung mit allen ihren Schwächen hinsichtlich des Aufweises von wirtschaftlichen Tatbeständen und der Auslegung ihrer Seinsweise. Einen wirtschaftlichen Inhalt kann man jenem Satz nur geben, indem man das Gut als Verfügbares richtig auslegt, an die Bedarfsdeckung und an die Erfüllung von Wollen denkt. Als „Nutzen", der dem Gute zurechenbar wäre, ist dann allerdings nichts mehr zu erfassen. B. aber sucht dem Satz offenbar ganz anders einen Gehalt zu geben, wenn er für ihn die Funktion U (x, y . . .) setzt. Daß er dabei kein echtes wirtschaftstheoretisches Ergebnis erzielt, weisen wir in der Anmerkung 161 nach.

Auf der Vorstellung vom nationalökonomischen Erfahren, es sei ein Beobachten der Wahlhandlungen des Wirtschafters, beruht die Lehre von den Indifferenzlinien, wie V. Pareto sie ausgebildet hat. Der Theoretiker will beobachten, welche „Güterkombinationen" dem Wirtschafter als „äquivalent" gelten. Tatsächlich „beobachtet" der Theoretiker allerdings gar nicht, sondern er „denkt" sich das „Individuum" wählend und arbeitet dann auch weiterhin mit lauter „Annahmen". So sagt

z. B. **Pareto**: „Choisissons une combinaison quelconque x_1 y_1, et cherchons toutes les autres x_2 y_2, x_3 y_3, . . ., lesquelles, pour l'individu considéré, sont équivalentes, entre lesquelles le choix est, pour lui, *indifférent*“[162]). Die x und y sind „quantités de biens économiques X et Y possédés par un individu“. **Pareto** „denkt sich“ die Ausgangslage so: den X-Gütermengen sind gewisse Y-Gütermengen zugeordnet. Dann setzt der Wille zur Mathematisierung ein: **Pareto** „denkt sich“ die Gütermengen jeder der betrachteten und der noch zu „interpolierenden“ Zusammensetzungen in einer Funktionalbeziehung stehend. „En interpolant, nous pourrons obtenir une équation

$$f_1 (x, y) = 0 \qquad (1)$$

telle que si l'on donne à x les valeurs x_1, x_2, x_3, . . ., on obtienne pour y les valeurs y_1, y_2, y_3, . . . L'équation (1) appartient à une *ligne d'indifférence*“. — Die Ausgangslage, die **Pareto** ausdenkt, *widerspricht der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände*, insbesondere des Verfügbaren. Wenn man schon an dem Verfügbaren z. B. eines Hofes das Verhältnis der Ackerflächen für Getreide- und für Kartoffelbau als eine „Güterkombination“ „auffaßt“, so verkennt man den wirtschaftlichen Tatbestand, der damit vorliegt, vollständig, wenn man dabei nur an das *rechnerische* Verhältnis zweier *Zahlen* denkt. Die Ackerflächenzahlen und ihr Verhältnis sind *sinnhafte* Zahlen, d. h. sie sind *Kennzeichen für Gestaltungsweisen*. Der Wirtschafter denkt die Zahlen nie wie der Mathematiker als Stellenzeichen, sondern er bedient sich der als Kennzeichen für Gestaltungsweisen öffentlich bekannten Zahlen, um auch seine Gestaltung „auszudrücken“. Die Zahl ist dann *technisches Hilfsmittel* bei solchen Ausdrücken und ist nicht mehr die mathematische Zahl. — Der Mathematiker denkt sich irgendwelche Zahlenpaare: soweithin hat sein Denken gar keinen Bezug zu wirtschaftlichen Tatbeständen und es kann auch nicht zu ihnen in Beziehung treten. Der Bezug zu wirtschaftlichen Sachverhalten muß schon erschlichen werden. Das geschieht bei dem Indifferenztheorem durch die Behauptung, daß die Güter- und damit Zahlenkombinationen, die man beim Wirtschafter vorfindet, mit zu der Menge aller mathematisch denkbaren Kombinationen gehöre. Der „Mathematiker“ in

unserem Fach denkt eben zuerst an die Zahlenkombinationen, er übersieht, daß die Zusammenstellung z. B. von Roggen- und Kartoffelflächen keineswegs so eine Zahlenzusammenstellung ist, sondern einen wirtschaftlichen Gestaltungsgehalt besagt und für den Wirtschafter auch ausschließlich dies bedeutet. Weil er von diesen Gestaltungsverhältnissen nichts weiß, hält der „Mathematiker" die vorgefundene — oder auch nur dem „Individuum" zugedachte — „Güterkombination" für einen Fall seiner mathematisch denkbaren Fälle. Das grundsätzliche Verkennen echter Erfahrung von wirtschaftlichen Tatbeständen und insbesondere das Verkennen der sinnhaften Wirtschaftszahlen liegt dem Gedankengang Paretos zugrunde, läßt ihn überhaupt erst den Anschluß an mathematische Vorstellungen finden.

4.

Die Zusammenhänge in der Wirtschaft sind Zusammenhänge von Gestaltungen und sind selber tatbeständlich, so daß sich gestaltende Tat auf sie richten kann. Wenn z. B. die an einem Markt Beteiligten erfahren, daß der „Marktpreis" (Wirtschaftliche Dimension) für eine Ware gestiegen ist, so geht diese Größenänderung als solche ihr Gestalten an; nur mit diesem erfassen sie die Änderung und mit ihm antworten sie darauf. Die Preisänderung ist nicht eine reine Zahlendifferenz, die man „beobachtet", sondern als Preisänderung wird sie nur dem Willen zur Wirtschaft zugänglich. Die beteiligten Wirtschaftsgebilde erfassen die Änderung gleichsam mit ihrem gesamten Leben: der neue „Preis" ist eine neue Bedingung, unter der sie leben. Das ist nicht eine „selbstverständliche" Folge der Preisänderung, während diese selber als Zahlenänderung „objektiv" und „exakt" erfaßt wäre, sondern damit geben wir die spezifische Seinsweise des Zusammenhanges zwischen der Preisänderung und anderen wirtschaftlichen Tatbeständen an. Die Preisänderung ist der Ausdruck für Gestaltungsänderungen im Geschehen des Zusammenlebens, und so sehen wir Gestaltung mit Gestaltung zusammenhängen, wenn es sich um wirtschaftliche Zusammenhänge handelt. Auf diese Tatzusammenhänge kann sich wieder

gestaltende Tat richten: ob es z. B. „Interventionen" an einem Markt sind oder die ausdrückliche und sorgsame Pflege von Handelsbeziehungen, überall im Wirtschaftsleben nimmt die Gestaltung etwas in ihre Obhut, was wir nur obenhin Zusammenhang nennen. — Wenn nun die mathematische Funktionalbeziehung die angemessene Seinsauslegung für wirtschaftliche Zusammenhänge sein soll, dann müßte der mathematische Gedanke hier einen Willenstatbestand auslegen, müßte seinen sinnhaften und verstehbaren Gehalt ausschöpfen — eine bare Unmöglichkeit für das mathematische Denken. Für Zahlenänderungen gibt es mathematische Begriffe und Symbole, aber den Tatbestand der Preisänderung, der Teuerung usw. versteht nur der Wirtschafter als Gestalter am Sozialgebilde, und auch für sein Verhalten zur Preisänderung, für das Sich-einschränken im Wege der knapperen oder entfeinerten Deckung eines Bedarfes, hat sie weder Begriff noch Ausdruck.

Wir haben schon gezeigt, daß der mathematische Funktionalausdruck dem angemessen ist, was die Naturwissenschaft als Zusammenhang zu erarbeiten sucht. Die Aufgabe, die der Funktionalausdruck löst, nämlich den Werten einer Veränderlichen Werte einer anderen zuzuordnen, stellt sich nur auf dem Boden sinnfreien Erfahrens. Die Funktion ist der genaue Ausdruck für das, was die Naturwissenschaft suchen kann, nämlich für die der Erfahrung standhaltenden rechnerischen Abhängigkeitsbeziehungen unter Zuständen, die sie eindeutig durch gewisse Maßzahlen bezeichnet hat. — Dies beides, nämlich die Unmöglichkeit, mit einem mathematischen Begriff einen Sinngehalt des gestaltenden Willens zu erfassen, und auf der anderen Seite die Rolle, die der mathematische Funktionsbegriff in allen Wissenschaften spielt, die auf sinnfreiem Erfahren fußen, dürfte ein Hinweis darauf sein, wo der Funktionsbegriff hingehört und wo nicht. Wir haben aber im Dritten Teil auch unmittelbar zeigen können, daß der mathematische Funktionsbegriff die „logische Form" einer spezifischen Art von Zusammenhang ist, und daß Mathematik alles andere ist als eine „Sprache", mit der man alles ohne Rücksicht auf die Seinsweise ausdrücken könnte.

Wenn man die Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und

Größen untersucht, sieht man auch, wo die wirtschaftlichen Zusammenhänge überhaupt liegen, nämlich in der ungrößenhaften Gestaltung. Wirtschaftliche Größen ändern sich überhaupt nur als Ausdrücke für Gestaltungsentscheide. Diese hängen zusammen; aber man kann nicht die Zahlen allein, die technischen Ausdrucksmittel der Gestaltungen, hernehmen, von den Gestaltungen absehen und nun die reinen Zahlen in einer Abhängigkeit voneinander wähnen. Das heißt nicht die Größenänderungen erfassen, sondern sie grundsätzlich als Tatbestände verkennen. Die Funktion ist eine Rechenvorschrift, die Zahl auf Zahl bezieht. In der Wirtschaft bezieht sich aber nicht Zahl auf Zahl, nicht einmal Größe auf Größe, wenn man dabei nicht an die Gestaltungen denkt[163]). — In der Lehre vom „subjektiven Wert", wie die „Wiener Schule" sie vorträgt, ist die „Interdependenz" eine leere Redensart; das Streben unserer „Mathematiker", ihr einen klaren Sinn zu geben, geht am Wirtschaftsleben vorbei.

5.

Wenn man vulgärpsychologisch obenhin von Genußzuwachs oder -abnahme spricht, statt wirtschaftliche Tatbestände erfahrungswissenschaftlich zu sichern (Gossen), wenn man unbewußt von gewissen Redewendungen des Alltags ausgeht wie z. B. A. L. Bowley bei der Einführung der „Nutzenfunktion", wenn man sich, wie z. B. Pareto, ein Erfahren ausdenkt, das die Nationalökonomie niemals so betreiben kann, so lange sie sich selbst versteht, so liegt hier überall der Flugsand zutage, auf dem die „mathematische" Theorie baut. Im ersten Falle bleibt die mathematische Fassung des nur so Hingeredeten überhaupt eine dilettantische Spielerei, im zweiten Falle zeigt sich, daß auch die mathematische Form einem Wortapparat der Alltagsrede keinen Gehalt gegen kann, und im dritten Falle bleibt der mathematische Gedanke bei seinem Ansatz reiner Zahlen ganz mit sich allein, verhindert aber den Ansatz echten nationalökonomischen Denkens. In allen Fällen verkennt man die Seinsweise des wirtschaftlich Erfahrbaren, und darum bekommt der Gedanke auch niemals mehr wirtschaftliche Tatbestände in den

Griff. Nach diesen Ansätzen kann man sich auch weiterhin nur etwas ausdenken: der Flugsand trägt nur Kartenhäuser.

Verfolgen wir, wie W. St. Jevons (The theory of political economy. London 1871) den Begriff des Grenznutzens „mathematisch“ einführt. Auch er gebraucht ohne Arg die Redewendung vom Nutzen, der einem Gute zukäme. Über ihren Sinn macht er dann die Bemerkung, der Nutzen sei, obgleich „a quality of things“, doch keine „inherent quality“, sondern man könne ihn „vielleicht“ genauer beschreiben als „a circumstance of things arising out of their relation to man's requirements“ (S. 52). Wir wissen, daß man damit nichts seiner Seinsweise nach auslegt, sondern daß sich hier der Scharfsinn vergeblich bemüht, den Redewendungen des Alltags sachliche Auskünfte zu entlocken. Es folgt dann die grobe Veranschaulichung der Verschiedenheit der Nutzen von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken: daß das erste Liter Wasser, das erste Brot usw. den Nutzen der Lebenserhaltung hätte, die folgenden Gütermengen einen immer kleineren Nutzen usw., Gedankengänge, die sich bei C. Menger und E. v. Böhm-Bawerk genau so finden, und die jeden nur darin wieder bestärken, daß er die Alltagsredensart vom „Nutzen“ unbekümmert gebraucht und meint, er habe damit etwas Rechtes gesagt. Aber der Nutzen, den W. St. Jevons in keiner Weise sichert als Tatbestand, hat bei ihm doch sein Größenmaß. „Utility must be considered as measured by, or even as actually identical with, the addition made to a person's happiness. It is a convenient name for the aggregate of the favourable balance of feeling produced — the sum of the pleasure created and the pain prevented“ (S. 53/54). Auch diese Vorstellungen sind für unsere Tage keineswegs veraltet, sondern die „Wohlfahrtszuwächse“ finden wir noch heute im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ (vgl. Anm. 119). Wir haben bereits zu ihnen Stellung genommen. Jevons gibt dann eine graphische Darstellung (space-representation) des „Gesetzes der Nutzenänderung“. Auf der Abszissenachse trägt er die Gütereinheiten (Nahrungsmitteleinheiten) ab, über denen er je ein Rechteck konstruiert. Die Höhe des Rechtecks soll die „intensity of utility“ der betreffenden Gütereinheit darstellen. Der Flächeninhalt des Rechtecks soll die Größe des Nutzens angeben. Die Summe der Rechteckflächen

ist immer unendlich; darin drückt sich „mathematisch" die „Tatsache" aus, daß der Gesamtnutzen der Nahrungsmittel „unendlich groß" ist, weil von ihnen das Leben abhängt. — Hier hat schon die mathematische Phantasie die Führung des Gedankens übernommen. Sie geht dazu über, den Gesamtnutzen (u) einer Gütermenge (x) als eine stetige — allerdings ihrer Form nach unbekannte — Funktion von dieser zu fassen und die Veränderungen der Gütermenge und des Nutzens als „sehr klein" anzunehmen (Δu und Δx). Durch den Differenzenquotienten $\frac{\Delta u}{\Delta x}$ ist dann der „degree of utility" ausgedrückt (expressed) oder dargestellt (represented) für Δx. Dann läßt Jevons Nutzen und Güter sich stetig verändern und schreibt den Differentialquotienten $\frac{du}{dx}$ hin als Ausdruck für „the degree of utility" einer Gütermenge x (S. 60). Den Nutzengrad des letzten „konsumierten" Güterzuwachses nennt Jevons „final degree of utility".

Der ganze Gedankengang ist nur möglich, wenn man bei seinem Ansatz die wirtschaftliche Gütermenge ihrer Seinsweise nach verkennt, abgesehen noch von der Konstruktion des dem Gute zurechenbaren Nutzens. Die sinnhafte Wirtschaftszahl für die Gütermenge muß man zu einer mathematischen Variablen umdenken; man muß also den Boden wirtschaftlicher Tatbestände grundsätzlich verlassen, dann hat der Wille zur Mathematisierung freie Bahn. Seine Vorstellungen sind weder wahr noch falsch; denn den Boden des wirtschaftlich Erfahrbaren hat der Gedanke ein für allemal verlassen, aber den Boden physikalischer Erfahrung nicht erreicht, weil der Nutzen nicht als physikalischer Tatbestand aufgezeigt ist[164]). So ist der Gedankengang eine freischwebende Phantasie, die Ausdrücke, in denen er niedergelegt ist, sind Zeichengeflechte ohne einen erfahrungswissenschaftlich echt erarbeiteten Sinn.

Die Größenänderung einer Gütermenge ist die Änderung einer Verfügungslage. Sie vollzieht sich als wirtschaftlich sinnvolle Änderung weder in dem Bereich des physisch Wahrnehmbaren noch in dem der mathematischen Zahl. Sie ist als Größenände-

rung ein Wandel im Gestaltungssinn der Menge. Die Veränderungen von Gütermengen sind weder stetig noch unstetig im mathematischen Sinn, sie kann man als Sinnesänderungen nicht mit diesem Begriffspaar erfassen. Die Begriffe der Stetigkeit und Unstetigkeit entwickelt die Mathematik im Bereiche der reinen Zahl als Stellenzeichen, z. B. im Bereich der reellen Zahlen. Alle einschlägigen mathematischen Bestimmungen der Zahlen kennzeichnen sie als ein bestimmtes Zeichenmaterial für das sinnfreie Erkennen. Alle Gedankengänge dieser Art kann man aber nicht eher verstehen, als man die Willenswelt der Wirtschaft und das gestaltende Denken des Wirtschafters scharf erfaßt; davon erst heben sich andere spezifische Denkweisen ab, wie die mathematische z. B.

Vom mathematischen Standpunkt aus wäre zu sagen, daß Jevons die Nutzenfunktion nicht eigentlich diskutiert[165]). Sie ist ihrer Form nach nicht bekannt; zu sagen, daß sie fällt, das heißt nur, jenen Gossenschen Allerweltssatz im mathematischen Vokabularium aussprechen oder freihändig eine beliebige fallende Kurve zeichnen, ist also keine ernsthafte mathematische Darstellung. In welchem Intervall ist die Funktion definiert? Auch darüber fehlt jede Angabe. Jevons muß weiterhin annehmen, sie sei stetig, muß annehmen, daß der Differentialquotient $\frac{du}{dx}$ existiert an der Stelle x, ohne es nachweisen zu können, da die Funktion unbekannt ist. So kommt echtes mathematisches Denken jedenfalls nicht auf seine Kosten. — Bei den Gedankengängen der betrachteten Art mutet man der Mathematik zu, das Vokabularium zu sein für lauter beliebig Ausgedachtes, das sich grundsätzlich nicht erfahrungswissenschaftlich bewähren kann, weil es die Seinsweise der wirtschaftlichen Größenänderungen verfehlt. Für den Physiker hingegen sind jene mathematischen Annahmen nicht ein der von ihm gemeinten Wirklichkeit unangemessenes Ausdenken, sondern er denkt mit ihnen richtig zu Ende, was er als Größenänderung meint.

6.

Betrachten wir die Lausanner Marktlehre, ihre Vorstellung vom „allgemeinen Gleichgewicht" bei L. Walras. Gegeben seien — so heißt es — m Waren (A), (B), (C), (D) ... auf einem Markt mit freier Konkurrenz. Die Besitzer von (A) suchen gewisse Mengen aller Waren gegen (A) zu kaufen, die Besitzer von (B) ebenso usw. „Greifen wir z. B. den Besitzer von (A) unter allen heraus; wovon werden die Quanta von (B), von (C), von (D) usw. abhängen, die er suchen wird? Von den Preisen von (B), von (C), von (D) ... in (A)! Und die Nachfrage, welche er nach jeder dieser Waren machen wird, wird nicht nur vom Preise dieser Ware, sondern auch vom Preise aller anderen abhängen. Zweifelsohne sind wir gezwungen, anzuerkennen, daß die Bestimmung der Nachfrage nach (B) in (A) nicht vor sich gehen kann ohne Kenntnis der Preise von (C), von (D) ... in (A), ebensowenig wie ohne die des Preises von (B) in (A); aber man ist auch gezwungen zuzugeben, daß, falls die Preise von (B), von (C), von (D) ... in (A) alle bekannt sind, die Nachfrage nach (B) in (A) eben hierdurch bestimmbar ist[166]." — Schon die Behauptung, daß die Nachfrage des Wirtschafters nach (B), (C), (D) ... abhänge von den Preisen von (B), (C), (D) ... in (A), müssen wir dahin einschränken, daß die nachgefragten Mengen davon auch abhängen, aber keineswegs allein davon[167]. Der zweite Teil des letzten angeführten Satzes ist aber überhaupt nicht mehr richtig. Das Wesentliche, wovon die vom Wirtschafter nachgefragte Menge eines Gutes wahrhaft abhängt, vergißt L. Walras. Man sieht es aber sofort, sobald man sich davon freimacht, immer nur Größen als untereinander abhängig zu denken, was überhaupt den voll erfaßten Tatsachen wie auch der Seinsweise der wirtschaftlichen Größen widerspricht. Wenn der Wirtschafter die Preise — gemeint ist wohl immer die Wirtschaftliche Dimension — der Güter (B), (C), (D) ... auf dem Markte erfährt, so richtet er sich nach ihnen mit seinen Entscheiden bezüglich Tausch und Preis. Damit stoßen wir auf das, was in Wahrheit vor sich geht: in der Wirtschaftlichen Erwägung bestimmt der Wirtschafter, wieviel er von den (B), (C), (D) ...

kaufen will. Die *Gestaltungsaufgabe*, die er in der Erwägung löst, ist das *Dominative* bei seinen Entscheiden, von ihr hängen in Wahrheit die nachgefragten Mengen ab; die Preise der (B), (C), (D) . . . sind nur *determinativ* dabei. Es ist ein starkes Stück, die nachgefragten Mengen nur mit einigen wenigen — längst nicht allen — *Determinanten* in Zusammenhang zu bringen und die *Dominante*, die Gestaltung, wegzulassen. Aber die Dominante hat das Unglück, keine Größe zu sein, also gibt es sie nicht für den „Mathematiker“.

Zu dem Übersehen der dominativen Gestaltung verleitet das leere Wort „abhängen“; in der Dunkelheit dieses Wortes begeht man den Denkfehler. Wie ist es denn in Wahrheit? Indem er die Gestaltung seines Gebildes im Auge hat, entscheidet der Wirtschafter über die Höhe seiner Nachfrage; das ist die entscheidende, *dominative* Abhängigkeit der Nachfrage. Bei der Gestaltung richtet sich der Wirtschafter dann noch nach einer Unmenge von *Determinanten*, darunter auch nach der Wirtschaftlichen Dimension der nachzufragenden Güter: das ist die zweite, *determinative* Abhängigkeit der Nachfrage. Aber Abhängigkeit *schlechthin* besagt gar nichts; wenn man die gestalthaften Zusammenhänge der Tatbestände nicht sieht, muß man die Abhängigkeit schon nach Neigung auslegen. Für den „Mathematiker“ nun ist Abhängigkeit ohne Besinnen immer eine solche unter Größen und ist Funktionalbeziehung. „Sonach ist eine jede der Einzelnachfragen nach (B), nach (C), nach (D) . . . in (A) eine Funktion von mehreren Veränderlichen, nämlich den Preisen von (B), von (C), von (D) . . . in (A). Bedeutet $d_{b,a}$ eine dieser Einzel-Nachfragen; sind $p_{b,a}, p_{c,a}, p_{d,a}$ . . . diese Preise, so wird dieser Umstand algebraisch durch die Gleichung ausgedrückt: $d_{b,a} = f_{b,a}(p_{b,a}, p_{c,a}, p_{d,a} \ldots)$ . . . [168]).“ Nur dadurch, daß er die *wesentlichen* wirtschaftlichen Tatbestände *unterschlägt*, findet *L. Walras* an mathematische Denkweisen heran.

Man könnte sagen, die „Nachfragefunktion“ könne man aufstellen, da man die Nachfragemengen dem Wirtschafter abfragen könne, wenn man ihm die Preise angebe. Bei anderen Preisen gebe der Wirtschafter auch andere Nachfragemengen an, der Theoretiker bekomme auf diese Weise eine Tabelle von zusammengehörigen Preisen und Nachfragemengen oder, anders ausge-

drückt, ihre Funktionalbeziehung. An ein Abfragen der Nachfragefunktion denkt die Theorie ausdrücklich[169]). — Nun wird der Wirtschafter sicherlich noch sehr viel mehr Angaben haben wollen, ehe er antworten kann, aber sehen wir davon ab. Der Theoretiker hat also seine Tabelle mit den „beobachteten" Zahlen. Was gewinnt er durch diese verstehenslos hingenommenen reinen Zahlen, was erfährt er damit über wirtschaftliche Zusammenhänge? Nichts! Bei jeder Frage des Theoretikers nämlich denkt der Wirtschafter stillschweigend seine Gestaltung im Gebilde durch, danach entscheidet er sich für eine Nachfragemenge; wie bei dieser Erwägung der Entscheid für eine Nachfragemenge zustande kommt, das wäre in seinen Grundzügen wesentlich zu wissen und wahrhaft aufklärend. Aber gerade darüber erfährt der Theoretiker nichts. Die ganze Wirtschaftliche Erwägung, die der Wirtschafter während des Abfragens vornimmt und in der allererst die Nachfragemengen mit den Preisen in durchschaubarer Weise zusammenhängen, bleibt dem abfragenden Theoretiker verborgen. Danach fragt er auch nicht. Glaubt er doch unter dem Zwange des „naturalistischen" Vorurteils, man mute ihm damit zu, ins „Psychische" der „Motivationen" hinabzusteigen, während sich in Wahrheit dort die Vernunftgrundsätze für die wirtschaftlichen Verfügungen erfassen lassen. Da der „reine" Theoretiker und der „Mathematiker" diese Denkmöglichkeiten nicht kennen, können sie auch nicht wissen, daß die von ihnen dem Wirtschafter vorgelegten Preise nur Determinanten sind für den Wirtschafter, nur Umstände, unter denen er handelt, daß aber das wahrhaft Bestimmende ganz wo anders liegt.

7.

Bisher haben wir uns überlegt, welche wirtschaftlichen Tatbestände Walras im Marktgetriebe sieht: das Wesentliche und für alle Größen Entscheidende, die Gestaltung im Gebilde, fehlt. Fragen wir jetzt, wie die Tatbestände ihrer Seinsweise nach verstanden sind in der Lausanner Gleichgewichtslehre. — Außer den Nachfragegleichungen stellt Walras noch zwei Gruppen von Gleichungen auf, in denen Preise bzw. nachgefragte Güter-

mengen voneinander abhängen. Da die Zahl der Gleichungen mit der Zahl der Unbekannten übereinstimmt, ist — so meint Walras — die Erkenntnisaufgabe, die der Tausch stellt, „theoretisch gelöst“, sind mit den Gleichungen die Bedingungen für das „Gleichgewicht“ am Markte angegeben. Die Grundvorstellung bei dieser Theorie und den entsprechenden „Formelapparaten“ Paretos u. a. ist die, man könne den Zustand auf dem Markt, daß die Güter „feste Preise“ haben, zu denen die Beteiligten tauschen, so beschreiben: in einem Augenblick entsprechen gewissen Zahlen, die Preise angeben, gewisse andere Zahlen, die die getauschten Gütermengen angeben. Alle diese Zahlen sind in einem Augenblick „miteinander bestimmt“. Wird diese Vorstellung dem Marktgeschehen seiner Seinsweise nach gerecht, insbesondere der Seinsweise der Höhe der wirtschaftlichen Größen?

Am Markt treten Wirtschaftsgebilde auf, bringen hier zwischengebildliches Geschehen wie Kauf, Zahlung, Kreditgeben, Leihe usw. in Gang. Der Markt selber ist das Wirtschaftsgebilde, zu dem jenes zwischengebildliche Geschehen zusammengeordnet ist, dem letzten Erfolg nach derart, daß in allen beteiligten Gebilden die Bedarfsdeckung verbürgt ist und den Gebilden und dem Markte ihr Bestand. Alle Größen, die Wirtschaftliche Dimension der Güter, die Umsatzmengen, die Termine und Fristen bei Kredit, Lieferung und Zahlung, stellen sich ihrer Höhe nach so, daß alles Geschehen auf dem Markte in dem genannten Gestaltungssinn verläuft. Sie sind lauter Größen, deren Höhen sich in mit- und gegeneinander stehenden gestaltenden Entscheiden der Wirtschafter ergeben, derart, daß alle beteiligten Gebilde am besten ihren Bestand dabei verbürgen. Daraufhin nur sind die „geltenden“ Höhen, sind „Sätze“, „Raten“, der „Marktpreis“, der „gilt“ usw., daß jeweils jener Gestaltungssinn an ihnen erfaßlich ist. Wir haben diesen Gestaltungssinn theoretisch nur in der allgemeinsten Weise angegeben; er läßt sich immer weiter und lückenlos auseinanderlegen, bis in eine einzelne historische Geschehenslage hinein. Es macht die Seinsweise jedes wirtschaftlichen Größenstandes und jeder Größenänderung aus, daß jener Gestaltungssinn an ihnen zu erfassen ist. Die Zahlen, die Preise und Gütermengen bezeichnen, sind als Zahlen

technische Ausdrucksmittel dafür, daß auf dem Markte Geschehen von jenem wirtschaftlichen Gestaltungssinn vor sich geht, den man in jedes beteiligte Gebilde hinein verfolgen kann an der Hand gebildtheoretischen Denkens und einer umfassenden Forschung in Tatsachen.

Der angedeuteten Seinsweise der Wirtschaftszahlen im Markt wird die Lausanner Theorie nicht gerecht. Der Theoretiker „denkt sich" Zahlen, die er wohl Höhen von Preisen und Gütermengen nennt, an denen er aber nicht den Gestaltungsgehalt erfaßt, den sie im Leben tragen. Weil er ihn nicht erfaßt und die Wirtschaftszahlen in ihrer Seinsweise verkennt, sucht er auch nicht nach den Gestaltungszusammenhängen im wirtschaftlichen Geschehen, aus denen allein sich die Höhen der Größen „erklären" lassen, sondern er „denkt sich" rechnerische — einstweilen unbekannte — „Abhängigkeitsbeziehungen" zwischen ihnen als reinen, mathematischen Zahlen.

Auf dem Markte sind in einem gegebenen Augenblick alle Höhen von Größen, zu denen man die Geschäfte tätigt, miteinander bestimmt, es besteht insbesondere für alle Waren ein fester Preis, es herrscht „Preisgleichgewicht" (Walras). Walras glaubt nun ausdrücklich, daß in diesem Marktzustand dieselbe Aufgabe gelöst ist, die der Mathematiker sich stellt: zu einem System von Gleichungen die Zahlen zu suchen, die das System „lösen" als Wurzeln der Gleichungen [170]). In Wahrheit liegt hier nur eine ganz oberflächliche Analogie vor. Die mathematischen Wurzeln von Gleichungen sind reine Zahlen, die, in die Leerstellen der Gleichungen eingesetzt, diese zu rechnerisch richtigen Aussagen machen. Die Höhen aber der wirtschaftlichen Größen auf dem Markte haben die Wirtschaftsgebilde im Gestaltungskampf miteinander ausgemacht, diese Höhen besagen, daß die Dauer der Bedarfsdeckung in der ganzen Runde herum verbürgt ist, wenn die Wirtschafter sich bei ihren Entscheiden nach ihnen richten. Nicht um die Lösung einer mathematischen Rechenaufgabe geht es auf dem Markte, sondern um Gestaltungsaufgaben handelt es sich für den Wirtschafter. Und auch die nationalökonomische Theorie kann sich hier keine mathematische Aufgabe stellen, da sie die Seinsweise der wirtschaftlichen Größenausdrücke, Träger eines Gestaltungssinnes zu sein,

nicht beiseite setzen darf. Die nationalökonomische Theorie kann sich auf das Grundsätzliche jener Gestaltungsaufgaben der Wirtschafter auf dem Markte nur besinnen — denn andere Aufgaben sind in der Wirklichkeit nicht gestellt — und sie hat sich nicht eine Aufgabe auszudenken, die scheinbar besser zu einem vorgezogenen „Wissenschaftsideal" paßt. Mit der Vorstellung, die der Lausanner Markttheorie zugrunde liegt, hat man sich etwas ausgedacht, d. h. man hat die Seinsweise der Vorgänge und der Größen auf dem Markte verkannt. So kann die Lausanner Theorie mit ihrem System von Gleichungen den Marktzustand, bei dem gewisse Höhen miteinander gelten, nicht in seinem wirtschaftlichen Sinngehalt angeben. Sie hat nur das Bild dafür, aus der Mechanik genommen: „Gleichgewicht"; oder man sagt, die Nachfrage nach einer jeden Ware ist gleich ihrem Angebot, denkt aber bei diesen auch noch unaufgelösten Vorstellungen an die Gleichheit zweier Zahlen. Die Lausanner Theorie kann die Tatbestände des Tausches, des Preises, der Gütermenge, des Marktes und der an ihm Beteiligten usw. überhaupt nicht erfassen, weil sie schon in ihrem Ansatz grundsätzlich an der Willenswelt der Wirtschaft vorbeigeht.

8.

Über „die grundlegenden Hypothesen der neueren Preisanalyse" berichtet H. v. Stackelberg: „Der gemeinsame Ausgangspunkt der neueren preisanalytischen Methoden ist eine Annahme über die Nachfrage- und die Angebotssituation der einzelnen Güter. Man nimmt an, daß eine bestimmte Menge eines Gutes nachgefragt werden würde, wenn der Preis dieses Gutes, die Preise einiger oder aller anderen Güter und eine Reihe ‚sonstiger Faktoren' bestimmte Zahlenwerte annehmen würden. Die gleiche Annahme macht man für das Angebot[171])." — Gewiß, man findet eine bestimmte Nachfrage nach einem Gute vor, während die Preise dieses und aller anderen Güter und „sonstige Faktoren" bestimmt sind, und man kann annehmen, daß dies immer so ist. Aber daß man nur dies aufgreift, die nachgefragten Gütermengen, die Preise und „sonstige Faktoren", darin zeigt sich, daß man gleichsam „von außen",

eben „beobachtend", an das Marktgeschehen herangeht. Man vergißt, daß man vor geschichtlich-gesellschaftlichem Geschehen steht, daß man daran die Erwägungen erfassen kann und muß, die die Entscheide über alles, darunter auch über Nachfragemengen und Preise, aus sich entlassen, daß diese Erwägungen Regel und Richtschnur in sich tragen, und daß man also erfassen kann, worum es den am Marktgeschehen Beteiligten geht, was die Dominanten dieses Geschehens sind. Statt dessen beschränkt sich die „neuere Preisanalyse" — genau so wie einstens L. Walras — darauf, einige Determinanten aufzugreifen und von ihnen „anzunehmen", daß sie miteinander immer bestimmte Zahlenwerte aufweisen. Jene Annahme ist zwar nicht falsch, aber man greift mit ihr am Wesentlichen vorbei: wo der Theoretiker die Höhen aller Größen am Markte „von innen" her verstehend erfassen könnte — und jeder am Markte „praktisch" Beteiligte übt nur dieses Erfassen — da beschränkt er sich darauf, das Marktgeschehen verstehenslos zu begaffen und die Nachfragemengen und die Preise zu „notieren". Das statistische Abheben der Zahlen, z. B. vom Marktgeschehen, kann man wohl ein „Beobachten" nennen, „Marktbeobachtung". Aber sowohl der Theoretiker als auch der Praktiker der Wirtschaftsgestaltung müssen darüber hinausgehen, und zwar zum Erfassen der Gestaltungszusammenhänge, statt zum rechnerischen Verknüpfen der Zahlen in „Funktionen". Auf den letzteren Irrweg gerät man auch nur, wenn man das „Beobachten" des Technikers der Statistik mißversteht, als sei es die Grundhaltung des Erfahrens, die man gegenüber dem historisch-gesellschaftlichen Geschehen einzunehmen hätte.

v. Stackelberg fährt fort: „Und zwar — um diese Annahme nochmals möglichst klar zu formulieren — ordnet man jeder (gedachten) Zahlenkombination der Preise und ‚Faktoren' eine (ebenfalls gedachte) Menge des betreffenden Gutes, die nachgefragt, und eine Menge, die angeboten wird, zu." Bei dieser genaueren Fassung jener „Annahme" kommt nun auch heraus, was in ihr notwendig stecken muß: man verkennt die Seinsweise der Höhen der Größen am Markt, man macht aus ihnen reine Zahlen. Jetzt ist der Boden bereitet für den Einsatz des mathematischen Denkens. „Wir können also sagen:

man betrachtet die nachgefragte (und ebenso die angebotene) Menge eines bestimmten Gutes als Funktion seines Preises, der Preise der übrigen Güter und einer Reihe ‚sonstiger Faktoren'." Der Theoretiker findet also den Anschluß an mathematische Denkweisen nur so, daß er seinen tatsächlichen Vorwurf, das geschichtlich-gesellschaftliche Geschehen, zurechtstutzt; darüber geht ihm aber das Wesentliche, das Grundsätzliche, an dem Geschehen verloren, dessen Seinsweise nämlich als Geschehen unseres Lebens. In ihren „Hypothesen" nimmt die „neuere Preisanalyse" nicht etwa nur eine dem Grade nach „weitgehende Abstraktion" vor, sondern ihr mathematisierendes Denken entwirft in freier Konstruktion etwas, das der Art nach dem Wirklich-sein der wirtschaftlichen Größen fremd ist.

„Die Bestimmung der Funktion soll auf Grund der empirisch gegebenen Daten erfolgen" (v. Stackelberg, a. a. O. S. 85). Statistisch will man die Preise, die Nachfragemengen und die „sonstigen Faktoren" beobachten, in Tabellen zusammenstellen und so die Form jener „Nachfragefunktion" finden. Vor allem hat man in Amerika in dieser Art geforscht unter der Führung von H. L. Moore, H. Schultz u. a.; das deutsche Schrifttum darüber ist gering. Um zu prüfen, wie da mit den statistischen Fakten umgegangen wird, was wirklich herauskommt, dazu müßte man den Gang solcher Forschungen untersuchen. Dem können wir uns hier nicht mehr unterziehen. Einiges Grundsätzliche über den Umgang mit statistischen Fakten wollen wir aber noch darlegen.

Die Größenausdrücke, die die sozialwissenschaftliche Statistik erarbeitet (Umsätze, Preise, Gewinne, Erzeugungsmengen, Bevölkerungsmengen usw.), bezeichnen sinnhafte Fakten. Sie sind als solche grundsätzlich von den Maßzahlen der Physik, den sinnfreien Daten, zu unterscheiden. Die Daten kennzeichnen zu ihrem Teil jeweils ein Naturgeschehen, das als Geschehen ein spezifisches ist. Es ist ein auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens immer wieder entdeckbares Geschehen; dem entspricht es, daß das Naturerkennen bleibende Abhängigkeitsbeziehungen unter Zuständen sucht, die man durch die Daten (Maßzahlen) bezeichnet hat. Die sozialstatistischen Fakten dagegen sind vom historisch-gesellschaftlichen Geschehen abgehoben, sind nur

von ihm her, d. h. von seinen Gestaltungsverhältnissen her, verstehbare Zahlen. Als Geschehen liegt hier etwas grundsätzlich anderes vor als im Falle des Naturgeschehens; es entfällt das Erkenntnisziel bleibender Abhängigkeitsbeziehungen, und die statistischen Fakten sind nicht „Werte", die man in die Leerstellen solcher Abhängigkeitsbeziehungen einsetzen könnte. Soweit man vorhat, die statistischen Fakten wie Daten zu behandeln, verkennt man sie „naturalistisch".

Die Größenausdrücke, die der Statistiker sammelt, stehen im täglich neu zu schöpfenden, reich ausgefalteten Tatzusammenhang der Gestaltung. Ein vorgängiges Verstehen solcher Zusammenhänge lenkt auch immer schon die statistische Fragestellung. So bieten die statistischen Fakten nur dem Kenner der Gestaltung Einsicht, ihm geben sie einen weiteren Überblick über das, was vor sich geht und gegangen ist. Da der Kenner der Gestaltung weiß, um was es ihm und anderen geht bei der Gestaltung, was davon möglich ist unter den augenblicklichen Bedingungen usw., da er also die Dominanten so weit wie möglich kennt und sich über die Determinanten durch eine weitverzweigte Statistik aufklären läßt, kann er sich auch ein Bild vom Künftigen machen; aber eben nur auf Grund seiner Einzeleinsicht in die Gestaltung und einer von dort her entworfenen Statistik. Dies Voraussehen des Kenners der Gestaltung ist etwas grundsätzlich anderes als das Voraussagen, das der Physiker übt.

Wo man statistische Fakten erarbeitet hat auf Grund eines reichen Wissens um die Gestaltungen, kann ein rechentechnischer Umgang mit den Fakten nötig sein, um nicht sogleich sichtbare Zusammenhänge unter ihnen aufzudecken. Nur in diesem Umgang werden die statistischen Zahlen reine Zahlen, und auf diese kann man mathematische Verfahren (Errechnen von Mittelwerten usw.) allerdings anwenden, soweit man damit das statistische Faktenmaterial durchsichtiger macht für den verstehenden Blick auf die Gestaltung. Mathematik ist hier dienende Rechentechnik um des Einblicks willen in die Gestaltung. Im Gegensatz zu diesem echten Verhältnis von Mathematik zur Statistik steht ein anderes. Da streicht der von Grund auf mathematisch konstruierende Verstand die gestalthafte Wirklichkeit des Zusammenlebens aus, aus diesem

grundsätzlich verfehlten Denkansatz entwirft er ein Theorem, z. B.: „jedem Preis eines Gutes entspricht eine bestimmte Nachfrage", „die Nachfrage ist eine Funktion des Preises"; und nun entnimmt er der Statistik nur einige wenige Zahlenreihen, um jenes Theorem zu „verifizieren". Nationalökonomische Theorie kann auf diese Weise gewiß nicht herauskommen, aber es besteht die Gefahr, daß die Statistik darüber verkrüppelt.

9.

Das gestalthaft zusammengeordnete Marktgeschehen streicht man bei der Aufstellung der Nachfragefunktion aus als historisch-gesellschaftliches Geschehen. Seinen (ungrößenhaften) Gestaltungszusammenhang ersetzt man durch den rechnerischen Zusammenhang von ein paar größenhaften Fakten (Preise und abgesetzte Produktmengen), die das Geschehen niemals eindeutig kennzeichnen können. Dies können nur die Gestaltungsverhältnisse. Wie dem Marktgeschehen geht es auch anderen wirtschaftlichen Tatbeständen, mit denen der mathematische Verstand sich befaßt, wir greifen die Produktion und die Unternehmung heraus.

Die Produktion ist erfaßlich als die technischen Vorgänge im Dienste der Bedarfsdeckung. Der Bedarfsdeckung dienen auch die Suche und die „Okkupation", aber sie sind nicht technische Vorgänge, d. h. Vorgänge, in denen man einen Erfolg erzwingt. Einen anderen Gegensatz bildet die „Destruktion", die wohl aus technischen Vorgängen — sogar höchstentwickelten — bestehen kann, die aber nicht der Deckung des Bedarfs dient[172]). Technische Vorgänge tragen ihre eigene Vernunft in sich, in dieser Richtung also kann man Produktionsvorgänge durchdenken bis ins einzelne, ebenso aber auch als bedarfsdeckendes Geschehen. Man erfaßt damit zweimal an ihnen, was gleichsam als treibende Kraft in ihnen steckt, das Dominative an ihnen. Hier liegt — zweimal aufdeckbar — das Bestimmende, die technische und die wirtschaftliche Gestaltung; während die verwendeten Roh- und Werk- und Hilfsstoffe, die Geräte, das Ausmaß an Arbeit usw. nur das wechselvoll Bestimmte sind. An Hand der Grundsätze der technischen und der wirtschaftlichen Vernunft

können wir verstehend in die Vorgänge der Produktion eindringen, in solchen Gedankengang auch erst alle statistischen Fakten aufnehmen, und wenn wir es können, so müssen wir es auch. Was noch wichtiger ist: im Leben selber verlaufen die Vorgänge der Produktion allererst kraft der technischen und der wirtschaftlichen Gestaltung, und dies Geschehen und alle Mengen und Größen an ihm sind ihrer Seinsweise nach überhaupt nur zugänglich im gestaltenden Denken und in der Besinnung darauf.

Von all dem wissen die „reine" und die „mathematische" Theorie nichts. Sie sehen nur Gütermengen: Produkt und Produktionsmittel in bestimmter Menge. Erst „hat" man die Produktionsmittel, dann „hat" man das Produkt, auf diese leere Formel bringt man die Produktion. Wirtschaftlich soll damit ein „Tausch" (Schumpeter) geschehen sein, technisch eine „Transformation" von Gütern in andere Güter[173]). Wo man historisch-gesellschaftliches Geschehen erfassen kann an Hand zahlreicher Grundsätze der technischen und der wirtschaftlichen Vernunft, da spricht die „reine" Theorie ein paar gelehrt klingende, aber leere Worte aus. Man fragt sich verwundert, welchen Sinn das Ausstreichen der dominativen Tatbestände, das Verkennen der determinativen mengenhaften und das Verleugnen aller echten Erkenntnismöglichkeiten haben kann. Es hat den Sinn, den Anschluß an mathematische Denkweisen zu erzwingen: hier sind die „beobachteten" Produktmengen, dort sind die zugleich „beobachteten" Produktionsmittel, zwischen ihnen fordert man eine Funktion. Sie ist einstweilen unbekannt; aber eines Tages soll die Statistik erlauben, solche Funktionen anzugeben. So sagt z. B. A. L. Bowley: „Let $y_1 \ldots y_s \ldots y_v$ be quantities of the factors (such as y_1 hours of labour, the use of y_2 acres of land, and of £ 100 y_3 worth of capital) used in the production of x units of the commodity. The quantity x depends, in a way that is presumed to be known, on $\ldots y_s \ldots$, so that we may write

$$x = F(y_1 \ldots y_s \ldots y_v)$$

where F is a function of given form"[174]). Dies ist die bekannte und von allen „Mathematikern" anerkannte „Produktionsfunktion". „Es wird also für jedes Gut und jede Unternehmung eine Produktionsfunktion aufgestellt, welche variabel gedachten

Mengen von Produktionsmitteln diejenige Menge des Produktes zuordnet, welche damit technisch am rationellsten hergestellt werden kann[175]). Der Theoretiker „beobachtet" verstehenslos Gütermengen; daß er ein Stück unseres Lebens vor sich hat, das er nach Sinn und Hergang verstehend erfassen kann, daß er inhaltlich angeben kann, was es heißt, „technisch am rationellsten" zu erzeugen, das kümmert ihn nicht.

Als Unternehmung haben wir ein Wirtschaftsgebilde vor uns, d. h. erlebtes Geschehen, wie z. B. Einkauf, Erzeugung, Verkauf, Kontrolle, Buchführung usw. ist hier so zusammengeordnet, daß es wiederkehrt und die Zusammengeordnetheit selber, die Unternehmung, besteht. Eine der Leistungen der Unternehmung ist dauernder Ertrag, d. h. es soll sich eine geldberechnete Differenz zwischen Erlös und Kosten ergeben im Wege dauernd überwiegender Gewinne. Der Unternehmer hat also tausenderlei Geschehen täglich neu zusammenzuordnen zum Gebilde der Unternehmung. Einzelheiten des Sinnes, der Aufgaben und des Aufbaus der Unternehmung können wir hier übergehen; die wenigen Stichworte für den Tatbestand genügen schon, um den Abstand dieses Erfassens der Unternehmung als Tatbestand von ihrer „mathematischen" Auffassung sichtbar zu machen. Der „Mathematiker" nämlich denkt sich, der Unternehmer suche — bei einem so oder so gearteten Monopol — die Preishöhe seines Produktes zu bestimmen, bei der sein „Gewinn" ein Maximum würde. Drei Größen, nämlich Preis, Absatzmenge und „Gewinn", in — einstweilen unbekannter — Funktionalbeziehung, das ist eine „mathematische Darstellung" der Unternehmung. Hier ist wieder die Dominante, nämlich die Gestaltung zum Gebilde, weggestrichen. Man greift ferner nur einige wenige, die Vorgänge nicht zureichend kennzeichnende, größenhafte Bestimmungsstücke heraus, die man doch nur von der Gestaltung her aufgreifen kann, oder man verkennt ihre Seinsweise als Größen: da die „mathematische" Theorie die gestalthaften Tatbestände nicht kennt, kann sie auch die Größen nicht voll und lebensecht in den Blick bekommen. Wir brauchen die Kritik nach dem bereits Gesagten nicht bis ins einzelne durchzuführen. Ob es sich um das Marktgeschehen oder um die Produktion oder um die Unternehmung handelt, in allen Fällen verkennt die „mathe-

matische“ Theorie die *Seinsweise* dessen, was sie vor sich hat, und sie kann darum nicht beanspruchen, als Theorie des Marktes, der Produktion und der Unternehmung zu gelten!

10.

Es ist immer schon ein gefährliches Unterfangen, die Größenfragen der Wirtschaft für sich allein behandeln zu wollen, wie es die „reine“ Theorie vorhat. Da es sich hier um Vernunft- und Tatgrößenhaftes des Zusammenlebens handelt, muß man schon sehr fest im Sattel des gebildtheoretischen Denkens sitzen, um solche Aufgaben angreifen zu können. Die „reine“ („mathematische“) Theorie *scheitert* denn auch daran. Das Erst-Bestimmende (Dominative), die *ungrößenhafte Gestaltung*, leugnet sie von vornherein ab oder sie glaubt, sie für ihre Aufgaben nicht nötig zu haben; das Zweit-Bestimmende (Determinative), die Mengen und Größen, verkennt sie ihrer Seinsweise nach. Theorie aber, die die Seinsweise ihrer Gegenstände nicht kennt und somit an ihnen vorbeigreift, ist nicht erfahrungswissenschaftliche Theorie, *sondern überläßt sich der Willkür beliebigen Ausdenkens*. Das daraus in unserem Fach entstandene Chaos der Theorien ordnet sich nur nach den Richtungen, in denen man die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände *verkannt* hat: mathematisch, naturalistisch, juristisch, psychologistisch, universalistisch usw.

Ein Denken, das seine Gegenstände grundsätzlich nicht „im Griff“ hat, das sich nicht selber findet, muß unter die Herrschaft fremder Geistesmächte geraten. So hat sich das mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Denken anheischig gemacht, die Angelegenheiten der nationalökonomischen Theorie auf seine Weise zu ordnen. Sind es doch „bewährte Methoden“, die man anwenden will. Da die bisher herrschende nationalökonomische Theorie versäumt hat, die Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen zu untersuchen und die Größenfragen in ihren festen Besitz zu bringen, hat sie sich mehr und mehr an die Seite drängen lassen müssen von einem Denken, das *von Natur aus* die Seinsweise der wirtschaftlichen Mengen und Größen verfehlen *muß*. Ein *Scheinwissen* über die wirt-

schaftlichen Größenfragen breitet sich aus, und war bisher der Blick der nationalökonomischen Theorie auf die Größen unsicher, so wird er durch die „mathematische Methode" geradezu in die falsche Richtung gelenkt.

Sozialwissenschaftliches Denken ist grundsätzlich kein anderes Denken, als es die Gestalter im Zusammenleben selber üben, es ist Willensbesinnung. Wo diese Besinnung absinkt, da muß auch die Gestaltung leiden. Nationalökonomische Theorie ist als höchste Form wirtschaftlicher Willensbesinnung mitverantwortlich für die Echtheit und die Kraft der Wirtschaftsgestaltung. Sie kann nicht auf die Dauer ihre Aufgabe versäumen, ohne am Leben selber schuldig zu werden. Wenn die Völker ihre Lehren von der Gestaltung des Zusammenlebens verlieren, so ist das ein Verlust an ihrem Leben. Die „reine" und die „mathematische" Wirtschaftstheorie aber, nimmt man sie als Theorien ernst, bedeuten die Vernichtung wissenschaftlicher Willensbesinnung auf das Zusammenleben (vgl. Anm. 97). Daher ist nicht nur Kritik vom Boden der Wissenschaft aus zu üben an diesem Schein von Wissenschaft, sondern es ist vom Leben selber her Anklage dagegen zu erheben: diese Art Theorie ist unfähig, ja verhindert sogar, die Gestalter am Zusammenleben zu ihrer Aufgabe zu erziehen in der Klarheit der Besinnung.

Wie aber sehen die Vertreter der „reinen" Theorie die Lage? Sie feiern das Aufkommen der „subjektiven Wertlehre" als „Erneuerung der Theorie" und glauben, die nationalökonomische Theorie stünde jetzt als „moderne Analyse" in hoher Blüte[176]. Das anspruchsvolle, aber nichtige Reden über „Grenznutzenniveau", „Ophelimitätsindexfunktion" und ähnliche Erzeugnisse eines entwurzelten Denkens hält man für den denkbar besten Ausdruck für das Handeln des Wirtschafters. Das klassische Kern stück dieser Art Theorie, die „statische Theorie", ist nach Schumpeter ein „Kristall"[177]), alles übrige, der „Rückstand", besteht „aus außerwirtschaftlichen und aus anderen Wissenschaften zugehörigen Elementen". Allerdings soll sie für das Leben nichts bedeuten, um so mehr aber für die Wissenschaft[178])! Schumpeter hält diesen Zwiespalt für natürlich; wir aber wissen, daß da nur Scheinwissenschaft vorliegen kann. Denn echte nationalökonomische Theorie geht immer und nur das Leben an, und

ihre „abstraktesten" Teile sind gerade die tiefsten Einsichten in das Leben. In ihr weiß das Leben sich selbst als Wirtschaftsgestaltung, was will die Wissenschaft für sich selbst und darüber hinaus noch sein? Daß sie das Wissen und das Gewissen der Gestaltung ist, das vermitteln aber nur die ontologische und die erkenntniskritische Besinnung, die allein auch über die Wissenschaft zu urteilen haben.

Wo das Leben Tag für Tag mit den schwierigsten Gestaltungsaufgaben ringt — und wohl selten so wie heute der Klarheit über die Grundsätze der Gestaltung bedurfte — da versteht sich die bis heute „herrschende" Theorie einer lebenswichtigen Wissenschaft als „intellektuelle Befriedigung" (Schumpeter), und glaubt nur darauf sehen zu müssen, daß sie „klappt". Daraus spricht nicht ein zuchtvolles theoretisches Denken, das sich von den Tagesfragen zeitweilig abkehrt, um vorerst des Grundsätzlichen mächtig zu werden, sondern der Dünkel eines grundsätzlich leeren Ausdenkens. Aber wir zweifeln nicht, daß man nach und nach den Geschmack verlieren wird an den langweiligen Späßchen der „reinen" Theorie über den Menschen als „pleasure-machine"[179]), über die „Wohlfahrtshügel" (collines de plaisir)[180]) usw., sofern sich endlich auch die breitere Öffentlichkeit die ernste Forschung nicht mehr vorenthalten läßt durch das bisher beliebte Totschweigen. Diese, die gebildtheoretische Forschung, weiß längst schon die wirtschaftlichen Größenfragen anzupacken, wie sie sich im Leben selber stellen. Dies Leben, als Zusammenleben, ist nämlich das Leben der Sozialen Gebilde, z. B. der Familien, der Völker, der Staaten, der Gemeinden, der Haushalte, der Unternehmungen, der Märkte, der Volkswirtschaften. Die bisher „herrschende" Theorie hat nur das „Individuum" und die „menschliche Gesellschaft" gekannt; ob sie „marxistische" oder „bürgerliche" Nationalökonomie war, es lagen dieselben Denkvoraussetzungen zugrunde. Gegen diese Denkvoraussetzungen, die das Erfassen der Lebenstatbestände grundsätzlich verhindern, hat einzig und allein das gebildtheoretische Denken v. Gottl-Ottlilienfelds unbeirrt im jahrzehntelangen Kampfe gestanden, gegründet auf die Einsicht in die Seinsweise der Tatbestände des Zusammenlebens. Dem Denken allein auf dieser Grundlage gelingt es auch, die Größenfragen des Wirtschaftslebens zu bewältigen.

Schluß

Zusammenfassender Hinweis auf die Ergebnisse

In dieser Abhandlung haben wir die Frage nach „dem Quantitativen" gestellt, die Frage, was das heißt und ob es eindeutig ist, quantitativ zu sein. Die Frage ist notwendig, um zur Klarheit zu kommen über die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen, über ihr Verhältnis zum Nicht-größenhaften der Wirtschaft und über das wissenschaftliche Vorgehen bei den wirtschaftlichen Größenfragen (Einleitung). Es hat sich gezeigt, daß es nicht angängig ist, von „dem Quantitativen" schlechthin, von „der quantitativen Methode" usw. zu sprechen, da als Quantitatives jeweils etwas von Grund auf anderes vorliegt z. B. in der Wirtschaft und in der von der heutigen Naturwissenschaft gemeinten „Natur".

Wirtschaftliche Mengenbildung ist ein Vorgang im Gestaltungsverstehen des Wirtschafters, letztlich also im Willensleben. Mathematische und physikalische Mengenbildungen sind hingegen Vorgänge im sinnfreien Erkennen, „Abstraktionsprozesse". An den Beispielen der Fugmachtmenge und der Liegenschaften haben wir die wirtschaftliche Mengenbildung untersucht (Zweiter Teil, B). Vorausgehen mußte eine Untersuchung über die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände überhaupt, insbesondere des Verfügbaren (Erster Teil).

Die wirtschaftlichen Größentatbestände (Größenarten), z. B. Preis, Wirtschaftliche Dimension, Kapital, Arbeitslohn usw., sind Tatbestände der Wirtschaftsgestaltung, Willenstatbestände letztlich, dem sinnlichen Vernehmen grundsätzlich entzogen. Der gezahlte Preis z. B. ist das im Tausch oder Kauf hingegebene Verfügbare und ist als Preis nur gegenwärtig in diesem wirtschaftlich erwogenen Gestaltungsvorgang des Tausches usw. Die wirtschaftlichen Größenbegriffe sind als Größenbegriffe „Ideen" der Gestaltung, „schöpferische Begriffe" (v. Gottl-Ottlilienfeld). Die wirtschaftlichen Größenausdrücke

bezeichnen Inhalte der Wirtschaftsgestaltung, aus der sie hervorgehen. Jedes Zählergebnis z. B. ist Träger eines Gestaltungsgehaltes und ist verstehbar, aus den Grundzügen der Gestaltung in dem betreffenden Lebenskreis (Zweiter Teil, C). Die Zahl im wirtschaftlichen Größenausdruck ist das technische Hilfsmittel der Veröffentlichung; denn die wirtschaftlichen Größenausdrücke veröffentlichen je in ihrem Bereich des Zusammenlebens die Gestaltungsverhältnisse.

Diesem spezifisch wirtschaftlichen Größendenken, dem sinnhaften Gestaltungsgrößendenken, läßt sich das sinnfreie Größendenken gegenüberstellen, ein Nur-noch-erkennen auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens. Wir haben als Beispiel das physikalische Größendenken gewählt (Dritter Teil, A u. B). Die Größenbegriffe sind hier eigens ausgebildete Gesichtspunkte des Betrachtens, unter denen den wiederherstellbaren oder wiederholt beobachtbaren Zuständen Zahlen als Zeichen beigelegt werden, die Größenausdrücke. Z. B. das Gewicht eines Metallstückes ist eine unter einem Gesichtspunkt reinen Betrachtens beigelegte, darum „benannte", Zahl, ein Zeichen, das man dem Metallstück wiederholbar beilegen kann in einem Vorgang reinen Erkennens, dem Messen. Den sinnhaften Größenausdrücken des Willenslebens stehen die sinnfreien Größenausdrücke gegenüber, Zeichen, vergeben von einem Erkennen auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens.

Die wirtschaftlichen Größenausdrücke stehen in keinem bleibenden rechnerischen Zusammenhang untereinander. Die Zusammenhänge in der Wirtschaft sind Willenstatbestände unter einem „schöpferischen Begriff" und bestehen in der ungrößenhaften Gestaltung. Der von der Physik gemeinte Zusammenhang ist die Möglichkeit, bleibende rechnerische Abhängigkeitsbeziehungen aufzustellen unter den den Zuständen beigelegten Zeichen (Dritter Teil, C). Beharren und Veränderung im Zahlenbild der Wirtschaft zeigen Gestaltungsvorgänge an; das ist ihre Art, Größenänderung zu sein. Beharren und Veränderung der wirtschaftlichen Größenausdrücke ist etwas grundsätzlich anderes als die „Konstanz" und die „Variabilität", die der Physiker meint.

Die wirtschaftlichen Größenausdrücke sind als das, was sie

sind, nicht da für mathematische Denkoperationen. Die physikalischen Größenausdrücke sind ohne weiteres und ausschließlich mathematisch durchzudenken; denn sie sind nichts weiter als reine Zahlzeichen, die die Mathematik für den Gebrauch der Physik bereitstellt mit ihren besonderen Eigenschaften (z. B. reelle Zahl, komplexe Zahl usw. zu sein). Die wirtschaftlichen Größenausdrücke versteht allein der Gestalter, den Willen gehen sie an. Mathematisch rechnen kann man mit ihnen nur unter einer Bedingung. Sie liegen vor als vom Gestalter verstehbare sinnhafte Größenausdrücke, z. B. als Ergebnisse einer statistischen Auszählung, die man immer nur auf Grund des Verstehens von Gestaltungsverhältnissen vornehmen kann. Um gewisse Gestaltungszusammenhänge deutlicher sichtbar zu machen, kann es dann zweckmäßig sein, an dem Zahlenmaterial mathematische Rechenoperationen auszuführen, z. B. das Errechnen von Mittelwerten. Für diese Rechnung sieht man ab von dem Gestaltungsgehalt der Größenausdrücke, und man kann hier davon absehen, weil es sich um ein von der Gestaltung abgehobenes Zahlenmaterial handelt, an dem man jederzeit wieder die Gestaltungszusammenhänge aufgreifen kann; an den Ergebnissen der Rechnung greift man sie auch sofort wieder auf, daher nennen wir diese Rechnung „Zwischenrechnung". Diese Zwischenrechnung im erwägenden Gedankengang des Wirtschafters kann in der Anwendung mathematischer Methoden nur so weit gehen, als sie darüber nicht ihren Sinn als Zwischenrechnung einbüßt, nämlich das Sichtbarmachen von Gestaltungszusammenhängen. Man kann auch das beste statistische Zahlenmaterial mathematisch „denaturieren". Für den Gebrauch in der Rechnung jenes Sinnes, in der wirtschaftlichen Zwischenrechnung, arbeitet man die mathematischen Methoden aus in der mathematischen Statistik, in der Versicherungs-, der Tarif- und der Finanzmathematik.

Etwas grundsätzlich anderes als dieser sinnvolle Gebrauch von Mathematik in der wirtschaftlichen Zwischenrechnung ist „mathematische" Wirtschaftstheorie. Sie muß, wenn sie Theorie sein will, im Ansatz schon die wirtschaftlichen Tatbestände mathematisch durchdenken, und so verfährt sie auch tatsächlich. Sie verkennt notwendig die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen; denn Mathematik ist sinnfreies Denken

und keineswegs eine „Sprache" oder eine „Logik" für jegliches Größendenken (Dritter Teil, D). Wirtschaftstheorie kann nur Willensbesinnung sein; sie denkt zu Ende, was der Gestalter denkt. „Mathematische" Wirtschaftstheorie aber ausbilden wollen heißt, das gestaltende Denken des Wirtschafters ersetzen wollen durch das Denken des Rechentechnikers, der ihm zur Hand geht mit dem Auflockern eines Zahlenmaterials, mit Zinsberechnungen usw.

Keiner der für die Möglichkeit „mathematischer" Wirtschaftstheorie in der Literatur vorgebrachten Gründe ist stichhaltig[181]) (Vierter Teil, A). Die wirklichen Größen um den Markt herum werden von der „reinen" und von der „mathematischen" Wirtschaftstheorie hinsichtlich ihrer Seinsweise verkannt, und ebenso die Tatbestände des Marktes, der Unternehmung, der Produktion usw. (Vierter Teil, A u. C). Den Ansatz zu einer echten „Preistheorie", die der Seinsweise wirtschaftlicher Größen gerecht wird, hat v. Gottl-Ottlilienfeld gefunden mit seiner Theorie der Wirtschaftlichen Dimension.

Bei der „Erklärung des wirtschaftlichen Handelns" denkt sich die Lehre vom „subjektiven Wert" lauter Scheintatbestände („Größen") aus als „Intensität der Bedürfnisse", „Nutzen", „Grenznutzen" („rareté", „ophélimité"), „Gesamtnutzen" usw. Ebenso sind die „Bedürfnisskalen" und die „Nutzenskalen" leerer Schein. Die Lehre vom „subjektiven Wert" ist ein Gespinst inhaltsloser Worte, angeknüpft an einige Redewendungen, die im Alltag aus gewissen Gründen ihren Dienst versehen, für die Erkenntnis aber nichtssagend sind (Vierter Teil, B). Die Aufgabe, die die „Theorie des subjektiven Wertes" lösen wollte, besteht; aber die Denkhaltung dieser Art Theorie war der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände unangemessen. Eine wahrhafte „Erklärung" des Wirtschaftens hat v. Gottl-Ottlilienfeld gegeben mit seiner Theorie der Wirtschaftlichen Erwägung. Mit der Theorie der Wirtschaftlichen Erwägung und mit der von der Wirtschaftlichen Dimension hat das gebildtheoretische Denken die Hand auf die wirtschaftlichen Größenfragen gelegt, und nur dieses Denken kann diese Domäne der bisher „herrschenden" Theorie in Ordnung bringen, weil es allein untergründet ist von der ontologischen Besinnung auf die Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen.

Anmerkungen

[1]) Zu nennen sind die theoretischen Arbeiten von Fr. Žižek, H. Westergaard, E. Czuber, P. Flaskämper, E. Wagemann, H. Wolff, J. Müller u. a. Über diesen Fragenkreis hinaus gehen allerdings die Arbeiten von P. Flaskämper und H. Wolff. Vgl. die Anm. 38 und 43.

[2]) M. Heidegger, Sein und Zeit, Halle 1927, Einleitung, I. Kap.

[3]) M. Heidegger, a. a. O. S. 10.

[4]) Über Kritik vgl. A. Winter, Kritik in der Nationalökonomie. Gibt es eine verbindliche Beurteilung nationalökonomischer Theorien und Theoreme? Berlin 1936. (Volkswirtschaftliche Forschungen, hrsg. von v. Gottl-Ottlilienfeld, H. 3.)

[5]) Der Ausdruck „Metasoziologie" zuerst in: Wirtschaft als Leben, Jena 1925, S. XXXI. Die neueste und ausführlichste Darstellung der Lehre in: Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931.

[6]) Nicht ganz so bei v. Gottl-O. Vgl. Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, S. 633, 669 f. Die Lehre vom „sinnhaften" und vom „sinnfreien" Denken, ebd. Nr. 33/51.

[7]) Für die Theorie des Vorrates vgl. v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 52 ff., S. 210/214.

[8]) Über Bedarf und Deckung, Stellung und Gebilde vgl. v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, Abschn. I/III. Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, Nr. 13/32, 245/278, 401/421.

[9]) Über den Betrieb als technische Einheit vgl. v. Gottl-O., Wirtschaft und Technik. G. d. S. II, 2. 2. Aufl. Tübingen 1923. Über das Verhältnis des Betriebes zu Sozialen Gebilden in kürzester Darstellung: Wesen und Grundbegriffe der Wirtschaft, Leipzig 1933, Reclams Universalbibliothek 7228. S. 57/62.

[10]) Vgl. M. Heidegger, Sein und Zeit, Halle 1927, § 47.

[11]) M. Heidegger, a. a. O. S. 41/42.

[12]) M. Heidegger, a. a. O. S. 42.

[13]) M. Heidegger, a. a. O. S. 42.

[14]) M. Heidegger, a. a. O. §§ 12/13.

[15]) M. Heidegger, a. a. O. S. 56.

[16]) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, Abschn. IV und V.

[17]) M. Heidegger, a. a. O. S. 361.

[18]) In seinem Buche „Sein und Zeit", Halle 1927, hat Heidegger das In-der-Welt-sein in drei Richtungen untersucht, entsprechend dem Dreierlei: der Welt, dem Wer des Daseins und dem In-sein als solchem. Dabei untersucht Heidegger auch die Seinsverfassung des innerweltlich Zuhandenen, des „Zeug", das im umsichtigen Besorgen begegnet als Werkzeug, Fahrzeug usw. Zeug ist „etwas, um zu ...". Verschiedene Weisen des Um-zu sind etwa Dienlichkeit, Verwendbarkeit, Handlichkeit. Vor dem einzelnen Zeug ist die Zeugganzheit entdeckt, vor dem Werkzeug z. B. die Werkstatt, der Betrieb. In dem Um-zu liegt Verweisung von ... auf ... Das Ergebnis der Untersuchung faßt Heidegger dann so: „Das Sein des Zuhandenen hat die Struktur der Verweisung — heißt: es hat an ihm selbst den Charakter der Verwiesenheit. Seiendes ist daraufhin entdeckt, daß es als das Seiende, das es ist, auf etwas verwiesen ist. Es hat mit ihm bei etwas sein Bewenden. Der Seinscharakter des Zuhandenen ist die Bewandtnis." (S. 83/84.)

Diese Überlegungen Heideggers über das umsichtige Besorgen, über den Umgang mit dem zuhandenen Zeug, betreffen unser technisches Gestalten und Bewerkstelligen. Sie suchen die Seinsverfassung der Welt des technischen Handelns zu kennzeichnen. Für diese Welt sind nach v. Gottl-O. die „unteren Kategorien des multipolaren Geschehens" grundlegend: Vorgang, Bestand (Anlage, Vorrat, Stellung) und Betrieb. Sie sind die Dauerformen des technischen Bewerkstelligens. Auf diesen Einsichten in das technische Geschehen hat v. Gottl-O. die Theorie der Technik, insbesondere der neueren Technik, aufgebaut.

Daß Heidegger die technische Welt vor Augen hat, zeigt das Beispiel, das er anführt: „Das Wobei es die Bewandtnis hat, ist das Wozu der Dienlichkeit, das Wofür der Verwendbarkeit. Mit dem Wozu der Dienlichkeit kann es wiederum seine Bewandtnis haben; z. B. mit diesem Zuhandenen, das wir deshalb Hammer nennen, hat es die Bewandtnis beim Hämmern, mit diesem hat es seine Bewandtnis bei Befestigung, mit dieser bei Schutz gegen Unwetter; dieser ‚ist' um willen des Unterkommens des Daseins, d. h. um einer Möglichkeit seines Seins willen." (S. 84.) Aber dieser Schlußsatz weist schon über das technische Handeln hinaus. — Heidegger fährt nämlich fort: „Die Bewandtnisganzheit selbst aber geht letztlich auf ein Wozu zurück, bei dem es keine Bewandtnis mehr hat, was selbst nicht Seiendes ist in der Seinsart des Zuhandenen innerhalb einer Welt, sondern Seiendes, dessen Sein als In-der-Welt-sein bestimmt ist, zu dessen Seinsverfassung Weltlichkeit selbst gehört. Dieses primäre Wozu ist kein Dazu als mögliches Wobei einer Bewandtnis. Das primäre ‚Wozu' ist ein Worumwillen. Das ‚Umwillen' betrifft aber immer das Sein des Daseins, dem es in seinem Sein wesenhaft um dieses Sein selbst geht." (S. 84.)

Hier erinnern wir uns an die Lehre v. Gottl-O.s über das Verhältnis des Wirtschaftsgebildes zu seinen technischen Einheiten, den Betrieben. Danach sind dem Gebilde, etwa dem Haushalt, mannigfaltige Betriebe eingehängt, über deren Bestand und ganzes Um und Auf (Zusammenordnung, Umfang, Tempo der Betriebe, Zeit ihres Anlaufens und Auslaufens usw.) der Haushalt

entscheidet, der selber nicht mehr, wie der Betrieb, eine technische Einheit auf dem Grunde einer Bewandtnisganzheit darstellt. Wenn nun auch zunächst die Betriebe in ihrer kreisschlüssigen Anordnung aufeinander verweisen, um sich wechselseitig in Gang zu erhalten, so berufen sie sich doch für ihren Bestand letztlich auf jene Gestaltung höherer Art, die Wirtschaftsgestaltung des Haushaltes. — Die Bewandtnisganzheit also, die das in der technischen Einheit des Betriebes Zuhandene als solches kennzeichnet, „geht letztlich auf ein Wozu zurück, bei dem es keine Bewandtnis mehr hat, was selber nicht Seiendes ist in der Seinsart des Zuhandenen innerhalb einer Welt". Sie geht zurück auf das Dasein, das auch das Wirtschaftsgebilde führt: Dasein existiert auch wirtschaftsgebildlich als Zusammenleben. Worauf die Bewandtnisganzheit des Betriebes sich beruft, ist das Soziale Gebilde, ein „Seiendes, dessen Sein als In-der-Welt-sein bestimmt ist, zu dessen Seinsverfassung Weltlichkeit selbst gehört". Das „primäre Wozu", darum es uns in der Gestaltung zu Wirtschaft geht, „ist kein Dazu als mögliches Wobei einer Bewandtnis", d. h. die Existenz, das „primäre Wozu", ist im Wirtschaftsgebilde nicht mehr mit der nur-technischen Gestaltung des Zuhandenen auszumachen. Wirtschaft betrifft das Worumwillen des Daseins, mit der Wirtschaft geht es um die Existenz selbst. Wirtschaft ist, in der Ausdrucksweise v. Gottl-O.s, Gestaltung zu Leben.

Trotzdem also Heidegger die Bewandtnisganzheit des Zuhandenen sich auf das Dasein selber berufen läßt, trifft er doch nicht auf das Soziale Gebilde. Das zeigen auch die folgenden Beispiele. — Gelegentlich der Untersuchung des „Mitdaseins der anderen" heißt es: „Die ‚Beschreibung' der nächsten Umwelt, z. B. der Werkwelt des Handwerkers, ergab, daß mit dem in Arbeit befindlichen Zeug die anderen ‚mitbegegnen', für die das ‚Werk' bestimmt ist. In der Seinsart dieses Zuhandenen, d. h. in seiner Bewandtnis liegt eine wesenhafte Verweisung auf mögliche Träger, denen es auf den ‚Leib zugeschnitten' sein soll. Imgleichen begegnet im verwendeten Material der Hersteller oder ‚Lieferant' desselben als der, der gut oder schlecht ‚bedient'. Das Feld z. B., an dem wir draußen entlang gehen, zeigt sich als dem und dem gehörig, von ihm ordentlich instand gehalten, das benutzte Buch ist gekauft bei . . ., geschenkt von . . . u. dgl." (S. 117/118. Vgl. auch S. 70/71.) — Da ist mit der Werkwelt des Handwerkers, mit dem in der Arbeit befindlichen Zeug von technischen Zusammenhängen eben des Zuhandenen die Rede. Auf den anderen als den möglichen Träger verweist das Zuhandene auch nur so, daß er für die technischen Vorgänge der Herstellung des Werkes von Belang ist. Man kann ihn von da aus nur sehen als jenen, der mit den Ausmaßen seines Leibes die Ausmaße des Werkes bestimmt. Ein neuer Tatbestand liegt vor, wenn der andere als der gute Kunde begegnet. Auf diesen jedoch verweist eben nicht das zuhandene Zeug als solches, wohl aber „gibt es" den Kunden für den Haushalt des Handwerkers oder für seine kleine Unternehmung. Das Wirtschafts- oder das Erwerbsgebilde also macht sich den anderen zugänglich als den, der häufig bestellt, mithin Absatzmöglichkeiten bietet, der pünktlich zahlt usw. Ebenso versteht

man den gut oder schlecht „bedienenden" Hersteller oder Lieferanten des Rohstoffes jeweils anders, je nachdem man mit der guten Bedienung meint, daß er prompt und preiswert liefert oder daß er in technischer Hinsicht guten Stoff herstellt.

An den nächsten Beispielen, die Heidegger bringt, läßt sich ebenso der Unterschied im Verstehen des anderen als solchen aufzeigen gemäß den beiden Richtungen nach der Wirtschaft oder der Technik. Das Feld, das sich als dem und dem gehörig zeigt und von ihm ordentlich instand gehalten wird, läßt uns den anderen wiederum in dieser zwiefachen Art sehen. Da ist er einmal der Wirtschafter, der über das Feld so verfügt, daß daraufhin sein Haushalt besteht. Zum anderen ist er der Techniker des Ackerbaus und auch der Arbeiter, der Hand anlegt. Verkauf und Schenkung können ebenfalls als wirtschaftliche Tatbestände nur vorkommen im Rahmen der Unternehmung des Verkäufers oder des Haushaltes des Schenkers: der Wirtschafter gestaltet am Haushalt oder an der Unternehmung, wenn er verkauft und verschenkt.

Durch den Aufweis des „Zeugzusammenhanges" kann man nicht auf den Tatbestand des Zusammenlebens stoßen! Das Zusammenleben wird erst zugänglich im Verfolg des vorhin angeführten Zusammenhanges, „der von der Struktur der Bewandtnis zum Sein des Daseins selbst führt als dem eigentlichen und einzigen Worumwillen" (Heidegger). Das „Sein des Daseins" untersucht Heidegger nur in der Richtung auf das „eigentliche Selbstseinkönnen", das v. Gottl-O. das persönliche Leben nennt. Damit überspringt Heidegger den Tatbestand des gebildlichen Zusammenlebens.

Daß Heidegger nur das persönliche Leben untersucht, zeigt sich auch an seinem Begriff des „Verfallens". „Der Titel, der keine negative Bewertung ausdrückt, soll bedeuten: das Dasein ist zunächst und zumeist bei der besorgten ‚Welt'. Dieses Aufgehen bei ... hat meist den Charakter des Verlorenseins in die Öffentlichkeit des Man. Das Dasein ist von ihm selbst als eigentlichem Selbstseinkönnen zunächst immer schon abgefallen und an die ‚Welt' verfallen. Die Verfallenheit an die ‚Welt' meint das Aufgehen im Miteinandersein, sofern dieses durch Gerede, Neugier und Zweideutigkeit geführt wird." (S. 175.) Das Dasein hat sich in seiner Alltäglichkeit an die „Welt" verloren, es urteilt z. B. „wie man urteilt", es will sehen, „was man gesehen haben muß" usw. — Ist das Verfallen auch eine „positive Möglichkeit des Seienden, das wesenhaft besorgend in einer Welt aufgeht", so begreift Heidegger es doch ganz und gar als eine Seinsweise des persönlichen Lebens. Den Absturz „in die Bodenlosigkeit und Nichtigkeit der uneigentlichen Alltäglichkeit" meint er als die Uneigentlichkeit des persönlichen Lebens. Das Wer der Alltäglichkeit nennt Heidegger das „Man", das also das Wer des an die „Welt" verlorenen, persönlichen Lebens ist. — Es gibt aber noch ein anderes „Man", jenes nämlich des von Heidegger nicht gesehenen, gebildlichen Zusammenlebens. Die Gesamtheit von Regeln, die einen Dienst am Gebilde oder eine Stellung festlegen, bringt uns in die Rolle eines „Man". Was es heißt, einen Haushalt zu führen, liegt eben vom Haushalt her fest, und jeder hat in der Stellung des Haushalters zu tun, was „man"

tut in solchem Falle. Dabei vergibt sich kein persönliches Leben etwas, wie in dem Falle, da es z. B. liest, was „man heutzutage liest“ usw. Mit dem Ausfüllen von Stellungen im Gebilde sind wir „man“ gegenüber den „allgemeingültigen“ gebildlichen Forderungen, denen nachzukommen auch heißt, das Dasein zu führen, aber außerhalb der Gerechtsame des persönlichen Lebens. Das alltägliche Dasein des Zusammenlebens dürfen wir also nicht mit der von Heidegger gemeinten Alltäglichkeit des Daseins verwechseln.

[19]) Vgl. z. B. A. L. Bowley, The mathematical groundwork of economics, Oxford 1924, S. 1.

W. St. Jevons hat eine „Theorie der Dimensionen wirtschaftlicher Quantitäten“ entwickelt. Das wirtschaftliche Gut „betrachtet“ er als „physische Quantität“ und führt dafür die Dimension der Masse (M) ein. Die Theorie der politischen Ökonomie, deutsch v. Weinberger. Jena 1924, S. 61.

[20]) v. Gottl-O., Wirtschaft und Technik. G. d. S. II, 2. 2. Aufl. Tübingen 1923, S. 70.

[21]) Die neueste und ausführlichste Darstellung der Wirtschaftlichen Erwägung hat v. Gottl-O. gegeben in: Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, Nr. 152/189.

[22]) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 206.

[23]) Vgl. v. Gottl-O., Volksvermögen und Volkseinkommen, Jena 1928, S. 16/19.

[24]) Fugmacht als mengenhaftes Verfügen-können „umschließt“ alle Möglichkeiten des Verfügens; d. h. aber des Gestaltens, und so gibt v. Gottl-O. der Fugmacht die „tiefere Deutung“ der Gestaltungsmacht. (Vgl. Die Wirtschaftliche Dimension, S. 166/168, Bedarf und Deckung, S. 256). Fallweise, z. B. im heutigen Fall von Wirtschaft, kann Fugmacht als Kaufmacht zu verstehen sein, während sie unwandelbar als Gestaltungsmacht erfaßbar ist. In anderer Weise haben wir über die Fugmacht weiter zu denken versucht: es hat sich um die Seinsauslegung der Fugmacht (oder Gestaltungsmacht) gehandelt.

[25]) Daß damit noch gar nichts gesagt ist, wenn es schlechthin heißt, dies oder jenes sei „quantitativ“ oder eine Wissenschaft handle vom „Quantitativen“, daß man vielmehr angesichts eines spezifisch erfahrenen Wirklichen Untersuchungen über seine Seinsweise anstellen muß, um solchen Aussagen einen bestimmten Sinn zu geben, daran geht z. B. J. Schumpeter gänzlich vorbei. Dies Versäumnis im Fragen und Untersuchen können wir in seinem Aufsatz „Über die mathematische Methode der theoretischen Ökonomie“ feststellen. Es heißt da: „Nun kommen wir zur ersten Voraussetzung, die erfüllt sein muß, wenn man von einer mathematischen Disziplin soll reden können: zum quantitativen Charakter. Eine solche Disziplin muß mit Begriffen arbeiten, die mathematisch ausdrückbare Größen sind, denen man Zahlzeichen zuordnen kann.

Das aber genügt auch, um die Operationen mit diesen Begriffen zu mathematischen zu machen.

Und diese Bedingung trifft auf unserem Gebiete vollkommen zu. Man kann sagen, daß dieser Umstand es war, der auf die Anwendung der Mathematik führte und stets als Hauptargument für sie galt." Nach einer Bemerkung über Roscher heißt es unmittelbar: „Also, Arbeit, Ware, Zeit, Preis, Zins usw. sind Quantitäten. Wie man leicht sieht, sind das gerade jene Begriffe, mit denen die exakte Theorie operiert. Andere z. B. Wirtschaft, Krise, Kredit usw. sind nicht quantitativ, gehören aber auch nicht zu den Bausteinen der Gedankengänge der reinen Theorie.

Den genannten Begriffen aber lassen sich ohne weiteres Zahl und Zahlsymbole zuordnen; die Frage der zu wählenden Einheiten macht zwar vielleicht praktische (z. B. bei der Arbeit), aber nicht wesentliche prinzipielle Schwierigkeiten." (Ztschr. f. Volksw., Sozialpol. und Verw., 15. Bd., 1906, S. 33.)

Dieser Gedankengang Schumpeters ist ein Musterbeispiel dafür, wie man über die eigentlichen Fragen hinweggehen kann. Was heißt „quantitativer Charakter", insbesondere für wirtschaftliche Tatbestände? Das ist die Frage, die zu stellen ist. Sch. kennt sie nicht, es genügt ihm, daß er Zahlen vor sich sieht, und dann entscheidet er nach Gefühl und Gesinnung, was in der Wirtschaft größenhaft ist und was nicht. Das Unterschlagen der wesentlichen Frage wird dem Gedankengang Sch.s denn auch zum Verhängnis. Denn daß man in der Wirtschaft Zahlen vorfindet, nach Sch. also den „quantitativen Charakter" an den wirtschaftlichen Tatbeständen, erlaubt noch längst nicht — wie wir zeigen werden — in der nationalökonomischen Theorie Mathematik anzuwenden.

Auch in den neusten Veröffentlichungen ist Schumpeter zu jenen Grundfragen noch um keinen Schritt vorgerückt. In dem Aufsatz, mit dem er das erste Heft der „Econometrica", der Zeitschrift der „Econometric Society", 1933, einleitet, schreibt Sch.: „We do not wish to revive controversies about general questions of 'method', but simply to present and discuss the results of our work. We do not impose any credo — scientific or otherwise — and we have no common credo beyond holding: first, that economics is a science, and secondly, that this science has one very important quantitative aspect" (S. 5). — Der erste Teil der Ansicht Schumpeters und des Kreises, für den er spricht, nämlich „that economics is a science" — wobei man science doch wohl im angelsächsischen Sinne als exakte (Natur-) Wissenschaft verstehen muß — ist nur für den von fragloser Gewißheit, der von den tiefer liegenden ontologischen Forschungen nichts weiß und nur „general questions of method" kennt. Der zweite Teil der Ansicht belegt sodann, daß die Vertreter der „reinen" Theorie heute noch ahnungslos über die Frage nach der Seinsweise wirtschaftlicher Mengen und Größen hinweggehen.

[26]) Über den Lebensraum des Sozialen Gebildes vgl. v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, Abschn. V.

[27]) Den Nachweis, daß nicht binnengebildlich ein wirtschaftlich größenhafter Ausdruck für ein Gut gefunden werden kann, führt v. Gottl-O. in: Die Wirtschaftliche Dimension, Jena 1923, S. 193/196.

[28]) G. Waitz, Über die altdeutsche Hufe, Göttingen 1854, S. 32; A. Meitzen, Volkshufe und Königshufe in ihren alten Maßverhältnissen. In Festgabe f. G. Hanssen, Tübingen 1889, S. 31.

[29]) A. Meitzen, Art. „Hufe", H. d. Stw. 2. Aufl., Jena 1900, S. 1232. Vgl. A. Meitzen, Volkshufe und Königshufe, S. 8/9. G. Waitz a. a. O. S. 11/12.

[30]) G. Hanssen, Die Ackerflur der Dörfer. In Agrarhistorische Abhandlungen, 2. Bd., Leipzig 1884, S. 183.

[31]) G. Hanssen, ebd. Vgl. A. Meitzen, Volkshufe und Königshufe (s. oben), S. 23/24.

[32]) G. Hanssen, Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit. In Agrarhist. Abh., 1. Bd., Leipzig 1880, S. 10 u. S. 12/13.

[33]) G. v. Below, Art. „Hufe, Hufenverfassung". Wörterb. d. Volksw. 3. Aufl., Jena 1910, S. 1329.

[34]) G. Hanssen, Agrarhist. Abh. (s. oben), 1. Bd., S. 30/31.

[35]) G. Waitz, a. a. O. S. 31.

[36]) G. Hanssen, Agrarhist. Abh. (s. oben), 2. Bd., S. 181.

[37]) G. Hanssen, Agrarhist. Abh. (s. oben), 2. Bd., S. 266.

[38]) Auf der Tagung der Deutschen Statistischen Gesellschaft in Berlin am 10. Mai 1933. Referat P. Flaskämper über „Die Zahl als Erkenntnismittel der Sozialwissenschaften". Die Aussprache ist abgedruckt (wie auch der Vortrag) in: Allgemeines Statistisches Archiv, 23. Bd. 1933/1934.

Vgl. auch J. Müller, Theorie und Technik der Statistik, 1. Bd., Jena 1927, S. 4/5.

In dem erwähnten Vortrag von 1933 und neustens in einem Aufsatz „Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der Statistik in Deutschland" (in: Beiträge zur Deutschen Statistik. Festgabe f. Fr. Žižek, hrsg. v. P. Flaskämper und A. Blind. Leipzig 1936) behandelt P. Flaskämper die Frage, wie die Einsicht in größenhafte Verhältnisse und somit die Statistik möglich ist als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle. Fl. betont den grundsätzlichen Abstand der Sozialwissenschaften von den anorganischen Naturwissenschaften. In der Tat läßt sich erst auf Grund dieser Einsicht an jener Frage nach der Statistik als Wissenschaft mit Sinn arbeiten. Die Eigenart des Gegenstandes der Sozialwissenschaften verliert Fl. auch nie aus dem Blick: mit der Zahl erfaßt man nicht sein „Wesen", wohl aber „eine Seite" an ihm. Die „Logik der realen Situation" ist Ansatzpunkt statistischen Arbeitens. Von den wirklichkeitsnahen Begriffen der Sozialwissenschaften muß man ausgehen, muß sie „sachlogisch" für den Gebrauch der Statistik zurechtschleifen, ohne sie zu verzerren, und kann dann erst mit den „zahlenlogischen" Methoden der Statistik arbeiten. („Postulat vom Parallelismus von Sach- und Zahlenlogik".) „Die Zahlen bekommen erst Sinn und Leben durch die Vertiefung in die sachlichen Zusammenhänge, die dahinterstehen" (Vortrag von 1933 a. a. O. S. 70). — Wenn es nötig sein sollte, mathematische Methoden mehr als bisher in der deutschen Statistik heranzuziehen — eine Frage, die nur in der praktischen Statistik entschieden werden kann —, so können Unter-

suchungen wie die Flaskämpers die deutsche Statistik davor bewahren, ihre sozialwissenschaftliche Aufgabe zu verfehlen.

Die Eigenart des sozialwissenschaftlichen Denkens glauben wir allerdings nach den Forschungen v. Gottl-Ottlilienfelds (vgl. vor allem „Wirtschaft und Wissenschaft", Jena 1931) schärfer und inhaltsreicher angeben zu können als mit den Auskünften, es sei „ganzheitlich" und „organisch". Sodann sind nach Flaskämper die physikalischen Tatbestände „restlos mit Zahl und Maß ausdrückbar" (Aufsatz 1936, a. a. O. S. 4), während „für den Bereich sozialer Tatsachen eine Verschränkung und Verklammerung ganzheitlicher Züge mit quantitativen Elementen charakteristisch ist" (ebd., S. 8). Auch hier sehen wir die Dinge anders, wenn man will, „radikaler". Es läßt sich zeigen (vgl. den Ersten bis Dritten Teil dieser Arbeit), daß das sozialgebildliche Denken des Wirtschafters ein eigenes Größendenken entwickelt. Nicht steht auf der Seite der Physik Quantitatives und auf der anderen Seite auch Quantitatives, nur noch „verschränkt" mit etwas anderem, „Ganzheitlichem", sondern es gibt das physikalisch Quantitative und für den Wirtschafter und den Sozialstatistiker das Sozial-Quantitative, von dem hier bedeutsamen Ungrößenhaften der Gestaltung natürlich abgesehen. Ausdrücklich auch der Statistiker hat es mit dem Sozial-Quantitativen zu tun, „sachlogisch"; und nach den hier angestellten Untersuchungen der Seinsweise des Sozial-Quantitativen können wir angeben, um was für eine „Sache" es sich da handelt, sind uns im einzelnen die Kennzeichen ihrer „Sachlichkeit" bekannt. Nur für den technischen Vollzug des Auszählens, nachdem er weiß, was und wie er zählen kann, sieht der Statistiker von dem Spezifischen des Sozial-Quantitativen ab; er kann nun das Zahlenmaterial auch gleichsam auflockern, übersehbarer machen usw. mit den „zahlenlogischen" Methoden der mathematischen Statistik.

[39]) Unter den Soziologen hat vor allem K. Dunkmann auf den Tatbestand der sinnhaften Zahl im Zusammenleben hingewiesen und er hat ihn eindringlicher als G. Simmel und L. v. Wiese zum Problem gemacht. (Die Bedeutung der Zahl in der Soziologie. Blätter für Deutsche Philosophie, 5. Bd., Berlin 1931/1932.) Er unterscheidet „Gliedzahlen" und „Quantenzahlen": die Terminologie ist allerdings wenig glücklich, wie D. auch zugibt. Für die Gliedzahl ist nach D. folgendes kennzeichnend. Sie wird „zum Symbol oder auch zum Exponenten einer Funktion, die auf ein ‚Ganzes' zurückgeht. Dies Ganze kann ein Organismus sein, braucht es aber nicht zu sein. Es kann auch eine ‚Maschine' sein von genau konstruierter teleologischer Funktion" (S. 18). „So ist etwa die Zahl der Räder in einem Uhrwerk und die Zahl der Zähne jedes einzelnen Rades durchaus von dem Endzweck des Ganzen bestimmt. Diese Zahlen stehen außerhalb der unendlichen Reihe der reinen Arithmetik, obwohl sie ihr nominell offenbar entlehnt sind. Die Unendlichkeitsrechnung, die in der Physik und Mathematik am Kosmos sich von selbst einstellt, hat hier ihre bestimmten Grenzen. Es handelt sich um begrenzte Zahlen, die sich aus einer Ganzheitsidee ergeben oder auch aus einem künstlichen Zweckgebilde und die hier also in einem geschlossenen System ihre Stelle haben." (S. 19.)

„Der Zweck beherrscht allein die Gliedzahl, und diese wiederum ist lediglich Symptom und Kennzeichen des Zwecks. Die Zahl konstituiert nicht den Zweck, sondern der Zweck die Zahl je nach den immanenten Notwendigkeiten." (S. 25.) Das Gegenstück nun, die Quantenzahl, ist nach D. „die rein mathematische Zahl". D. meint, daß auch diese Zahlenart im Zusammenleben vorkommt, „daß diese Zahl im sozialen Leben der Menschen eine außerordentliche Rolle spielt und in immer noch höherem Maße spielt, je mehr sich Naturwissenschaften, Technik, und Wirtschaft in der modernen Gesellschaft ausbreiten". (S. 27.) Es gibt nach D. „Gruppen", „für die die Quantenzahl beinahe allein entscheidend ist, genau so entscheidend wie Mathematik und Physik für Technik und Wirtschaft. Dies aber sind alle die Gruppen, in denen mathematisch und physikalisch oder kurz technisch ‚berechnete' Massen und Gewichte durch menschliche Hände realisiert werden sollen. Es handelt sich danach zuerst um die Assoziationen in der Technik und Wirtschaft. In ihnen wirkt Menschenhand in Kooperation auf Naturobjekte, um sie gemäß genauer Berechnung nach Quantenzahlen zu verarbeiten. Der Gruppenzweck ist hier ein anderer als bei den vorhin erwähnten Gruppen, in denen die reine Gliederzahl maßgebend ist. Denn hier war ein immanenter Zweck überindividueller Ganzheit entscheidend für die Bildung der Gruppe". „Im Unterschied von diesen immanenten Gruppengebilden erscheint aber der Zweck der technischen und wirtschaftlichen Gruppen einerseits, der staatlichen andererseits durchaus nach außen verlegt." (S. 28.)

Mit seiner Untersuchung der „Gliedzahl" kommt D. dem Tatbestand der sinnhaften Zahlen im Zusammenleben, die man von der Gestaltung her verstehen muß, nahe, allerdings ohne ihm schon gerecht zu werden. Er verwischt das Kennzeichnende an den Zahlen des Zusammenlebens wieder mit der Vorstellung der „Quantenzahl". Mag jener Unterschied in der Gruppenbildung bestehen, so kann doch für alle „Gruppen" im Zusammenleben nur die sinnhafte Zahl, die Kennzeichen ist für die Gestaltung, etwas besagen. Die Zahl der anzustellenden Arbeiter in der Unternehmung oder die Zahlen, die für eine Wehrmacht kennzeichnend sind, sind nach D. Beispiele für „Quantenzahlen"; sie sind jedoch sinnhafte Zahlen des Zusammenlebens wie die Zweizahl der Mitglieder der monogamischen Ehegemeinschaft, die D. für eine „Gliedzahl" anspricht. So verläuft der Schnitt in dem Seinsverstehen nicht, daß auf der einen Seite mathematisch-naturwissenschaftliches, technisches und wirtschaftliches Denken stehen, auf der anderen Seite aber das Gemeinschaftsdenken, so daß man den ersteren Denkweisen die „Quantenzahl", dem letzteren die „Gliedzahl" zurechnen müßte.

40) Über „Daten" und „Fakten" und das ihnen zugrunde liegende „grundsätzliche Zweierlei an Erfahrung" vgl. v. Gottl-O., Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, Nr. 33/51.

41) Vgl. Heidegger, Sein und Zeit, Halle 1927, §§ 22/24.

42) Wirtschaftliches Geschehen ist grundsätzlich gestaltetes Geschehen, Träger eines je bestimmten Gestaltungssinnes; das gehört zu seiner Seinsweise als Geschehen. Dabei ist es gleichgültig, ob es, etwa auf Märkten bei

„freier Konkurrenz", „automatisch" zusammenspielt, selbstgeregelt, oder ob es in Bahnen, die Brauch und Sitte vorschreiben, verläuft, brauchgeregelt, oder ob es ausdrücklich zusammengeordnet ist, tatgeregelt; allemal ist es Geschehen eines bestimmten Gestaltungssinnes. Die Tatregelung wird insbesondere noch zur Leitregelung, wenn die politische Gestaltung sie übernimmt, etwa in Gestalt einer „Marktordnung". Hier liegt überall, ausdrücklich auch im Falle der Selbstregelung des Geschehens, gestaltetes Geschehen vor. Nur die schiefe Vorstellung vom „Wirtschaftsprozeß", der „sich selbst überlassen" wäre und über den man gar noch mit dem unklaren Bilde vom „Mechanismus" spricht, läßt jene Seinsweise des wirtschaftlichen Geschehens verkennen. Gestaltung kann man sich dann — wie z. B. H. Peter, Theorie und Statistik in den Wirtschaftswissenschaften, 2. Aufl., Stuttgart 1935, S. 108/109 — nur noch als „gestaltenden Eingriff in die Wirtschaft" vorstellen. — Die bisher „herrschende" Theorie hat die Aufgabe einer Ontologie des wirtschaftlichen Geschehens versäumt; so hat sie nichts aufzuweisen als den Wust unklarer Vorstellungen von „Statik", „Dynamik", „komparativer Statik" (Schams), vom „sich selbst überlassenen Wirtschaftsprozeß" und vom „Eingriff", vom „Wirtschaftsmodell", von „Prognose", „Tendenz" usw. Mit der bei den Nationalökonomen heute noch üblichen „Methodologie", die obenhin von „Gesetz", „Isoliermethode", „Voraussagbarkeit", „Determinierbarkeit" des wirtschaftlichen Geschehens usw. reden läßt und die nichts ist als naturwissenschaftliche Halbbildung, läßt sich jene Aufgabe weder angreifen noch bewältigen. Wer die Erkenntniskritik der Geistes- und der Sozialwissenschaften — etwa von J. G. Droysen bis W. Dilthey — und heute insbesondere die einschlägigen Schriften von v. Gottl-Ottlilienfeld und M. Heidegger nicht kennt, ist nicht auf der Höhe und kann an den grundlegenden Fragen der Sozialwissenschaften nicht mitarbeiten.

[43]) H. Wolff, Theoretische Statistik, Jena 1926, S. 68. Ders., Verstehende Statistik, Conrads Jahrb., 134. Bd., 1931.

[44]) Vgl. z. B. E. Salin, Hochkapitalismus, Weltw. Archiv, 25. Bd., (1927, I) Jena 1927, S. 327 ff. H. Peter, Statistik und Theorie in den Wirtschaftswissenschaften, 2. Aufl., Stuttgart 1935, S. 110/111.

[45]) Vgl. z. B. H. Peter, Theorie und Statistik in den Wirtschaftswissenschaften, 2. Aufl., Tübingen 1935, II, § 2. G. Weißer, Kommt es in den Wirtschaftswissenschaften zur Bildung einer neuen deutschen Schule? Stuttgart 1935.

Nach H. Peter hat die nationalökonomische Theorie, die „rationale", „mathematische" Theorie ist, „Wirtschaftsmodelle" zu „konstruieren", wobei sie vom „gewaltsam vereinfachten Modell" zum „Modell der modernen, in der Entwicklung befindlichen kapitalistischen Volkswirtschaft" fortschreiten soll. Beispiele solcher „Modelle" sollen die Marktvorstellung der Lausanner Schule und die „Marxsche Mehrwerthypothese" sein (a. a. O. S. 93 ff.). Die „verstehende" Nationalökonomie, die das „unendliche Reich des Irrationalen" beherrscht, soll dann die „Lücken" ausfüllen, die die „rationale" Theorie notwendig lassen müsse (a. a. O. S. 111). Ebenso sieht G. Weißer das Ver-

hältnis der beiden „Methoden" der Nationalökonomie (a. a. O. S. 23 u. 27 f.). — Die Vorstellung vom „Modell" und seinen „Lücken" ist in keiner Weise als ontologische Einsicht in die Seinsweise des wirtschaftlichen Geschehens erarbeitet, ist dieser Seinsweise auch unangemessen und läßt die nationalökonomische Theorie (als „Modellkonstruktion") ihre Aufgabe verfehlen. Von der Lausanner Theorie insbesondere werden wir zeigen (Vierter Teil), daß sie gerade die am Markt entscheidenden Tatbestände fortläßt und die Größen ihrer Seinsweise nach verkennt. Sie „vereinfacht" das Marktgeschehen nicht nur „gewaltsam" im „abstrakten Modell", sondern sie bildet eine freischwebende Phantasie aus, die nicht einmal mehr mit der Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände etwas zu tun hat.

[46]) R. Bethge, Exakte und verstehende Wirtschaftstheorie, Schmollers Jahrb. 59, 1935, S. 193. H. Peter, Statistik und Theorie, S. 111/112. G. Weißer, a. a. O. S. 50/53. A. Predöhl, Gesamte Staatswissenschaft und exakte Wirtschaftstheorie. Ztschr. f. d. ges. Staatswiss., 95. Bd., 1935.

In einem programmatischen Aufsatz zur Neueinrichtung jener Zeitschrift tritt Predöhl ein für die „Formalisierung" der „exakten" Theorie, wie etwa Schumpeter sie vorgenommen habe. Nur als „formales Instrument" könne sie in die „gesamte Staatswissenschaft" übernommen werden; dem „neuen" Wirtschaftsdenken, das die Wirtschaft vom Volke her verstehen wolle, sei jene Theorie als „Instrument" unentbehrlich. Unentbehrlich sei vor allem auch das „Maximumprinzip", der „Grundsatz, daß der Bedarf nach dem Gesichtspunkt der Wichtigkeit geordnet, die Mittel nach dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit zugeordnet werden. Streicht man nämlich das Maximumprinzip, dann bleibt nichts mehr übrig, was die Bezeichnung einer wirtschaftlichen Ordnung rechtfertigte" (a. a. O. S. 110). Die „exakte" Theorie sei „funktionale Gleichgewichtstheorie", die die Wirtschaft „betrachte" als „ein System von Preisen und Kosten". „Wer auf sie verzichtet, verzichtet auf die Erklärung des größenmäßigen Aufbaus der Wirtschaft schlechthin" (a. a. O. S. 112). Die „nüchternen Regeln der exakten Wirtschaftstheorie" finde man in jeder Gestalt der Wirtschaft wieder. „Sie leisten für die Wesenserkenntnis der Wirtschaft gar nichts, aber sie sind unentbehrlich für die Erkenntnis der spezifisch wirtschaftlichen Zusammenhänge" (a. a. O. S. 114). — Dem Denken, das wir hier unausgesetzt üben, dem gebildtheoretischen Denken nämlich, sind die „neuen" Bestrebungen, Wirtschaft vom Volke her zu verstehen, ja nicht ganz fremd, und was diesem „neuen Wirtschaftsdenken" nütze und unentbehrlich ist, darüber glauben wir auch ein Urteil zu haben. Wir werden im kritischen Teil der Arbeit zeigen, daß wir so gar keinen Anlaß zu der Vorstellung haben, die „exakte" Theorie könne übernommen werden, wenn sie sich nur recht harmlos gäbe als „formales Instrument". Woher wissen die Vertreter und die Befürworter der „exakten" Theorie überhaupt, daß diese Theorie eine „Formalisierung" zum „Instrument" durchmachen muß? Was die Wirtschaftstheorie als solche sein kann und soll, kann man nur wissen aus der Einsicht in die Seinsweise der wirtschaftlichen Tatbestände, Einsichten, die gerade der „exakten" Theorie fehlen. Unsere Stellungnahmen zu den übrigen An-

sichten finden sich an verschiedenen Stellen des Dritten und Vierten Teiles dieser Arbeit.

47) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 2.

48) Über den technischen Vorgang vgl. v. Gottl-O., Wirtschaft und Technik, 2. Aufl., Tübingen 1923, S. 64 ff.

49) Heidegger, a. a. O. S. 146.

50) v. Gottl-O., Wirtschaft und Technik, 2. Aufl., Tübingen 1923, S. 9. Dies Buch enthält die Theorie der „Realtechnik".

51) In der ersten Fassung der Arbeit war dieser Gedankengang ausführlicher dargelegt. Über das Verhältnis von Naturwissenschaft zur Technik vgl. v. Gottl-O., Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, Bd. I, Nr. 294, Bd. 2, Nr. 337. Vgl. auch Heideggers Untersuchungen zur „Modifikation des umsichtigen Besorgens zum theoretischen Entdecken des innerweltlich Vorhandenen". Sein und Zeit, § 69.

52) Heidegger, a. a. O. S. 163/164.

53) Mit dem reinen sinnlichen Vernehmen meinen wir hier eine grundsätzliche Verhaltensweise des Daseins, einen spezifischen Zugang zu Wirklichem. Gegen die Behauptung, daß es dem Erfahren und Denken der Naturwissenschaften zugrunde liegt, kann man nicht einwenden, daß die Physik sich auch mit Nicht-wahrnehmbarem beschäftige: nur ein kleiner Teil des Lichtes z. B. sei sichtbar. Wie immer sich die Physik mit der begrenzten Reichweite unserer Sinneswerkzeuge abfinden mag, nicht den tatsächlichen Bestand der Sinneserfahrung haben wir hier im Auge, sondern ihre grundsätzliche Artung als Zugang zu Wirklichem. Von tatsächlich Wahrnehmbarem und Nicht-wahrnehmbarem kann man erst sprechen aus der Haltung (Zugang) heraus, überhaupt rein sinnlich zu vernehmen.

54) G. Mie, Einleitung in die Physik in: Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik, 11. Aufl., 1. Bd.. 1. Tl., Braunschweig 1929, S. 8. Vgl. auch S. 11/12.

55) Daß in jedem physikalischen Experiment auch immer schon Theorie steckt, hat P. Duhem betont: Ziel und Struktur der physikalischen Theorien, deutsch v. Adler, Leipzig 1908, Kap. 8.

56) In seinen Untersuchungen zum naturwissenschaftlichen Experiment hat H. Dingler ein Handeln beschrieben, das er allerdings nicht scharf gegen das technische Bewerkstelligen abhebt. (Das Experiment, sein Wesen und seine Geschichte, München 1928.) Dingler wendet sich gegen die Auffassung, die die Aufgabe der theoretischen Physik als die Erkenntnisaufgabe der Physik schlechthin versteht. Für Dingler liegt der Schwerpunkt der Physik nicht in der Theorie, sondern im experimentellen Umgang mit der Natur. Er betont, „daß nicht immer so sehr das ‚Beschreiben', sondern in erster Linie das ‚Handeln', das ‚Herstellen' und ‚Nachbauen' den Charakter der konstruktiven Wissenschaft bestimmt" (a. a. O. S. 75). „ . . . der Wille, eindeutige reproduzierbare Elementarformen herzustellen in der Realität", ist — nach Dingler — das der Geometrie und Logik gegenüber Primäre. Solcher eindeutigen, wiedererkennbaren und wiederherstellbaren Elementarformen (z. B. Fläche, Ebene, starrer Körper) bedarf es im Experiment. — Die „Definition" einer

Elementarform leitet die Herstellung. Sie „soll ja nicht eine theoretische Definition sein, sondern eine ‚Herstellungsanweisung‘, eine Anleitung zur Ausführung gewisser Handlungen in der Realität“ (a. a. O. S. 71). Auf Grund der Definition läßt sich etwas als Abweichung, Verfeinerung usw. erfassen. Bezeichnend für diese Definitionen ist nun, daß in ihnen nur vorkommt, was sich im reinen sinnlichen Vernehmen feststellen und entscheiden läßt. Eine Ebene z. B. wird dadurch definiert, „daß es unmöglich sein soll, sowohl im Ganzen als an irgendeiner Stelle ihre beiden Seiten an sich selbst (abgesehen von ihrer Umrandung) zu unterscheiden“ (a. a. O. S. 57). Diese Definition liegt dem Verfahren zugrunde, das in der Werkzeugfabrik angewendet wird bei der Herstellung ebener Stahlflächen. In ähnlicher Weise geben die Definitionen der übrigen Elementarformen nur an, was sich der Beobachtung (auf Grund sinnlichen Vernehmens) bieten muß bei dem Bewerkstelligen. Der „starre Körper“ z. B. wird definiert durch das, was man bei einer Translationsbewegung an ihm beobachten kann: seine Bewegungsrichtungen darf man nicht unterscheiden können. — Ob solche Definitionen die Bedeutung für die Geometrie haben, die Dingler ihnen zuschreibt, lassen wir dahingestellt. Uns geht nur Dinglers Beschreibung des eigentümlichen Handhabens an, das auch zum physikalischen Experiment gehört.

[57]) Vgl. z. B. E. v. Lommel, Lehrbuch der Experimentalphysik, 29. u. 30. Aufl., Leipzig 1929, S. 1. E. Mach, Erkenntnis und Irrtum, Leipzig 1905, S. 180/228. H. Dingler, Die Grundlagen der Physik, 2. Aufl., Berlin u. Leipzig 1923, S. 265/275.

[58]) Der Unterschied in der Seinsweise des Naturgeschehens und des historisch-gesellschaftlichen Geschehens als Geschehen ist hier zu betonen; und die Seinsweise des Naturgeschehens ist eben dadurch mit gekennzeichnet, daß man es unter Bedingungen stellen kann im methodischen Beobachten und im Experiment. Daß das Experimentieren mit dem geschichtlichen Geschehen unseres Lebens tatsächlich nicht möglich ist — wie auch nicht seine methodische Beobachtung — das ist gleichsam nur die Folge davon, daß dies Geschehen als Geschehen, also grundsätzlich, absteht von dem Naturgeschehen, das die heutige Naturwissenschaft meint. — Die Gegner der „mathematischen“ Nationalökonomie haben immer nur die tatsächliche Unmöglichkeit des Experimentes in der Wirtschaft betont, und die „Mathematiker“ haben dann darauf hingewiesen, daß auch in den Naturwissenschaften dem Experiment nur ein enges Feld eingeräumt sei im Vergleich zu der methodischen Beobachtung. O. Weinberger sieht das Experiment sogar umgekehrt auch auf dem Gebiet der „praktischen Volkswirtschaftslehre“. Ein Finanzminister, der neue Steuern und Zölle festsetzt, die Goldwährung einführt usw., „versucht, experimentiert, weil er auch sich, ähnlich dem Züchter, ein bestimmtes Ziel setzt und von den von ihm für erfolgreich gehaltenen, in die Praxis umgesetzten Maßregeln die im übrigen ungewisse Erreichung dieses Zieles erhofft“ (Mathematische Volkswirtschaftslehre. Leipzig und Berlin, 1930, S. 4). — Jene Maßnahmen des Finanzministers sind Beispiele ökonomischer Politik; durch die Vorstellung, sie seien wegen des ungewissen Ausgangs „Versuche“, fällt

Weinberger das Wort Experiment ein, und er glaubt nun im Ernst, etwas dem physikalischen Experiment Entsprechendes vor sich zu haben. Über diesen ganzen Streit oberflächlichen Denkens kommt man hinaus, wenn man nach der Seinsweise von Geschehen fragt; man erkennt dann im echten, physikalischen Experiment und im methodischen Beobachten Hinweise auf die Seinsverfassung des naturwissenschaftlich entdeckten Geschehens: als Geschehen liegt hier etwas anderes vor, als es das historisch-gesellschaftliche Geschehen ist.

[59]) Z. B. nennt L. Mises die Annahme des „ceteris paribus": „eine für das Denken und die Wissenschaft unentbehrliche Fiktion". (Grundprobleme der Nationalökonomie, Jena 1933, S. 105.)

J. Schumpeter sagt über das „ceteris paribus": „Dieses letztere Hilfsmittel — ich möchte es das Motto der Isoliermethode nennen — ist allerdings unentbehrlich, nicht nur für uns, sondern für jede Disziplin, geradeso wie auch die Isoliermethode selbst." (Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908, S. 178.)

[60]) Sein und Zeit, Halle 1927, §§ 72ff.

[61]) Vgl. Heidegger, a. a. O. §§ 79/81.

[62]) Heidegger, a. a. O. S. 388.

[63]) Vgl. Heidegger, a. a. O. § 23.

[64]) H. Peter vertritt die Ansicht, der Gegensatz zwischen den Sozialwissenschaften und der Physik müsse sich mildern, denn die Physiker seien von dem „klassischen Gesetzesbegriff" abgegangen — und nur diesen hätten die Sozialwissenschafter gekannt und für ihre Wissenschaften abgelehnt (Statistik und Theorie in den Wirtschaftswissenschaften, 2. Aufl., Stuttgart 1935, S. 5ff.). Der Gedankengang ist ganz oberflächlich. Nachweisbar haben wir vom Zusammenleben eine grundsätzlich andere Erfahrung als von den Naturerscheinungen; dieser Abstand unter den Erfahrensweisen ist in keiner Weise zu überbrücken. Jede spezifische Erfahrensweise fordert die ihr gemäßen Denkmittel: z. B. kann man das Verfahren der Induktion nur auf dem Boden spezifisch naturwissenschaftlichen Erfahrens ausbilden, andererseits z. B. die Verfahren der Hermeneutik nur angesichts des geschichtlichen Lebens. Welche Vorstellungen die Physik über Gesetz und Zusammenhang entwickeln mag, den grundsätzlichen Abstand unter den Erfahrensweisen und entsprechend unter den Denkmitteln kann sie nicht aufheben, und darum geht es die Sozialwissenschaften nichts an, was in der Physik getan und gelassen wird. Ob man in der Physik „deterministisch" oder „indeterministisch" denkt, dies sind Weisen, Zusammenhang zu meinen, die nur auf dem Boden des Erkennens von Sinnfreiem möglich sind. In dem geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen gibt es eine grundsätzlich andere Art von Zusammenhang. Der Zusammenhang hier wird aufgedeckt in der „Kausation kraft Verstehen" (v. Gottl-O.) Vgl. Anm. 74.

Auch R. Bethge (Gesetz und Gestaltung, Jena 1935, S. 11/12) meint, dem „Glauben" an die Verschiedenheit von „Natur" und „Kultur" als „Gegenstandsstrukturen" sei „wenigstens prinzipiell der Boden entzogen".

Denn die moderne Naturwissenschaft habe eingesehen, daß sie die „absolute Determiniertheit des wirklichen Naturgeschehens" mindestens nicht erweisen könne. Zwischen der „strengen Notwendigkeit des exakten Naturgesetzes" und dem Ablauf des wirklichen Naturgeschehens klaffe eine Lücke. Dieselbe Lücke finde sich aber auch „im Bereich der Kultur"; sie sei möglicherweise hier größer als dort. Aus solchem Gradunterschied könne man aber nicht eine „grundsätzliche Andersartigkeit" ableiten. — Um diese „Ableitung" aus fragwürdigsten Vorstellungen hat es sich jedenfalls für die entscheidenden Verfechter der spezifischen Verschiedenheit gar nicht gehandelt. Sie haben alle um das „grundsätzliche Zweierlei des Erfahrens" (v. Gottl-O.) gewußt. Den Grund und die Art jener Verschiedenheit hat weder H. Peter noch R. Bethge verstanden.

[65]) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 9.

[66]) Vgl. z. B. E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 3. Teil. Phänomenologie der Erkenntnis, Berlin 1929, S. V.

[67]) Beispielsweise sagt M. Schlick, Allgemeine Erkenntnislehre, 2. Aufl., Berlin 1925, S. VI: „Dabei ist also das Naturerkennen nicht etwa eine besondere Art von Erkenntnis; das Erkennen ist überall eines, die allgemeinsten Prinzipien sind stets dieselben, auch in den Geisteswissenschaften, nur erscheinen sie in diesen auf viel speziellere, kompliziertere Dinge angewandt und sind deshalb viel schwerer sichtbar, wenn auch genau so wirksam — man denke zum Beispiel, wie viel leichter das Walten der Kausalität sich etwa bei einem physikalischen Vorgang verfolgen läßt, als bei einem historischen Geschehen."

Also nicht spezifische Unterschiede, Unterschiede der Art nach, bestehen nach Sch. unter den Wissenschaften, sondern nur Unterschiede im Grade der Allgemeinheit ihrer Aussagen und im Grade der Verwickeltheit ihrer Gegenstände. „Da ist es nun die Naturwissenschaft, besonders die exakte, deren Sätze unbestritten die universalste Geltung für die Welt des Wirklichen besitzen; nur aus ihren Schächten kann der Philosoph die Schätze heben, die er sucht. Während z. B. die Historie es mit den Geschicken einer einzigen Spezies von Lebewesen auf einem einzigen Planeten zu tun hat, oder die Philologie wiederum nur die Gesetze einer ganz besonderen Betätigung dieser Spezies erforscht, ist die Geltung der durch naturwissenschaftliche Methoden gefundenen Gesetze nicht auf irgendeinen individuellen Bezirk des Wirklichen beschränkt, sondern sie erstreckt sich im Prinzip auf das gesamte Universum in beliebige räumliche und zeitliche Fernen. Eine allgemeine Erkenntnislehre kann daher nur ausgehen vom Naturerkennen."

Nur wenn man wie Sch. unwillkürlich immer naturwissenschaftlich denkt, ist der Mensch eine Spezies von Lebewesen auf einem Planeten. Der Historie ist diese Denkweise völlig fremd, mit der sie nie und nimmer den historischen Menschen in den Blick bekäme. Darum kann der Gedankengang Schlicks gar nichts ausmachen über die wahren Unterschiede und die Verhältnisse der Wissenschaften untereinander, er ist abwegig und führt überhaupt nicht an die einschlägigen erkenntniskritischen Fragen heran.

R. v. Mises, Über das naturwissenschaftliche Weltbild der Gegenwart.

Rede — Berlin 1930, S. 27: „Auch sind wir gerne bereit, den Geisteswissenschaften einzuräumen, daß sie die lebensnäheren, lebenswichtigeren und vor allem die unendlich viel schwierigeren Probleme behandeln. Aber wir glauben für uns in Anspruch nehmen zu dürfen, daß wir, mit den einfacheren, primitiveren Aufgaben beschäftigt, die Denkmittel allmählich ausbilden, die mit der Zeit auch zur Bewältigung der schwierigeren werden herangezogen werden müssen. Es gibt dem Ziele, dem Inhalt und der Methode nach nur eine Wissenschaft, die Nachbildung der Welt durch Begriffe; die Zweiteilung in Geistes- und Naturwissenschaften hat nur praktische und vorläufige Bedeutung, sie ist keine systematisch notwendige und endgültige."

Der Unterschied zwischen den naturwissenschaftlichen und den geisteswissenschaftlichen Problemen ist nicht der, daß die letzteren schwieriger, verwickelter wären, sondern ist der, daß es sich hier um spezifisch andere Fragen handelt. Sie stehen nicht dem Grade nach voneinander ab, etwa in der Schwierigkeit, sondern der Art nach. Die Fragen der Naturwissenschaften sind nicht etwa lebensferner als die der Geisteswissenschaften, sondern sie bekommen überhaupt nicht in den Blick, was die Geisteswissenschaften mit Leben meinen. Die Vorstellung von der allmählichen Entwicklung der naturwissenschaftlichen Denkmittel zur Bewältigung geisteswissenschaftlicher Fragen ist eine Schimäre, ebenso wie die Vorstellung von der „einen Wissenschaft". Wer die spezifischen Unterschiede unter den Erfahrensweisen eingesehen hat, weiß auch, daß diese Behauptung des Unterschieds durchaus nicht an einen bestimmten Stand der theoretischen Physik anknüpft, etwa an „das Programm der naivatomistischen Naturerklärung", wie Mises glaubt (S. 27 u. S. 6), und daß jener Unterschied also nicht dadurch überwunden werden kann, daß die Physik zu einem neuen „Weltbild", einem „indeterministischen" oder sonst einem übergeht (vgl. Anm. 64).

[68]) Um nur die hauptsächlichsten Träger dieser Forschung zu nennen: J. G. Droysen, K. Knies, E. Bernheim, W. Dilthey, O. Lorenz, W. Windelband, G. Simmel, H. Rickert, Fr. v. Gottl-Ottlilienfeld, M. Weber, E. Spranger, O. Spann, E. Rothacker, M. Heidegger, N. Hartmann.

[69]) Um das physikalische Größendenken und seine Begriffsbildung überhaupt zu erläutern, behandeln den Temperaturbegriff: E. Gehrcke, Physik und Erkenntnistheorie (Wiss. u. Hypoth. XXII), Leipzig u. Berlin 1921, § 16. R. Carnap, Physikalische Begriffsbildung, Karlsruhe 1926, S. 16ff. G. Mie, Einleitung in die Physik, a. a. O. S. 9ff. H. Weyl, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, München u. Berlin 1927, S. 101/102 (in Handbuch der Philosophie, Abt. II). Vgl. auch E. Mach, Die Prinzipien der Wärmelehre, 3. Aufl., Leipzig 1919, S. 40ff.

[70]) R. Carnap, a. a. O. S. 22.

[71]) R. Carnap, a. a. O. S. 19.

[72]) R. Carnap, a. a. O. S. 20/21.

[73]) Der Wirtschafter sieht hinter seinen Größenausdrücken das wirtschaftliche Geschehen, aus dem sie sich ihm erklären. Aber blickt nicht auch der Phy-

siker noch durch seine Größenausdrücke hindurch auf ein Geschehen, z. B. das Elementargeschehen der Atombewegungen? Er „erklärt" doch z. B. die physikalischen Konstanten aus der Gesetzlichkeit solchen Geschehens. Allerdings ist dies eine Leistung der physikalischen Theorie; aber welcher Abgrund klafft zwischen jenem Elementargeschehen und dem Geschehen des gesellschaftlich-historischen Lebens! Das tatsächlich beobachtete Naturgeschehen und das geschichtliche Leben sind schon spezifisch verschieden als Geschehen; aber jenes Elementargeschehen setzt doch nur die Theorie an, hypothetisch und konstruktiv, um durch seine Grundgesetze eine Mannigfaltigkeit von Daten und Gesetzen, die die Experimentalphysik erarbeitet hat, noch wieder einheitlich zusammenzufassen. Was der Physiker tatsächlich beobachtet, deutet er, faßt er auf als „Wirkung" des atomaren Geschehens; diese Deutung von Beobachtetem liegt vor, wenn er das Atom in seinen Versuchsanordnungen „sichtbar" macht. Es selber ist ein „hypothetisches Element" (vgl. H. Weyl, a. a. O. S 107). Die physikalische Theorie führt derart „hypothetische Elemente" und das Geschehen mit ihnen ein, um ihre Aufgabe als Erkenntnis zu erfüllen (vgl. E. Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Berlin 1910, S. 213/215, S. 220). Noch einmal, nur auf einer Oberstufe gleichsam, vollzieht die physikalische Theorie, was allein auch mit den Maßzahlen zu machen ist: sie macht höhere und umfassendere rechnerische Beziehungen unter ihnen ausfindig; das ist ihre „Erklärung" der Maßzahlen aus einem Elementargeschehen, also etwas grundsätzlich anderes, als wenn der Wirtschafter Größenausdrücke aus dem gestalteten Geschehen und seinen Zusammenhängen versteht.

[74]) Wie wir in den Sozialwissenschaften Zusammenhang aufdecken müssen, hat v. Gottl-Ottlilienfeld in seiner Theorie der „Kausation kraft Verstehen" entwickelt. Vgl. Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931.

Die Einsicht in den grundsätzlichen Abstand des „erlebten Geschehens" vom Naturgeschehen und des „durchschaubaren" Zusammenhanges dort von den erst nachträglich unter dem Mannigfaltigen der Naturerscheinungen „gestifteten" Zusammenhängen hier vollzieht v. Gottl-O. bereits in der „Herrschaft des Wortes", Jena 1901 (Wieder abgedruckt in „Wirtschaft als Leben", Jena 1925, S. 174 ff.). In den späteren Schriften vergewissert sich v. Gottl-O. immer wieder jener grundlegenden Unterschiede. Als Zusammenhang liegt mit dem „selber erlebten" Zusammenhang etwas spezifisch anderes vor als mit der Funktionalbeziehung, die Mathematik und Naturwissenschaften als Zusammenhang meinen. Den „selber erlebten", „durchschaubaren" Zusammenhang in unserem Handeln bezeichnet v. Gottl-O. auch häufig als den Zusammenhang schlechthin, von dem die Naturwissenschaft und die Mathematik „abstrahieren"; die Naturerscheinungen und die mathematischen Mengenelemente nennt er dann in diesem Sinne „zusammenhanglos". — Wenn man aber diese einfache — und sachlich begründete — terminologische Abkürzung nicht als solche erfaßt, kommt man statt zur Würdigung jener ontologischen Einsicht nur zu abwegigen Polemiken gegen die „Auffassungen" v. Gottl-O.s, wie z. B. R. Bethge sie angesponnen hat (Gesetz und Gestaltung,

Jena 1935, S. 41, Anm. 3; „Exakte und verstehende Wirtschaftstheorie", Schmollers Jahrbuch. 59. 1935, S. 176).

[75]) Vgl. E. Gehrke, Physik und Erkenntnistheorie (Wiss. u. Hyp. XXII), Leipzig u. Berlin 1921, S. 24.

[76]) E. Gehrke, a. a. O. S. 35.

[77]) D. Hilbert, Grundlagen der Geometrie (Wiss. u. Hyp. VII), 3. Aufl., Leipzig u. Berlin 1909, S. 2.

[78]) R. Dedekind, Stetigkeit und irrationale Zahlen, 5. Aufl., Braunschweig 1927, S. 9.

[79]) L. Bieberbach, Analytische Geometrie, Leipzig u. Berlin 1930, S. 9.

[80]) Vgl. H. Wolff, Theoretische Statistik, Jena 1926, S. 315.

[81]) A. Voß, Über das Wesen der Mathematik, 3. Aufl., Berlin 1922, S. 24. Vgl. auch H. Weyl, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, München u. Berlin 1927, S. 50. O. Hölder, Die mathematische Methode, Berlin 1924, S. 50. E. Cassirer, Phänomenologie der Erkenntnis (Philosophie der symbolischen Formen, III. Teil), Berlin 1929, S. 407ff. E. Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Berlin 1910, S. 121ff. B. Russel, Einführung in die mathematische Philosophie, München 1923, S. 197. E. Husserl, Logische Untersuchungen, I. Bd., 2. Aufl., Halle 1913, S. 252/253.

[82]) Einen Überblick gibt A. Voß, a. a. O. S. 26/28, Anm. 1.

[83]) H. Weyl, a. a. O. S. 23. E. Cassirer, Phänomenologie der Erkenntnis, Berlin 1929, S. 408: „Die eigentlich entscheidende Charakteristik des ‚Gegenstandes' der Mathematik drängt sich daher mehr und mehr in den einen Grundbegriff der Ordnung zusammen. Bei Leibniz ist dieser gedankliche Prozeß vollendet, — und es ist zugleich in voller Schärfe die weitere Forderung gestellt, daß der Ordnung des Gedachten eine genau bestimmte Ordnung von Zeichen entsprechen muß. Nur kraft dieser letzteren erringt sich der Gedanke den wahrhaften systematischen Überblick über das Ganze seiner ideellen Gegenstände. Jede einzelne Denkoperation muß durch eine analoge Operation in den Zeichen ausdrückbar und durch die allgemeinen Regeln, die für die Verknüpfung der Zeichen festgestellt sind, nachprüfbar sein. Mit diesem Postulat ist der Standpunkt der modernen ‚Mathesis universalis' erreicht. In dieser ist, so sehr sie eine durchgehende ‚Formalisierung' des gesamten mathematischen Gedankenprozesses verlangt, die ‚Beziehung auf den Gegenstand' keineswegs aufgegeben: aber die Gegenstände selbst sind keine konkreten ‚Dinge' mehr, sondern sie sind reine Relationsformen. Nicht das ‚Was' des Verknüpften, sondern das ‚Wie' der Verknüpfung entscheidet darüber, ob eine bestimmte Mannigfaltigkeit dem Kreis der ‚mathematischen Gegenstände' angehört." Zur geschichtlichen Entwicklung in dieser Richtung vgl. F. Enriques, Zur Geschichte der Logik, Deutsch von L. Bieberbach (Wiss. u. Hyp. XXVI), Berlin u. Leipzig 1927, S. 101/174.

[84]) E. Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Berlin 1910, S. 123.

[85]) R. Dedekind, Was sind und was sollen die Zahlen? 2. Aufl., Braunschweig 1893, S. 21.

Unter der Abbildung eines Systems auf ein anderes versteht man das Gesetz der Zuordnung der Elemente der Systeme. Vgl. z. B. R. Dedekind, a. a. O. S. 6.

[86]) H. Weyl, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, München u. Berlin 1927, S. 23.

[87]) E. Husserl, Logische Untersuchungen, I. Bd., 2. Aufl., Halle 1913, S. 249/250.

[88]) Vgl. B. Russel, Einführung in die mathematische Philosophie, München 1923, Kapitel 4.

[89]) Genauer müßten wir vom „Feld" der Beziehung sprechen, das sich aus ihrem „Gebiet" („Bereich") und ihrem „konversen Gebiet" zusammensetzt. Vgl. B. Russel, a. a. O. S. 31/34. B. Russel u. A. N. Whitehead, Einführung in die mathematische Logik, München u. Berlin 1932, S. 49/53.

[90]) Wenn die Logistiker ihre Aussagen über die Beziehungen gelegentlich an Verhältnissen aus dem Zusammenleben erläutern, z. B. sagen, die Beziehung „Vater" sei asymmetrisch (wenn A Vater von B, so nicht B Vater von A), so mögen sie ihren Zweck damit erreichen. Den Tatbeständen des Zusammenlebens gegenüber aber sind solche Aussagen nur Gedankenspielerei. Vater, Sohn usw. sind Stellungen im Gebilde der Familie, und ihre willenstatbeständlichen „Beziehungen" zueinander kann der Logistiker in keiner Weise beschreiben.

[91]) Bei H. Weyl a. a. O. S. 22 lesen wir: „Eine Wissenschaft kann ihr Sachgebiet nur bis auf eine isomorphe Abbildung festl.gen. Insbesondere verhält sie sich gegenüber dem ‚Wesen' ihrer Objekte ganz indifferent." In dieser Allgemeinheit ist der Satz nicht haltbar; er gilt nur für mathematische Wissenschaften („Dualitätsprinzip" in der Geometrie z. B.) und Naturwissenschaften. Auch nur diesen Gebieten entnimmt W. seine Beispiele. Für die Sozialwissenschaften gilt der Satz nicht.

[92]) H. Weyl, Philosophie der Mathematik und N..turwissenschaft, München u. Berlin 1927, S. 16.

[93]) Nachdem D. Hilbert ausschließlich an Beispielen aus der Mathematik und den Naturwissenschaften den Sinn und den Erfolg der axiomatischen Methode gezeigt hat als „Tieferlegung der Fundamente", von denen man bei der Deduktion ausgeht, faßt er zum Schluß seine „allgemeine Auffassung vom Wesen der axiomatischen Methode" zusammen: „Ich glaube, Alles, was Gegenstand des wissenschaftlichen Denkens überhaupt sein kann, verfällt, sobald es zur Bildung einer Theorie reif ist, der axiomatischen Methode und damit mittelbar der Mathematik. Durch Vordringen zu immer tiefer liegenden Schichten von Axiomen im vorhin dargelegten Sinne gewinnen wir auch in das Wesen des wissenschaftlichen Denkens selbst immer tiefere Einblicke und werden uns der Einheit unseres Wissens immer mehr bewußt. In dem Zeichen der axiomatischen Methode erscheint die Mathematik berufen zu einer führenden Rolle in der Wissenschaft überhaupt." (Mathematische Annalen, 78. Bd., 1918, S. 415.) — Das Bekenntnis eines großen Forschers; doch die Untersuchung zwingt uns, die Sozialwissenschaften davon auszunehmen. Auch ist

Einheit nicht im wissenschaftlichen Denken, sondern wesentlich tiefer zu suchen.

[94]) Vgl. F. Enriques, Zur Geschichte der Logik, Deutsch von L. Bieberbach, Leipzig u. Berlin 1927.

[95]) G. Mie, Einleitung in die Physik. Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik, 11. Aufl., 1. Bd., 1. Teil, Braunschweig 1929, S. 2.

[96]) J. Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, Vorrede. Sämtliche Werke, hrsg. v. K. Rosenkranz u. F. W. Schubert, 5. Theil, Leipzig 1839, S. 309.

[97]) Insbesondere gehört die Verkennung des Tausches als eines Gestaltungsvorganges zu den Grundlagen der „reinen" Theorie. Diese kennt, wenn man etwa den Ausführungen Schumpeters folgt (Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908, S. 49ff.), nur die „Veränderung der ökonomischen Quantitäten". Einheitlich werden dann die „wirtschaftlichen Handlungen" überhaupt, insbesondere der Tausch und die Produktion, als solche Veränderungen „aufgefaßt". Dies ist aber wieder nicht eine „weitgehende Abstraktion", sondern hier überschreitet das Denken jeden spezifischen Seinsbezirk; es ist nicht mehr ein erfahrungswissenschaftliches Denken, sondern ein leeres Ausdenken und Reden. Denn die „Güterquanten" sind, so wie Schumpeter sie denkt, nicht mehr aufzeigbar; das „Sehen" des Sinnfälligen an manchem wirtschaftlich Verfügbaren läßt dies Verfügbare als solches gerade nicht erfassen. Nur das Erfahren, das wir im Ersten Teil der Arbeit zu beschreiben versucht haben, erfaßt die „wirtschaftlichen Güter" und ihre Veränderungen als Tatbestände in der Wirtschaft. Schumpeters Gedankengang aber enthält, außer jener verfehlten, gar keine Seinsauslegung der „ökonomischen Quantitäten" und ihrer Veränderungen. — Ob es der Tausch oder der Kauf, der Vorrat oder der Preis, der Markt oder der Haushalt usw. ist, alle diese Tatbestände und ihre „schöpferischen Begriffe" haben sich die Völker in der harten Schule des Lebens und in langen Zeiträumen erst mühselig erarbeiten müssen, die Begriffe jener Tatbestände sind wertvollstes geistiges Gut, das jeder wieder erwerben muß, der es besitzen will; und auch die Sozialwissenschaften haben eine große Aufgabe daran, jene Tatbestände lebensecht zu erfassen, ihre Begriffe zu klären und fortentwickeln zu helfen. Was aber die „reine" Theorie — übrigens nicht nur in der Nationalökonomie — macht, ist gerade das Gegenteil: sie schlägt alle jene Tatbestände über den einen Leisten der redensartlichen „Veränderung der ökonomischen Quantitäten", verwischt die „schöpferischen Begriffe" und zersetzt das Denken über das Zusammenleben.

[98]) Leipzig 1889.

[99]) J. Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, Gr. d. S. I, Tübingen 1914, S. 110.

[100]) A. a. O. S. 19.

[101]) L. Walras, Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Deutsch von Winterfeld, Stuttgart 1881, S. 2.

[102]) A. a. O. S. 3.

[103]) Vgl. H. Mayer, Art. „Bedürfnis" im Hwb. d. Stw., 4. Aufl., 2. Bd., Jena 1924, S. 450. A. Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre. (Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932, S. 97/98.)

[104]) F. B. W. v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen, 2. Aufl., München 1874, S. 5. Ebenso A. Wagner, Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre. Grundlegung, 2. Aufl., Leipzig u. Heidelberg 1879, S. 8/9.

[105]) F. Cuhel unterscheidet 12 Bedeutungen des Wortes „Bedürfnis". Zur Lehre von den Bedürfnissen, Innsbruck 1907, S. 61 ff.

[106]) F. Cuhel z. B. unterscheidet Wohlfahrtsbegehren, Verwendungsbegehren und Verfügungsbegehren. Mit den beiden letzteren soll es die Wirtschaft zu tun haben. Die „verwendungsbereite Verfügung" ist bei ihm (S. 45/49) ein „örtliches Verhältnis" des Gutes, also die Greifbarkeit allenfalls, aber nicht die Verfügbarkeit als Freiheit im Nutzentscheid. Das Verfügungsbegehren ist nicht der Bedarf.

[107]) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 6/7.

[108]) Vgl. z. B. H. Mayer, Art. „Gut" im Hwb. d. Stw., 4. Aufl., 4. Bd., Jena 1927, S. 1276. H. Mayer, Art. „Zurechnung" im Hwb. d. Stw., 4. Aufl. 8. Bd., Jena 1928, S. 1206. In der Blindheit der „reinen" Theorie gegenüber den Sozialen Gebilden liegt einer der Gründe für das Scheinproblem der „Zurechnung".

[109]) Über Bedürfnis, Bedarf und seine Anlässe vgl. v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, I. Abschn.

[110]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" im Hwb. d. Stw., 4. Aufl., 4. Bd., Jena 1927, S. 1190. — An diese Abhandlung und an die übrigen Artikel des Handwörterbuches zur „subjektiven Wertlehre" (v. Böhm-Bawerk, F. X. Weiß, H. Mayer) werden wir uns hauptsächlich halten. Denn „wir besitzen derzeit eine ganz vorzügliche, ausführliche Darstellung des wirklich letzten Standes der Wertlehre in den Artikeln ‚Wert' von Böhm-Bawerk, samt Ergänzung von F. X. Weiß, und ‚Grenznutzen' von P. N. Rosenstein-Rodan. Besonders dieser zuletzt genannte Aufsatz . . . sei eindringlichst zur Lektüre empfohlen . . ." (O. Morgenstern, Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes. In: Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, 1931, S. 6).

[111]) H. Mayer, Art. „Bedürfnis" a. a. O. S. 452. A. Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre a. a. O. S. 98/101.

[112]) H. Mayer, Art. „Bedürfnis" a. a. O. S. 453.

[113]) H. Mayer, Art. „Bedürfnis" a. a. O. S. 454.

[114]) Vgl. z. B. C. Menger, Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, Wien 1871, S. 32. Fr. v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, Gr. d. S. I, Tübingen 1914, S. 143. [115]) Fr. v. Wieser, a. a. O. S. 144.

[116]) O. Morgenstern z. B. sagt vom „wirtschaftenden Individuum": „Es wird damit beginnen, seinen Bedürfnissen eine Rangordnung zu geben und nun der Reihe nach den wichtigsten Bedürfnissen Güter zur Befriedigung zuführen." (Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes. Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, 1931, S. 7).

[117]) C. Menger, Grundsätze, 1871, S. 88/89.

[118]) C. Menger, a. a. O. S. 107.

[119]) H. Mayer, Art. „Bedürfnis" a. a. O. S. 455. E. v. Böhm-Bawerk: „In letzter Linie ist unsere Wohlfahrt, wie sie der Grund aller Wertschätzungen von Gütern ist, so auch der Gradmesser derselben. Wir messen einem Gute einen in dem Grade höheren oder geringeren Wert bei, als wir von demselben ein wichtigeres oder minder wichtiges Wohlfahrtsinteresse abhängig wissen." (Art. „Wert" im Hwb. d. Stw., 4. Aufl., 8. Bd., 1928, S. 1000).

[120]) L. Mises, Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre. Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, 1931, S. 77.

[121]) J. Fisher, **Mathematical investigations in the theory of value and prices.** 1892. Neue Ausg., New Haven 1926, S. 11.

[122]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1191.

[123]) Fr. v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, Gr. d. S. I, Tübingen 1914, S. 143/144.

[124]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1191.

[125]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1192 bis 93. F. X. Weiß: „Es ist vollkommen richtig, daß eine wirkliche Messung der Bedürfnisse oder des Nutzens nicht vorgenommen werden kann. Eine solche Messung würde den Vergleich mit einer Einheit voraussetzen, die tatsächlich nicht besteht" (Nachtrag z. Art. „Wert", Hwb. d. Stw., 4. Aufl., 8. Bd., 1928, S. 1008/1009).

[126]) Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes, a. a. O. S. 14.

[127]) C. Menger, Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, Wien 1871, S. 93.

[128]) V. Pareto, **Manuel d'économie politique**, 2. Aufl., Paris 1927, S. 168 ff. Pareto geht von der Vorstellung der „Güterkombinationen" aus, zu denen Mengen zweier Güterarten (X und Y) verbunden sind. Die Mengen verändern sich (x_1 y_1, x_2 y_2, x_3 y_3 usw.), aber das Wirtschaftssubjekt verhält sich „indifferent" zwischen den „Güterkombinationen". Trägt man die x auf der einen, die y auf der anderen Achse eines Koordinatensystems ab, so erhält man eine „Indifferenzlinie". Beim Übergang zu „Güterkombinationen" anderer Art kommt man zu anderen Indifferenzlinien. Jede Linie bekommt einen Index, eine Vergleichszahl, verabredungsgemäß etwa die Linie, deren „Güterkombinationen" das „Individuum" vorzieht vor anderen, eine höhere Zahl. So eine Schar von Indifferenzlinien kennzeichnet nach Pareto vollkommen ein Wirtschaftssubjekt in seinem Tun und Lassen, d. h. in seinen „Wahlhandlungen". Es selbst könne verschwinden, wenn es nur **„cette photographie de ses goûts"** zurücklasse.

[129]) P. Duhem, Ziel und Struktur der physikalischen Theorien. Deutsch v. Adler, Leipzig 1908, S. 153/154.

[130]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art „Grenznutzen" a. a. O. S. 1193.

[131]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1193.

[132]) v. Gottl-O., Die Wirtschaftliche Dimension, Jena 1923, S. 41/46, 126/129.

[133]) L. Schönfeld, Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, Wien 1924. Die Leistungen der Güter bei der Bedürfnisbefriedigung heißen Nutzen (S. 1). „Die beim Wirtschaften über die Güter zu treffenden Verfügungen werden von dem subjektiven konkreten Nutzen dieser Güter regiert." (S. 204.) „Als Zweck des Wirtschaftens erscheint, mit Hilfe des Nutzenbegriffes ausgedrückt, die Erlangung des höchsten, aus allen . . . Gütern im ganzen zu gewinnenden gesamten Nutzens" („Gesamtwirtschaftsnutzen"). (S. 1.)

[134]) J. Fisher, Mathematical investigations in the theory of value and prices. 1892. Neue Ausg., New Haven 1926, S. 12.

[135]) Vgl. G. Mackenroth, Diskussionsrede in Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/II. 1933, S. 68/81. Derselbe, Theoretische Grundlagen der Preisbildungsforschung und Preispolitik, Berlin 1933, Einleitung. G. Myrdal, Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung. Deutsch v. G. Mackenroth, Berlin 1932. R. W. Rath, Macht und ökonomisches Gesetz. Frankfurt o. J. Rath weist der „reinen" Theorie „Naturalismus" als „Weltanschauung" nach. Auch was die von uns behandelten kritischen Fragen an die „reine" Theorie betrifft, stößt Rath an vielen Stellen und in aller Kürze zu dem Wesentlichen vor.

[136]) v. Gottl-O., Die Wirtschaftliche Dimension, Jena 1923, S. 13/15. Über die Alltagsrede vgl. auch v. Gottl-O., Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, I. Bd., Nr. 67.

[137]) Die Vorstellung von dem Wählen des Wirtschafters ist der Theorie auch von der Alltagsrede eingegeben: man tut das eine und nicht das andere, weil man dem ersteren den größeren Nutzen oder Wert beilegt. Die Wirtschaftliche Erwägung ist in Wahrheit alles andere als ein Wählen. — Das wissenschaftliche Denken verfällt aber nicht immer einfach den Ausdrucksschematen des Alltags, gelegentlich stützt es sich sogar bewußt darauf. Schumpeter z. B. hat sich in seinem Aufsatz „Über die mathematische Methode der theoretischen Nationalökonomie" (Ztschr. f. Volksw., Sozialpol. u. Verw., Bd. 15, 1906, Heft 1) ausdrücklich auf das Wissen des Alltags berufen, wie es in seinen Redewendungen zum Ausdruck komme. Schumpeter untersucht, welche wirtschaftlichen Tatbestände den „quantitativen Charakter" — gemeint ist Charakter des Quantitativen — haben. Quantitativ sind nach ihm: „Arbeit, Ware, Zeit, Preis, Zins usw." „Ein Problem erhebt sich aber bei dem psychologischen Wertbegriff, der einer Messung unzugänglich scheinen könnte. Überraschend leicht löst es sich, und man ist nun so gewöhnt, mit psychologischen Größen zu rechnen und diese eignen sich so sehr dazu, daß . . .". Es folgt hier eine Bemerkung über Grenznutzentheorie und Mathematik. — „Der Wert ist also eine psychologische Erscheinung. Eine Messung derselben scheint zunächst unmöglich, schon wegen des Fehlens einer Einheit. Doch sind psychologische Messungen seit Fechner schon im Gebrauche. Die Schwierigkeit der Messung solcher physisch nicht erfaßbaren Größen hindert vor allem nicht, sie als Quantitäten überhaupt zu betrachten. Schon das Urteil ‚ich habe mich über jenes Ereignis mehr gefreut als über dieses' zeigt, daß das möglich ist. Und wenn wir auch kaum jemals imstande sind, eine numerische Relation zwischen zwei solchen

Gefühlen aufzustellen, so ändert das doch nichts an dem quantitativen Charakter derselben."

Wenn wir im Alltag einem Bekannten erzählen, von zwei Ereignissen, die er auch kennt, habe das eine uns mehr Freude bereitet als das andere, so sieht Schumpeter darin ein „Urteil", in dem zwei Quantitäten Freude erwähnt würden. Schlimmer kann man die harmlos bildliche Ausdrucksweise des Alltags eigentlich nicht verkennen. Aber Schumpeter sieht in jenem „Urteil" einen Beleg dafür, daß man „physisch nicht erfaßbare Größen" als „Quantitäten überhaupt" betrachten könne. Zu diesen Größen gehört „der Wert" und damit kommt ihm der „quantitative Charakter" zu. Über etwas völlig dunkles „Psychisches", genannt „der Wert", sagt Schumpeter etwas aus, das in seinen Ausführungen ebenso dunkel bleibt (vgl. Anm. 25), den „quantitativen Charakter" nämlich, und die Aussage begründet er mit einer Redensart des Alltags, die er in ihrem Sinn verkennt. Für Schumpeter hängt aber noch mehr von diesem Gedankengang ab. Was quantitativ ist, soll nach Schumpeter der „mathematischen Methode" zugänglich sein. Nicht weniger als die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Disziplin, und zwar einer mathematischen, soll sich aus diesem Gedankengang ergeben. Mit einem Gedankengang von mehr als lockerer Art glaubt Schumpeter die höchsten Ansprüche begründen zu können!

Die ausdrückliche Berufung des Werttheoretikers auf ein vermeintliches Wissen des Alltags über größenhaftes „Psychisches" tritt auch sehr klar hervor in einem Gedankengang v. Böhm-Bawerks (Kapital und Kapitalzins, 3. Aufl., Innsbruck 1909, III. Buch, I. Abschn., S. 332). Daß drei Genüsse gänzlich verschieden voneinander sein können, so daß man an ihrer Vergleichbarkeit zweifeln kann, gibt v. Böhm-Bawerk zu. „Aber jeder von uns", meint er, „weiß dennoch recht gut, welcher der drei Genüsse in jedem gegebenen Augenblick für ihn der größte ist." Die Tatsache, daß wir uns für einen der drei Genüsse entscheiden, nimmt v. Böhm-Bawerk als einen Beweis dafür, daß wir über ein Wissen von größenhaftem „Psychischem" verfügen. Ohne dies Wissen sei das Wirtschaften überhaupt nicht möglich, denn nur gemäß dem Wissen um den größten Genuß entschieden wir uns. — Aber wir brauchen gar nicht von der Tatsache unserer Entscheide auf ein so fragwürdiges Wissen zu schließen. Die Entscheide gehen aus der Wirtschaftlichen Erwägung hervor, und dabei wird das Wollen in Gestalt der Bedarfe in die Zucht genommen gemäß den erwähnten Richtschnüren. Dies erfahrbare Stück Willensleben läßt sich nicht einflachen zu einem Erkennen und Wissen, hier sei etwas Größeres als dort an Genuß, Lust usw., so daß wir nach dem Größeren nur noch zu greifen brauchten. Nur die widerwirkliche Konstruktion des „wirtschaftlichen Individuums" verdeckt das Willensleben und ersetzt es durch verschwommene Erkenntnisvorgänge wie „Schätzungen", „Vergleiche" von Wert, Nutzen usw. Daß in jede Vernunfterwägung mancherlei Wissen eingehen muß, ist selbstverständlich. Aber man kann sie nicht ersetzt denken durch ein Wissen, dazu noch durch ein Wissen, über dessen Herkunft und Ausbildung auch v. Böhm-Bawerk keine befriedigende Auskunft hat geben können.

[138]) Den grundsätzlichen Abstand der Theorie der Wirtschaftlichen Erwägung von der Theorie des „subjektiven Wertes" hat z. B. W. Vleugels nicht gesehen, wenn er v. Gottl-O. zur „Familie der Nutzwerttheoretiker" rechnet (Zur Verteidigung der Wertlehre. Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, 1931, S. 262). Beleg für diese Familienzugehörigkeit soll die bildliche Wendung „Wucht des Begehrs" sein, die dem „Nutzen" entspräche. Aber weit entfernt davon, eine „Rechnung in Begehrswucht" anzusetzen und damit eine bildliche Redewendung auszudeuten und sachlich ernst zu nehmen, wie es die „subjektive Wertlehre" mit den Alltagsreden vom „Nutzen" buchstäblich tut in ihren „Nutzenrechnungen", betont v. Gottl-O. überdies noch, daß das so Verbildlichte die Entscheide des Wirtschafters nicht bestimmt. Der Gipfel des Unverständnisses ist es aber, wenn man in einer Abhandlung über den „subjektiven Wert" ausgerechnet auf die Theorie der Wirtschaftlichen Dimension verweist, um zu belegen, daß v. Gottl-O. selber „Wertlehre" vorträgt: das Wort „Wert" sei nur durch ein anderes ersetzt (vgl. P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen", a. a. O. S. 1211). Nichts beleuchtet deutlicher die Nichtigkeit der bisherigen „Auseinandersetzungen" mit v. Gottl-O. Solange man nicht einmal weiß, in welchem Lehrstück v. Gottl-O.s sich die Kritik der „subjektiven Wertlehre" überhaupt befindet, nämlich ihre Ersetzung, ist an ein Verständnis seines Kampfes nicht zu denken.

[139]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1196.

[140]) P. N. Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen" a. a. O. S. 1193.

[141]) H. Peter, Grundprobleme der theoretischen Nationalökonomie, Stuttgart 1933, S. 37.

[142]) Unter den Triebfedern der „reinen" und der „mathematischen" Theorie kann man eine nicht übersehen — das ist der Snobbismus. Wenn sie mit Vorstellungen neuester theoretischer Physik, der Mathematik und deren Grundlagenforschung, über Wirtschaft dahinreden, kommen sich die Mitläufer in der „reinen" und der „mathematischen" Theorie erst als Wissenschafter vor. Die Beschäftigung mit Mathematik und theoretischer Physik ist doch etwas Vornehmes, und welchen Eindruck macht man nicht auf die unkundigen Fachgenossen, wenn man mit lässiger Selbstverständlichkeit über die „eleganten Methoden" der Analysis, über Intuitionimus, Indeterminismus usw. zu ihnen spricht! Wie gut macht es sich, wenn man in einer Abhandlung über Nationalökonomie Planck und Heisenberg zitiert! Wer in das Verständnis der Physik als solcher eindringen will — und er kann als Nationalökonom seine guten Gründe dafür haben — gewiß, an wen sonst soll er sich wenden als an den Physiker. Aber wenn man über Nationalökonomie als solche etwas auszumachen hat, und sich dann ohne weiteres auf einen theoretischen Physiker beruft, so hilft bei diesem unbedachten Entsprechenlassen von Nationalökonomie und Physik der Snobbismus kräftig nach. Seine seinswidrigen Denkerzeugnisse sind dem Snob das „ökonomische Weltbild", er glaubt „Hypothesen" und „Modelle" zu entwerfen, deren sich der Forscher in Tatsachen bei seinen „Induktionen" bedienen müsse. Waren sind nicht das den Unternehmungen Verfügbare, das sie feilhalten, nein, es sind „Quanten wirtschaft-

licher Materie", der „Menge qualitätsloser Atome". Der Preis ist eine „Maßzahl der wirtschaftlichen Materie", eine „Energiezahl", eine „Funktion von Mengen positiver und negativer Nutzatome". „Preiskosmen" bezieht man aufeinander, wendet dabei „gewissermaßen" den Satz von der Erhaltung der Energie an, die „Entropie" wird „paralysiert" — und bei alledem handelt es sich um den Kapitalzins! Snobbismus und nichts weiter ist es, wenn man glaubt, die Sozialtheorien, die auf dem Grundsatz der „Freiheit des Individuums", der „freien Konkurrenz" usw. beruhen, von den „sozialistischen" und „interventionistischen" Theorien am besten so unterscheiden zu können, daß man die ersteren euklidische, die letzteren nicht-euklidische nennt — oder was zwingt dazu, eine ernste Einsicht z. B. in das Zusammenleben zweier Nachbarvölker so auszudrücken, daß das eine in einer euklidischen, das andere in einer nicht-euklidischen Sozialordnung lebe? Man kann die Beispiele vermehren, aber diese dürften genügen, um das Literatentum zu kennzeichnen, das gerade auf dem Boden der „reinen" Theorie aufwächst.

[143]) v. Gottl-O., Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931.

[144]) J. Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908, S. 99.

[145]) Z. B. schreibt E. Schuster (Untersuchungen zur Frage nach der Möglichkeit einer theoretischen Wirtschaftswissenschaft, Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpol., 49. Bd., 1922, S. 147): „Die Interdependenz nun, die uns nicht erfahrungsmäßig gegeben ist, ist die Aufgabe denkhafter Erfindung von Ordnung, um Theorie möglich zu machen." In solcher Äußerung zeigt sich die ganze Denkhaltung der „reinen" Theorie; nur auf ihrem Boden ist diese Vorstellung möglich. Das Erfahrbare ist für sie eine chaotische Mannigfaltigkeit, Zusammenhang und Ordnung sind daran nicht erfaßbar, der Theoretiker muß sie „denkhaft erfinden". Diese der „reinen" Theorie eigene Vorstellung vom Erfahrbaren an der Wirtschaft ist eine bare Phantasie, die geradezu alles ableugnet, was das geschichtlich-gesellschaftliche Geschehen als solches ausmacht. Nach dieser Vorstellung von dem „zunächst Gegebenen" stünden wir vor dem Zusammenleben und dem eigenen Leben gerade so wie der Naturwissenschafter vor den Naturerscheinungen. Aus diesem grundsätzlich verfehlten Ansatz hat sich naturgemäß nur ein Scheindenken entwickeln lassen als „reine" Theorie, dessen Aufkommen schon verwunderlich ist nach den glänzenden Leistungen der Geschichtswissenschaft, der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung in Tatsachen, der Historik und der geisteswissenschaftlichen Logik. Aber es hat teilweise sogar „geherrscht", und die Völker haben diese „Herrschaft" bezahlt mit dem Verlust echter Wirtschaftswissenschaft und mit großem Schaden an ihrem Geistesleben überhaupt.

[146]) Vgl. z. B. O. Morgenstern, Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes. Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, 1931, S. 15.

[147]) Darauf beruft sich z. B. E. Altschul, Vorwort zu A. L. Bowley, Grundzüge der mathematischen Ökonomik. Deutsch v. Bernardelli, Leipzig 1934, S. 7.

[148]) W. Launhardt, Mathematische Begründung der Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1885, S. VIII.

[149]) W. St. Jevons, The theory of political economy. London und New York 1871, S. 3.

Jevons fährt an der zitierten Stelle fort: „There exists much prejudice against attempts to introduce the methods and language of mathematics into any branch of the moral sciences. Most appear to hold that the physical sciences form the proper sphere of mathematical method, and that the moral sciences demand some other method, I know not what.“ — Allerdings, das weiß W. St. Jevons im Jahre 1871 noch nicht! Er weiß nichts von den Forschungen, mit denen die besten Köpfe der Sprach-, Geschichts- und Sozialwissenschaften diese Wissenschaften tiefer begründet haben, in steter Auseinandersetzung mit der Philosophie des Deutschen Idealismus. Jevons weiß nichts von der Abfuhr, die seinem Landsmann Buckle durch J. G. Droysen erteilt wurde nach dem Versuch, mit naturwissenschaftlichen Vorstellungen „die Geschichte zum Rang einer Wissenschaft zu erheben“ (1862), und er weiß auch nichts von der aufbauenden Arbeit J. G. Droysens an den Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Jevons weiß nichts von der Grundlagenforschung, die — um auch hier nur einen der führenden Köpfe zu nennen — K. Knies für die Nationalökonomie geleistet hat (1853). Jevons glaubt, diese Forschung nicht beachten zu brauchen, ja, seine eingestandene Unwissenheit beunruhigt ihn nicht einmal — so stark ist in diesem „Philosophen“ das Vorurteil für die „mathematische Methode“.

[150]) J. Dupuit, De la mesure de l'utilité des travaux publics (Annales des ponts et chaussées. Bd. VIII, 2. Serie, 1844, 2. Sem., S. 375). W. St. Jevons, a. a. O. S. 4. L. Walras, Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Deutsch von Winterfeld, Stuttgart 1881, S. 24, 40. V. Pareto, Über die Anwendung der Mathematik auf Nationalökonomie. (Encyklopädie d. mathem. Wissenschaften I, 2, 1902, S. 1097). J. Schumpeter, Über d. mathem. Methode d. theor. Nat.-Ök. (Zschr. f. Volksw., Sozialpol. u. Verw., Bd. 15, 1906, S. 35/36.) Wl. Zawadski, Les mathématiques appliquées à l'économie politique. Paris 1914, S. 19. J. Moret, L'emploi des mathématiques en économie politique. Paris 1915, S. 5. O. Kühne, Über d. mathem. Methode in d. deutsch. theor. Nat.-Ök. (Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat., 3. F., 68. Bd., 1925, S. 658.)

[151]) Vgl. z. B. F. Y. Edgeworth, On the application of mathematics to political economy. 1889. In: Papers relating to political economy. London 1925, S. 273.

Eindringlich hat E. Schams die Frage untersucht, ob die mathematische Funktionalbeziehung sich angemessen auf wirtschaftliche Zusammenhänge anwenden lasse. Wir betrachten zunächst seinen Aufsatz „Wirtschaftslogik“ (Schmollers Jahrb. 58, 1934, S. 513 ff.) — Sch. beginnt mit Hinweisen auf erfahrbare „Abhängigkeitsbeziehungen“ in der Wirtschaft. „Daß wir es in der erfahrbaren Wirtschaft mit Abhängigkeitsbeziehungen zu tun haben, ist Erfahrungstatsache und kann daher nicht gut in Abrede gestellt werden. Meine Bedarfsdeckung ist abhängig von den Güterpreisen, sie ist auch abhängig von meinem Einkommen ...“ (S. 513). Wir können in solchen Hinweisen nicht den

echten Aufweis der selber tatbeständlichen Zusammenhänge in der Wirtschaft erblicken; denn hier sind durchgängig nur Determinanten der Gestaltung aufgezählt, die dominativen Zusammenhänge der Gestaltung selber aber weggelassen. Auch käme es noch darauf an, die spezifische Seinsweise der „Abhängigkeitsbeziehungen" zu beachten; „Abhängigkeitsbeziehungen" schlechthin besagt gar nichts. Aber lassen wir das beiseite. Sch. unterscheidet drei Gruppen von Lehrmeinungen über jene „Abhängigkeitsbeziehungen". Die erste Gruppe wirft die Frage nach ihrer „logischen Qualität" überhaupt nicht auf. Die zweite Gruppe „intensiviert" diese „Beziehungen", „kleidet sie in die Form mathematischer Funktionen". Die dritte Gruppe lehnt die mathematische Denkform als „mechanische Analogie" ab. — Mit der ersten Gruppe kann man sich nicht auseinandersetzen, die dritte macht sich die Ablehnung der „mathematischen Methode" zu leicht; um das Verfahren der zweiten Gruppe dreht sich hier unsere Auseinandersetzung mit Schams. Er will nämlich die „wirtschaftslogische Rechtfertigung" dafür erbringen, daß man den mathematischen Funktionsbegriff anwendet auf die „Abhängigkeitsbeziehungen" in der Wirtschaft; die Funktion soll ihre „adäquate Darstellung" sein.

„Die gesamte Präformation oder Aktualisierung der Wirtschaft liegt in den Wirtschaftsdispositionen der einzelnen Wirtschafter und des weiteren in den notwendigen Umdisponierungen beschlossen. Diese wirtschaftlichen Entscheidungsakte und Gültigkeitssetzungen sind, logisch betrachtet, nichts anderes als Urteile" (S. 515). Hier liegt der entscheidende Irrtum! Man kann auf keinen Fall die Entscheide, also das Gestalten des Wirtschafters, „logisch" als Urteile „betrachten", die „ausnahmslos einfache prädikative Sätze" sein sollen. Wir sind immer wieder darauf gekommen, daß die wirtschaftlichen Tatbestände, darunter auch die Mengen und Größen, Willensvorgängen zugänglich werden. Die Wirtschaft für einen „Urteilsprozeß" zu halten, heißt die Seinsweise wirtschaftlicher Tatbestände verkennen. Die Seinsdimension der Willensvorgänge richtig in den Griff zu bekommen, das ist die Aufgabe, an der eine „Wirtschaftslogik" sich zu bewähren hat. Woher nimmt die „Logik" Schams' überhaupt das Recht, das Willensleben auszustreichen und die Entscheide des Wirtschafters für „prädikative Sätze" zu erklären? — Allerdings denkt die „reine" Theorie dem Wirtschafter nur ein „Urteilen" zu, das ein verschwommener Abklatsch eines Nur-noch-erkennens ist: ein „Vergleichen" von Nutzen, ein „Schätzen", ein „Beilegen" von Wert usw. Die Beispiele, die Schams für die vermeintlichen „Urteile" des Wirtschafters bringt, sind denn auch weiter nichts als die Konstruktionen der „reinen" Theorie. „‚Brot, Fleisch (aber nicht Obst), Kohle (aber nicht Holz), Wein (aber nicht Wasser) sind für mich wirtschaftliche Güter' oder ‚haben Wert'. Wir haben so einen ersten wirtschaftslogischen Begriff gewonnen. ‚Ist wirtschaftliches Gut' oder ‚hat Wert' oder ‚ist wertvoll'." (S. 515/516.) Diese Sätze sollen nach Schams eine „Abhängigkeitsbeziehung" ausdrücken, „welche die elementarste aller Abhängigkeiten in der Wirtschaft ist, nämlich die Sinnbezogenheit des wirtschaftlichen Wertes, der nichts anderes ist als ‚die Bedeutung' . . ." — es folgt die Mengersche Definition „des Wertes". — Tatbeständlich erfaßbar ist da gar

keine „elementare Abhängigkeitsbeziehung", die „Sinnbezogenheit des wirtschaftlichen Wertes", über die der Wirtschafter nur „prädikative Sätze" auszusagen hätte; sondern die Wirtschafter hegen Bedarfe, d. h. sie fordern, Verfügung zu erlangen über dies und jenes, nehmen dann dies Willensverhalten in die Zucht der Vernunft. Jenes Aussagen darüber, was wirtschaftliches Gut ist und was nicht, jenes „Werten" als „prädikativen Satz" konstruiert nur die „reine" Theorie, im Wirtschaftsleben gibt es sie nicht; und sie konstruiert jenes Urteilen des Wirtschafters nach dem Schema der herkömmlichen, an der Naturwissenschaft geschulten Logik. Die Naturwissenschaften allerdings, die durch das reine sinnliche Vernehmen von allem „erlebten", willensmäßigen Zusammenhang absehen, sind ein bloßes Bezeichnen der Erscheinungen durch „prädikative Sätze". Die in der Erfahrung gesicherten Erscheinungen benennen sie mit Hilfe von Zeichen (Zahlen), die Zeichen verknüpfen sie in reinen Aussagen. Die allgemeine Aussageform ist die mathematische Funktionalbeziehung. Diesem Nur-noch-erkennen auf der Grundlage reinen sinnlichen Vernehmens steht das Willensleben des Wirtschafters und seines Gebildes wesensfremd gegenüber.

Schams führt den Nachweis, daß die mathematische Funktion die angemessene „Darstellung" wirtschaftlicher Zusammenhänge sei, an einem Beispiel durch: aus einem „Wirtschaftsbeschluß der alltäglichen Erfahrung" leitet er in der Art des „Logikkalküls" eine „Satzfunktion" ab, aus dieser eine „mathematische Funktion". Der Wirtschaftsbeschluß heißt: „Ich frage nach 1 kg Butter zum Preise von 4 Schilling." „Dieses Urteil ist aber nur wahr . . ." Hier nur ein Urteil zu sehen, das wahr oder falsch sein kann, darin liegt der Irrtum. Sch. muß aber diesen Ersatz des Entscheides durch den „prädikativen Satz" vornehmen, um eine mathematische Funktion ableiten zu können. Denn diese ist nur die Form prädikativer Sätze. Allerdings kann der Wirtschafter sich selber betrachten und über sein Verhalten so aussagen. Aber das erste und Wesentliche ist doch nicht dies Betrachten und Aussagen, sondern die Willenshaltung des Nachfragens: für dies sind das Kilogramm Butter und die 4 Schilling ursprünglich gegeben als wirtschaftliche Tatbestände; und jene Aussage ist für den Wirtschafter auch nur Willensbesinnung und kein „prädikativer Satz". — Das Ergebnis der Ableitung Schams' in diesem Beispiel ist eine „mathematische Funktion": $d_1 = f(p_1 \cdots p_n)$. $d_1, p_1 \cdots p_n$ sind als reelle Zahlen gedacht, die Nachfrage und Preise bezeichnen sollen. Wir brauchen über die Qualität seiner Ableitung und seines Ergebnisses mit Schams nicht zu rechten, im Ausgangspunkt steckt der Irrtum: die „Wirtschaftsentschlüsse" nur in „Urteilen" enthalten zu glauben.

Mit der Frage der Anwendung mathematischer Vorstellungen auf wirtschaftliche Tatbestände hat sich Schams wiederholt beschäftigt (Zur Geschichte und Beurteilung der exakten Denkformen in den Sozialwissenschaften. Ztschr. f. d. ges. Staatswiss. 85, 1928. — Konstanz und Variabilität ökonomischer Größenbeziehungen. Weltw. Archiv 31, 1930.) Schams hält, in Anlehnung an H. Weyl und H. Dingler, die mathematischen Denkformen für „logische Leerformen", die man als solche in der Nationalökonomie anwenden könne.

Die mathematischen Denkformen sind aber keine Leerformen schlechthin, sondern sie geben durchaus eine Anweisung auf einen spezifischen Kreis des Erfahrbaren, auf das sie anwendbar sind (vgl. III. Teil dieser Arbeit, auch Anm. 91). Die mathematischen Denkformen sind „leer" nur in Bezug auf die Unterschiede unter sinnfrei Gedachtem oder Erfahrenem. Nur an solche Unterschiede (also z. B. unter dem sinnlich Wahrgenommenen, unter geometrischen Gebilden) denken die Erkenntnistheoretiker der Naturwissenschaften, wenn sie von den verschiedenen „Interpretationen" sprechen, deren die mathematischen „Hohlformen" fähig sind; wenn diese Erkenntnistheoretiker aber die Anwendbarkeit der mathematischen „Leerformen" für die Wissenschaften schlechthin behaupten (vgl. Anm. 91), urteilen sie damit über Wissenschaften, in denen sie nicht mehr „Autorität" sind, ihre Urteile sind falsch und bieten keine Stütze mehr. — Schams betont immer wieder, die „Gegenstandsstruktur" eines Sachgebietes und die „Denkform" dürfe man nicht „identifizieren" oder von einander abhängen lassen. Die „Struktur des Gegenstandes" ginge das „ansetzende Denken" an, die Angemessenheit der „Denkform", z. B. der mathematischen, zu erweisen, sei eine zweite Aufgabe, das „Anwendungsproblem". Über diesen ganzen Vorstellungsbereich kommt man hinaus, wenn man mit der Frage nach der „Gegenstandsstruktur" einmal Ernst macht, d. h. wenn man die Frage nach der Seinsweise eines Erfahrbaren stellt, eine Frage, zu der Schams angesichts der wirtschaftlichen Tatbestände nirgends durchgedrungen ist.

Neben E. Schams empfiehlt O. Morgenstern, der seiner Meinung nach logisch „rückständigen" Nationalökonomie aufzuhelfen durch „die neue Logik", die Logistik (Logistik und Sozialwissenschaften. Ztschr. f. Nat.-Ök., Bd. VIII, H. I. Wien 1936). Diese, wie auch die Mathematik, hält M. für eine „rein formale Wissenschaft". Wir sind in die von M. verschmähte Einzeluntersuchung der mathematischen und logistischen Denkmittel eingetreten und haben gefunden, daß sie „Formalisierungen" nur sind im Bereiche des sinnfreien Denkens, im Bereiche also eines spezifischen Denkens. — Allerdings ist es nicht richtig zu sagen — und darin stimmen wir M. zu — die Anwendung von Mathematik schlösse immer schon die Übertragung naturwissenschaftlicher Vorstellungen ein und sie sei darum nicht zulässig in den Sozialwissenschaften. Die mathematischen und die logistischen Denkmittel haben wir als solche untersucht und dabei festgestellt, daß sie dem Erkennen wirtschaftlicher Tatbestände unangemessen sind: sie sind nicht — wie M. meint — Denkmittel „der Logik", sondern der spezifischen Logik sinnfreien Denkens; es gibt noch ganz andere Forschungen zur „Logik". Die Ansicht M.'s, wir müßten Mathematik anwenden, da sie „ein Teil der Logik" sei, erweist sich damit als haltlos.

Die Logistiker — und wir meinen jetzt die wirklichen Träger dieser Forschung — übersehen ständig die spezifische Eigenart der Denkmittel, die sie ausbilden. Sie glauben, die Logik schlechthin fortzubilden, treiben in Wahrheit aber nur Grundlagenforschung spezifischer Wissenschaften, derer nämlich, die das sinnfreie Denken üben. Allerdings haben sie das erneuert,

was bisher als die Logik schlechthin fast ausschließlich bekannt war; aber diese Logik ist eben immer nur eine solche des sinnfreien Denkens gewesen. — Daneben wird mindestens seit hundert Jahren bewußt die Grundlagenforschung spezifisch anderer Wissenschaften ausgebildet, nämlich der Geisteswissenschaften, der Rechts- und Sozialwissenschaften, und wir sind heute dabei, diese Grundlagenforschung auszubauen als Logik der Willensbesinnung und des „schöpferischen Begriffs" (v. Gottl-O.) und dabei anzuknüpfen an bestes deutsches Geistesgut. An dieser geistigen Bewegung, die die Sozialwissenschaften zu „politischen Wissenschaften" ausbilden will in dem tiefen Sinne, daß sie die Gestaltung menschlichen Zusammenlebens erfassen sollen, nimmt heute jeder deutsche Sozialwissenschafter mehr oder minder teil, häufig allerdings nur gefühlsmäßig. Auf die angemessenen Begriffe hat v. Gottl-Ottlilienfeld dieses Streben gebracht, sein Buch „Wirtschaft und Wissenschaft", Jena 1931, ist das Standardwerk in dieser Richtung; eine kurze Skizze der Probleme bietet seine Schrift „Die Läuterung des nationalökonomischen Denkens als deutsche Aufgabe", Berlin 1934. Diese Werke bestimmen heute den logischen Rang der Sozialwissenschaften. Jene Importeure der Logistik hingegen, die sich als die „Bringer des Neuen" vorkommen, verfeinern nur solche Denkweisen, die in den Sozialwissenschaften niemals fruchtbar waren und dort auch längst schon überwunden sind.

[152]) Vgl. z. B. B. Weiß, Über d. mathem. Methode in d. Nationalökonomie (Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat. 31, 1878, S. 300/301. H. H. Gossen, Entwickelung der Gesetze, Neue Ausg., Berlin 1889, S. 192. W. Launhardt, Mathematische Begründung der Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1885, Vorrede S. V. J. Schumpeter, Über d. mathem. Methode d. theor. Nat.-Ök. (Zschr. f. Volksw., Sozialpol. u. Verw. 15, 1906, S. 32). — Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart I, Wien 1927, S. 11/12. — Vorwort zu Wicksells Arbeit über mathem. Wirtschaftstheorie. (Archiv f. Sozialwiss. 58, 1927, S. 243/244). F. Y. Edgeworth, Mathematical Method in political economy. (Palgrave's Dictionary of Pol. Ec. II. London 1925, S. 711).

In derselben Richtung wie die Vorstellung, die Mathematik sei nur eine „strengere Sprache", der man sich mit Vorteil bedienen könne, liegen auch die bildlichen Wendungen, in denen man die Mathematik mit einem schnellen und bequemen Verkehrsmittel vergleicht: man könne zwar zu Fuß gehen, aber besser sei es doch, z. B. mit dem Auto zu fahren usw. Das mathematische Denken ist aber gegenüber den durchdachten Tatbeständen nicht „neutral" und ist nicht so harmlos, wie man es hier hinstellt. Jene bildlichen Wendungen sind nichtssagend.

[153]) v. Gottl-O., Wirtschaft und Technik, 2. Aufl., Tübingen 1923.

[154]) v. Gottl-O., Wirtschaft und Wissenschaft, Jena 1931, 1. Bd., Nr. 294, 2. Bd., Nr. 337.

[155]) Die Aufgabe, die sich der Theoretiker hier eigentlich stellen müßte, wird gar nicht gesehen, nämlich die „psychischen Phänomene", auf die man die mathematischen Denkformen anwenden will, in erfahrungswissenschaftlich

einwandfreier Weise als wirtschaftliche Tatbestände aufzuzeigen, statt von ihnen immer nur zu reden. Das Verfehlen jener Aufgabe kann man z. B. beobachten bei H. Bernardelli (Die Grundlagen der ökonomischen Theorie. Tübingen 1933). Statt an den „psychischen Erscheinungen" Erfahrungsarbeit zu leisten, wie die Physiker es an ihren Gegenständen tun, wenn sie einen Größenbegriff ausbilden, spricht B. über die „Grade der Stärke" jener Erscheinungen nur so, wie man aus guten Gründen über die Zahlen des linearen Kontinuums allerdings sprechen kann. Seiner Ansicht nach aber hat er nachgewiesen, „daß die mathematische Form des Kontinuums der inneren Natur genau so zugrunde liegt wie der Erkenntnis äußerer Verhältnisse", und darauf beruhe „zum wesentlichen Teil das Gedankengebäude der mathematischen Ökonomik" (S. 38/39).

156) H. H. Gossen, Entwickelung der Gesetze . . . Berlin 1889, S. 4/5.

157) O. Morgenstern, Die drei Grundtypen d. Theorie d. subjektiven Wertes, a. a. O. S. 7.

158) H. H. Gossen, a. a. O. S. 9.

159) H. H. Gossen, a. a. O. S. 8/9.

160) A. L. Bowley, The mathematical groundwork of economics, Oxford 1924, S. 1/3 und S. 6.

161) In der Einleitung zu „The Mathematical Groundwork of Economics", Oxford 1924, führt A. L. Bowley aus: „It is proposed in the following treatment to have in mind two entities; the one incommensurable, the satisfaction derived from economic goods or in some cases the desire to obtain them, the other measurable, e. g. the physical quantity of goods" (S. 1). — Nur einmal ist da auf einen Tatbestand hingewiesen, nämlich auf die physikalische Quantität der Güter. Wir wissen, daß man damit die Güter grundsätzlich nicht erfaßt, wie sie in der Wirtschaft von Wirklichkeit sind. Aber jedenfalls ist die physikalische Quantität etwas von der Physik regelrecht als Tatbestand Erarbeitetes. Das andere Seiende (entity) aber, die Befriedigung (satisfaction), bleibt unsicher als Tatbestand. Von ihr sagt B. nur, daß sie unmeßbar (incommensurable) sei und daß die wirtschaftlichen Güter sie „gewähren" (the satisfaction derived from economic goods, the pleasure or satisfaction derived from the possession or use of things). — B. gibt dann die genauere Beziehung dieser beiden Arten von Seiendem an. „The more exact relationship is as follows: write U (x, y, . .) for an algebraic function of measurable quantities x, y, . .; let it be so related to an entity we will call S (x, y, . .), where S is not a calculable function but the non-measurable satisfaction derived from quantities x, y, . ., that the following postulates are satisfied." Es folgen drei Festsetzungen, durch die die beiden Variablen U und S einander zugeordnet werden (S. 1/2).

Bis jetzt ist noch in keiner Weise ersichtlich, wie B. mit seinem Gedankengang an wirtschaftliche Tatbestände herankommen kann. Wenn er folgerichtig weiterdenkt, kann er sie grundsätzlich nicht in den Blick bekommen. Denn er nimmt seinen Ausgang von physikalischen Maßzahlen, denkt sie in Funktional-

beziehungen zu gewissen Veränderlichen U und S, die dann auch nur noch physikalische Größen sein können. In die verstehbare Willenswelt der Wirtschaft ist auf diese Weise überhaupt nicht hineinzukommen. Sollen wir nun erwarten, daß B. zwei physikalische Größenbegriffe ausbildet, für die er bisher nur die Symbole U und S eingeführt hat, oder daß er zwei wirtschaftliche größenhafte Tatbestände aufzeigt? — Wir gehen B.s folgende Ausführung Satz für Satz durch. „U is measured on a definite scale, like the hight of a thermometer." Wo hat B. diese Skala erarbeitet mit Nullpunkt, Einheit und Skalenform? B. zeigt sie nicht vor, stellt sie aber der Thermometerskala an die Seite. „To any point on this scale corresponds a level of satisfaction, to be compared with the personal sensation of heat." Offenbar sollen sich die U-Zahlen zu „a level of satisfaction" verhalten wie die Temperaturzahlen zu den Wärmeempfindungen. Dieser Vergleich ist darum nichtssagend, weil die Temperaturzahlen den Wärmeempfindungen gar nicht zugeordnet sind, sondern den Volumina der Thermoskope, deren Verwendung auf einer Reihe gesicherter Erfahrungen (z. B. Wärmeausgleich) beruht. Zudem, wenn die Befriedigungsgefühle mit den Wärmeempfindungen vergleichbar sein sollen, so kann es keine Werte S (satisfaction) geben, die in Funktionalbeziehung zu den physikalischen Maßzahlen x, y, z stehen, wie der Ausdruck S (x, y, . .) vorgibt. Denn den Wärmeempfindungen legt der Physiker keine Zahlen bei. „When U increases, when the thermometer rises, S the satisfaction is increased, the sensation of heat is intensified." Wachsender Befriedigung soll das Zunehmen der U-Zahlen entsprechen. Eine Zuordnung von Zahlen zu etwas derart Fragwürdigem wie die „Befriedigungsintensitäten" ist selber fragwürdig. Zahlen kann man nur solchen Zuständen zuordnen, die man verbindlich aufzeigen und wiederherstellen kann, wie z. B. die Volumenausdehnungen der Thermoskope. — „But a movement of 5 points (5 degrees) on the scale does not give a corresponding measurement of increased satisfaction, the intensification of sensation is not measurable. The thermometer is calibrated; the imaginary vessel of sensation is not." Eine bestimmte Zunahme auf der U-Skala soll also nichts darüber aussagen, wie sich die satisfaction ändert. Zu- und Abnahme der Befriedigung bleiben also als Tatbestände durchaus ungesichert; es bleibt dabei: es wird von ihnen nur geredet. Die U-Skala ist ebenfalls nicht als solche ernst zu nehmen; nur durch Arbeit am Erfahrenen kann man Größenbegriffe und -ausdrücke ausbilden, aber nicht durch bloßes Ausdenken und mit Hilfe schiefer Vergleiche zum physikalischen Größendenken.

Dem Ansatz zu Bowleys Gedankengang liegt die Redewendung zugrunde: „Ein Gut gewährt einen Nutzen." B. denkt dann so weiter: Güter sind bald in größerer bald in geringerer Menge da, der Nutzen — wie doch jedermann weiß und sagt — ist bald größer bald kleiner. Also sind da zwei variable Größen. Ändern sich die Gütermengen, so kann sich der Nutzen ändern; also haben wir da einen Funktionalzusammenhang: U (x, y, . .). Man braucht nur mit dem Ansetzen dieses Funktionalausdrucks zu beginnen statt mit jener harmlosen, halb bildlichen Wendung vom Nutzen gewährenden Gute, so

nimmt sich der Gedankengang für den oberflächlichen Blick als die peinlich saubere Einführung eines Größenbegriffes aus. Man darf allerdings nicht wissen, daß etwas in spezifischer Weise Größe sein muß, um Variable im mathematischen Sinne sein zu können; man darf nicht wissen, daß die mathematische Funktionalbezeichnung eine spezifische Art Zusammenhang darstellt mit ganz bestimmten Erfordernissen; man darf schließlich nicht wissen, daß der bald größere bald kleinere Nutzen von der Theorie nur ausgedacht ist — auf Grund gewisser Alltagsreden. Sonst sieht man eben jene harmlose Redewendung vom Nutzen gewährenden Gute zugrunde liegen, die hier nur aufgedonnert ist zur mathematischen Funktion. Das Denkwerkzeug der mathematischen Funktionalbeziehung ist aber nachweislich zu anderen Zwecken ausgebildet worden.

[162]) V. Pareto, Manuel d'économie politique, 2. Aufl., Paris 1927, S. 539/540.

[163]) Vgl. O. Spann, Die mechanisch-mathematische Analogie in d. Volkswirtschaftslehre. (Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. 30.) 1910, S. 792/798, Ders., Hauptpunkte der universalistischen Wert- und Preislehre. (Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, S. 204/205.)

[164]) Um den „Grenznutzen" als Differentialquotienten einzuführen, verkennt J. Fisher genau so wie Jevons die Gütermenge als wirtschaftlichen Tatbestand: von der Gütermenge z. B. „A gallons of (a)" geht er über zu dem dA. (Mathematical investigations, 1925, S. 13). Der sinnhaften Veränderung der verfügbaren Gütermenge wird die infinitesimale Veränderung einer physischen Quantität untergeschoben und diese wird rechnerisch verbunden mit der infinitesimalen Änderung des nur ausgedachten „Nutzens". Auf dieser Grundlage beruhen dann auch die „Methoden der statistischen Messung des Grenznutzens", die J. Fisher und R. Frisch ausgearbeitet haben. J. Fisher, A statistical method of measuring 'marginal utility' . . . (Econ. Essays contributed in honor of J. B. Clark, 1927). R. Frisch, Sur un problème d'économie pure (Series Norsk Matematisk Forenings Skrifter, Serie I, Nr. 16, 1926). Ders., New Methods of measuring marginal utility. (Beiträge z. ök. Theorie, hrsg. v. E. Lederer und J. Schumpeter. 3. Tübingen 1932.)

Diese „Methoden" können die Versäumnisse in den grundlegenden Fragen nach den Tatbeständen, die „Nutzen" und „Grenznutzen" heißen sollen, nicht mehr gutmachen, da sie die „Nutzenrechnung" voraussetzen.

[165]) Vom fachmathematischen Standpunkt hat P. Lorenz auf die mangelhafte Diskussion der Gleichungssysteme der „mathematischen" Nationalökonomie und ihrer Lösungsbedingungen hingewiesen. Gegen einen gewissen Mißbrauch mathematischer Formulierungen in der theoretischen Nationalökonomie. (Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat. 134, 1931, S. 54 ff.) — Denkrichtungen in der mathematischen Ökonomie und Statistik. Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat. 136, 1932, S. 820.

[166]) L. Walras, Mathematische Theorie d. Preisbestimmung, Stuttgart 1881, S. 24.

[167]) Vgl. P. Lorenz, Denkrichtungen in der mathematischen Ökonomie und Statistik. (Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat. 136, 1932, S. 818.)

[168]) L. Walras, a. a. O. S. 24/25.

[169]) Vgl. z. B. J. Schumpeter, D. Wesen u. d. Hauptinhalt, Leipzig 1908, S. 71.

Auch die „Indifferenzlinien" gewinnt man nach Pareto durch das Abfragen.

[170]) L. Walras, a. a. O. S. 9.

Walras meint, Käufer und Verkäufer könnten sich auf dem Markt durch Agenten vertreten lassen, denen sie ihre Anweisungen geben. Die Agenten könnten dann ihrerseits „jene Anweisungen einem Rechner übergeben und dieser letztere wird den Gleichgewichtspreis, vielleicht nicht ganz so schnell, sicherlich aber genauer ermitteln, als dies bei dem Mechanismus der Hausse und Baisse der Fall ist". Hier liegt der Denkfehler! Daß Käufer und Verkäufer (oder deren Agenten) sich mit Entscheiden gegenüberstehen im Gestaltungskampf auf dem Markte und ihre Entscheide in den sinnhaften wirtschaftlichen Größenausdrücken kundgeben, ist etwas grundsätzlich anderes als das rechnerische Verknüpfen reiner Zahlen, das der Rechner vornimmt.

[171]) Archiv für mathematische Wirtschafts- und Sozialforschung, Bd. I, H. 2 (1935), S. 84.

[172]) v. Gottl-O., Bedarf und Deckung, Jena 1928, S. 59.

[173]) H. v. Stackelberg, Marktform und Gleichgewicht, Wien und Berlin 1934, S. 4.

Nach H. Mayer (Art. „Gut" Hwb. d. Stw. 4. Aufl. 1927, S. 1276) ist die Produktion, technisch betrachtet, eine „Kombinierung von verschiedenen Kräften und Stoffen ...". Über den technischen Vorgang als solchen und über seinen Sinn klären solche Redensarten gewiß nicht auf. Aber gerade weil man den Sinngehalt der technischen Rationalität nicht kennt, sieht man nur zusammenhanglose Dingmengen, genannt „Produkt" und „Produktionsmittel", vor sich, deren Ausmaße man rechnerisch verknüpfen müsse in Funktionen.

[174]) A. L. Bowley, The mathematical groundwork of economics, Oxford 1924, S. 28/29.

[175]) H. v. Stackelberg, Marktform und Gleichgewicht, Wien und Berlin 1934, S. 5.

[176]) Allerdings kann man in den Schulen der „reinen" Theorie auch von Stillstand sprechen hören, der natürlich immer bei den „anderen", niemals in der eigenen Schule herrscht. So stellt z. B. O. Morgenstern den Stillstand der Lausanner und der Cambridger Theorien fest, während in Wien regstes Leben herrsche. (Die drei Grundtypen ... Schr. d. Ver. f. Sozialpol. 183/I, S. 22, 30/31.) H. v. Stackelberg wiederum bekämpft „die Meinung, das Gebäude der theoretischen Volkswirtschaftslehre sei mit den Leistungen der drei Schulen: Wien, Cambridge und Lausanne im wesentlichen beendet" (Schmollers Jahrb. 59, 1935, S. 703). Darin kann man Stackelberg allerdings zustimmen; aber wir folgen ihm nicht mehr, wenn er die „eigentliche Aufgabe"

darin sieht, „die umfassende Theorie der Wirtschaft auf der Grundlage unvollständiger Konkurrenz" (S. 708) aufzubauen. Für die angelsächsische Nationalökonomie mag es eine wesentliche Denkbewegung sein, von der „Voraussetzung" der „freien Konkurrenz" zu der vom „unvollständigen Wettbewerb" (imperfect competition) überzugehen. Für den deutschen Nationalökonomen bedeutet diese Art, Wirtschaft zu sehen, auch nur „angelsächsische Geschäftsökonomik" (v. Gottl-O.). Das deutsche Streben und seine gebildtheoretischen Leistungen, Wirtschaft nicht „vom Markte her", sondern „vom Volke her" zu verstehen, würdigt man nicht zur Genüge, wenn man nur von jener angelsächsischen „Theory of monopolistic competition" „wirklichkeitsnahe Theorie des tatsächlichen Wirtschaftslebens" erwartet (S. 709).

[177]) J. Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908, S. 616.

[178]) J. Schumpeter, Wesen und Hauptinhalt ... S. XI, XIX, 554/580.

[179]) F. Y. Edgeworth, Mathematical psychics. An essay on the application of mathematics to the moral sciences, London 1881. Neudruck 1932, S. 15: „at least the conception of Man as a pleasure machine may justify and facilitate the employment of mechanical terms and mathematical reasoning in social science."

[180]) V. Pareto, Manuel d'économie politique, 2. Aufl., Paris 1927, S. 170/171.

[181]) Die Einwände gegen die „reine" Theorie oder gegen die „mathematische Methode" hat man wiederum nicht genügend gewürdigt. Außer v. Gottl-O. und Spann (Vgl. Anm. 163) haben an namhaften Forschern Einwände erhoben: Fr. J. Neumann, Naturgesetz und Wirtschaftsgesetz. Ztschr. f. d. ges. Staatswiss. 48. 1892. A. Voigt, Zahl und Maß in der Ökonomik. Ztschr. f. d. ges. Staatswiss. 49. 1893. P. Painlevé, Vorrede zu W. St. Jevons, La théorie de l'économie politique, franz. Übers. Paris 1909. F. Simiand, Remarques sur l'économie mathématique en général. L'Année Sociologique. Bd. II. (1906—1909) Paris 1910, S. 516ff.

Lebenslauf

Am 24. 7. 1904 wurde ich in Harburg-Elbe geboren. Ich besuchte die Realschule zu Wilhelmsburg, das Reform-Realgymnasium zu Altona und das Realgymnasium zu Harburg-Elbe, wo ich zu Ostern 1923 die Reifeprüfung bestand. In Hamburg und Kiel studierte ich Nationalökonomie, Jurisprudenz und Philosophie, vom S.-S. 1927 an in Berlin Nationalökonomie, Philosophie und Mathematik. In Hamburg nahm ich an dem Seminar von Herrn Prof. Dr. A. Görland teil, in Kiel an dem von Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. F. Toennies; in Berlin gehörte ich dem Seminar von Herrn Prof. Dr. Fr. v. Gottl-Ottlilienfeld an, dem ich das Beste meiner wissenschaftlichen Ausbildung verdanke.